

Publikum der
Kammermusik-
aufführungen vor
der Donaueschinger
Festhalle in den
1920er Jahren.



Vor gut 100 Jahren, im Sommer 2021, fanden die ersten „Kammermusikaufführungen“ in Donaueschingen statt. Als erstes Spezialfestival für *Neue Musik* erweckte diese Veranstaltung schon in den ersten fünf Jahren Aufmerksamkeit im In- und Ausland. Nach 1926 wanderte das Festival zunächst nach Baden-Baden ab und wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als „Donaueschinger Musiktage“ zusammen mit dem Südwestfunk zu einem unter Musikexperten weltweit berühmten Festival. Der Beitrag von Friedemann Kawohl in diesem Band konzentriert sich auf die dazwischen liegenden, politisch unruhigen Jahre: In den späten Jahren der Weimarer Republik, in der Wirtschaftskrise, im Nationalsozialismus und in den orientierungslosen Nachkriegsjahren folgte die Gestaltung des Programms auch politischen Zielen.

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 65 · 2022



Die Bregbrücke
in Wolterdingen

Neue Lebensräume
Kreuzkröten
in der Riedbaar



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

**Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar**

65. Band 2022

**Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

65. Band 2022



**Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
gegründet 1805**

Impressum

- Schriftleitung Michael Tocha unter Mitarbeit von Dr. Helmut Gehring
- Herausgeber © Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.
Donaueschingen 2022.
- Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im April. Redaktionsschluss ist der 30. September des Vorjahres.
- Der Schriftenband kostet 25 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 30 Euro enthalten.
- Geschäftsstelle Donaueschingen (Schulstraße 6)
- Öffnungszeiten: Mo 18–19 Uhr (Änderungen vorbehalten)
Telefon: (0771) 92 94 205
www.baarverein.de, info@baarverein.de, Facebook: Baarverein
- Postanschrift: 78159 Donaueschingen, Postfach 1954
- Bankverbindung:
Sparkasse Schwarzwald-Baar
IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10
- Lektorat Rolf Baiker
- Titelabbildung Die Wolterdinger Bregbrücke (2008) – Foto: Hermann Sumser
- Layout/Satz Holger von Briel
- Druck Druckerei Herrmann, Donaueschingen

Dieses Jahrbuch wird gefördert durch:
Regierungspräsidium Freiburg
Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis
Stadt Villingen-Schwenningen
Stadt Donaueschingen
Stadt Hüfingen
Gemeinde Niedereschach
Sparkasse Schwarzwald-Baar
Firma Karl Storz (Tuttlingen)



Inhalt

Vorwort Seite 7

Naturwunder der Kulturlandschaft

WOLF HOCKENJOS

Scheffheu – ein Tannenwunder 9

OTTO KÖRNER

Die Kreuzkröte in der Riedbaar –
Untersuchungen zum Bestand 2021 17

MATTHIAS EBERT

Erfolgreiche Brut eines Wendehalspaares in Villingen 35

HANNAH MIRIAM JAAG

Schnecken auf der Ruine Kirneck 39

Bodenschätze am Schwarzwaldrand

DIRK STECKER

Die Bergwerke „Otto am Kohlerberg“
und „Karl im Mailänder“ in Schabenhäusern 43

JOSEF VOGT

Die Weißtongrube am Haselberg zu Überauchen –
ein *Lost Place* mit bewegter Geschichte 51

Aufbrüche ins 20. Jahrhundert

URSULA SPECKAMP

Heinrich Hansjakob auf der Baar – eine Sommerreise im Jahr 1900 67

CLEMENS JOOS

Form follows function. Die Bregbrücke in Wolterdingen 77

JOACHIM STURM

Frühe Stromgewinnung im Hintervillinger Raum:
Das Kraftwerk Roth in Fischbach 1911–1928 115

ULF WIELANDT

Schülerkarten aus Meßkirch 127

Anpassung und Eigensinn in der Diktatur

KLAUS MAIWALD

Die Freiwillige Feuerwehr Unterkirnach
während des Nationalsozialismus 131

HARALD KETTERER

Raimund Faller aus Unadingen –
ein Opfer der nationalsozialistischen Rechtsprechung 153

Kunst als Impuls und Erbe

FRIEDEMANN KAWOHL

Neue Musik, Gebrauchsmusik, politische Musik –
Die Donaueschinger Musiktage zwischen 1921 und 1950 173

ANTONIA REICHMANN

Das Denkmal von 1988 im Fürstlichen Park
zum 75. Jahrestag der Gesellschaft der Musikfreunde 203

Aus der Bibliothek des Baarvereins 209

Buchbesprechungen 210

Der Baarverein – Rückblick und Ausblick 227

Jahresprogramm 2021 – Rückschau 228

Jahresexkursion 2021 – Fahrt nach Oberschwaben 232

Johann Wenzel Kalliwoda – Der Tagungsband ist erschienen 238

Mitgliederversammlung 2021 240

Kassenberichte für die Rechnungsjahre 2019 und 2020 242

Zu unseren Mitgliedern 244

Nachruf Hildegret Sattler 245

Nachruf Günther Reichelt 246

Nachruf Susanne Huber-Wintermantel 248

Jahresprogramm 2022 250

Hinweise für Autoren 256

Es ist immer wieder eine spannende Frage, welche Beiträge im Lauf eines Jahres in den „Schriften der Baar“ zusammenkommen. Denn anders als bei vielen vergleichbaren Zeitschriften gibt es keine Leitthemen oder Schwerpunkte, die die Redaktion für einen Band festlegt und so die Entstehung von Aufsätzen steuert. Die eingereichten Arbeiten folgen den zufälligen Forschungsinteressen der Autorinnen und Autoren; die Themen kommen von ihnen, sie weisen die Richtung, sie bestimmen, was der Mitteilung wert ist. Auf diese Weise entsteht ein vielfältiges Panorama der Beschäftigung mit unserer Region.

Trotz dieser Offenheit ergeben sich immer wieder inhaltliche Schwerpunkte. Offenbar liegen manche Themen in der Luft und ziehen erhöhte Aufmerksamkeit auf sich. Das ist auch in diesem Jahrgang der Fall.

Die Naturgeschichte ist seit alters ein Anliegen des Baarvereins. Die Beiträge dieser Sektion zeigen mit dem Scheffheu oberhalb der Wutachschlucht einen Märchenwald fast wie bei Wilhelm Hauff und erkunden Lebensräume und Brutverhalten kleiner Tiere. Die fachkundigen Texte sind ergänzt durch faszinierende Bilder. Sie stehen am Anfang und geben dem Band sein Gepräge.

Beim Bergbau verbindet sich Natur, genauer die Geologie, mit Wirtschaft und Geschichte. Dass auf der Baar nicht nur in Blumberg versucht wurde, dem Boden Rohstoffe abzugewinnen, ist vielleicht weniger bekannt. In dieser Ausgabe beschreiben gleich zwei Autoren den Abbau von Bodenschätzen, nämlich Silber in Schabenhäusern und Weißton in Überauchen.

Bei den geschichtlichen Darstellungen liegt ein Schwerpunkt auf dem beginnenden 20. Jahrhundert und seiner Fortschrittsdynamik. Heinrich Hansjakob, der im Jahr 1900 im Zweispanner auf der Baar herumfährt, scheint noch ganz dem 19. Jahrhundert zugewandt. Aber nur wenige Jahre später vollziehen sich mit der Wolterdinger Bregbrücke, dem Kraftwerk Fischbach und der erweiterten Realschule Meßkirch Aufbrüche in eine ästhetische, technische und soziale Modernisierung.

Die Aufarbeitung des Nationalsozialismus ist seit längerem ein Anliegen dieser Zeitschrift. In diesem Jahrgang wird am Beispiel der Feuerwehrleute von Unterkirnach und des Unadinger Dissidenten Raimund Faller geschildert, wie sich Menschen dieser Gegend im Spannungsfeld von Anpassung, Renitenz und staatlicher Verfolgung verhielten.

2021 wurde das hundertste Jubiläum der Donaueschinger Musiktage begonnen. Aus diesem Anlass verfolgen zwei Beiträge ihre Rezeption im Musikbetrieb der Jahrhundertmitte und in der Bildenden Kunst am Ort.

Auch die vorgestellten Bücher handeln von den Musiktagen, von Tannen und Vulkanen, Museen und Flugplätzen und umfassen die Zeit von den Kelten bis ins 20. Jahrhundert. Es sei daran erinnert, dass sie in der Bibliothek des Baarvereins gelesen und von Mitgliedern auch ausgeliehen werden können. Kürzlich sind die Baarschriften der Plattform „recensio.regio“ beigetreten, auf der an die 40 renommierte Zeitschriften in ganz Deutschland regionalhistorisch wichtige Buchbesprechungen langfristig frei verfügbar machen. Für die „Schriften“ ergibt sich daraus der Ansporn, ihren Rezensionen noch mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Rückblick auf das Jahresprogramm 2021 zeigt eindrucksvoll, dass auch in schwierigen Zeiten das Vereinsleben lebendig geblieben ist. In der vereinseigenen Reihe *Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg* konnte der dritte Band erscheinen, er ist dem F.F. Hofkapellmeister Kalliwoda gewidmet. Die Nachrufe würdigen drei Persönlichkeiten, die für den Baarverein und die Kultur Donaueschingens Außerordentliches geleistet haben.

Neu ist ab diesem Jahresband, dass die Autorinnen und Autoren der Fachbeiträge auch mit einem Foto abgebildet sind. Es sind ja nicht bloß Namen und Steckbriefe, die diese Zeitschrift mit Geist erfüllen, sondern Persönlichkeiten mit Gesicht. Indem sie sichtbar werden, werden vielleicht auch die Inhalte zugänglicher, für die sie eintreten.

Michael Tocha

Scheffheu – ein Tannenwunder

von WOLF HOCKENJOS

Man könnte daher nach Umständen sagen, es sey die Buche hier in ihrem Rechte; allein beim Anblick der älteren ausgezeichneten Reste des Nadelholzes und bei der nicht aufzugebenden Hoffnung der Wiederaufnahme der Flößerei auf der Wuttach, kann man nicht im Zweifel seyn, was man zu wünschen und folglich zu tun habe.

CARL GEBHARD, F.F. Oberforstinspektor, am 21. August 1855 in seinem Donauschinger Vortrag vor dem Forstlichen Verein im badischen Oberlande.¹

Nein, mit der Flößerei hat es auf der Wutach nicht mehr geklappt, wie uns nicht zuletzt in Heinrich Hansjakobs *Theodor, der Seifensieder* bestätigt wird: Die Wolfacher Schiffergesellschaft, die den wilden Fluss für die stammweise Flößerei herzurichten versprach, ist damit 1847 kläglich gescheitert bei einem Gesamtschaden von 200.000 Gulden. Und auch Kaiser Wilhelms II. „strategische“ Sauschwänzlebahn, 1890 mit Tunneln und Kehren in Betrieb genommen, hat sich nicht mehr sonderlich bewähren dürfen für den Abtransport des fürstlich fürstbergischen Stammholzes. Doch irgendwie ist das Nadelholz immer in den Sägewerken gelandet – auch vor der Erschließung mit Lkw-tauglichen Forstwegen. Mit langschäftigem Nadelholz lässt sich Geld verdienen in der Waldwirtschaft.

Wer von Achdorf aus, tunlichst nach einer Stärkung im Gasthaus Scheffellinde, auf nahezu alpinem, seilgesichertem Fußsteig über den Grat hinauf zum Plateau des *Scheffheus* gelangt, auch wer es von Mundelfingen her auf bequemere Weise erreicht, steht plötzlich, nach Absolvierung einer längeren Wegstrecke durch wenig reizvollen, von Fichten und Buchen dominierten Wirtschaftswald (mitsamt Sturm- und Käferlücken, Schadholzpoltern und aufgewühlten Maschinenspuren), vor einer dunkelgrünen Wand: vor einem saft- und kraftstrotzenden Weißtannen-Mischwald, welcher das forstübliche Erntealter offenbar längst überschritten hat. Fast kommt es einem so vor, als stünde man in Wilhelm Hauffs Märchenwald. Und das ausgerechnet im *Scheffheu*, dessen Namen eher an den in der Region noch überaus populären Schriftsteller und F. F. Hofbibliothekar JOSEPH VICTOR VON SCHEFFEL (1826–1886) erinnert und der mehr nach Heuernte klingt als nach Wald. Plausibler ist allemal die Herleitung von *Schäf* (Schafe) und *Häu* (abgeholzte Flächen), wie es eine Achdorfer Gemarkungskarte aus dem Jahr 1786 (mit *Schäfhäu*) nahelegt. Die Kuppelkronen der Weißtannen erscheinen so kompakt und dicht benadelt, als hätte es ein „Tannensterben“, erst

recht ein „Waldsterben 2.0“ nie gegeben. Der Waldfreund stutzt jedenfalls und gerät ins Rätseln: Wie soll er sich bloß die Entstehung und das Überdauern eines solch raren, fast schon unzeitgemäßen Waldbildes erklären? Es drängt ihn, mehr darüber in Erfahrung zu bringen.

Man könnte zur Aufklärung ja mal bei den Förstern anklopfen. Doch wo Akteneinsicht nehmen nach der allerjüngsten Forstreform (vom 1. Januar 2020), bei welcher der Staatsforstbetrieb (Forst BW) aus den (am 1. Januar 2005 neu gebildeten) Kreisforstämtern ausgegliedert wurde, nunmehr als Anstalt öffentlichen Rechts (AöR)? Immerhin ist zu erfahren, dass mittlerweile das Amt in St. Blasien für den *Scheffheu* zuständig ist – für diesen seinen abgelegenen, fernöstlichsten Staatswalddistrikt. Was freilich vermuten lässt, dass Karten- und Forsteinrichtungsunterlagen noch unausgepackt in Umzugskartons schlummern. Umso erfreulicher ist die Auskunft des Donaueschinger Kreisforstamtsleiters FRIEDER DINKELAKER, wonach er sich selbst – was für ein Glücksfall! – anno 1990 im Rahmen seiner forstwissenschaftlichen Diplomarbeit² intensiv auch mit diesem Tannenwald beschäftigt hat. So entpuppt sich der *Scheffheu*, das aus Liaskalken gebildete Plateau mit den übersteilen, rutsch- und bergsturzgefährdeten Flanken, als bis unlängst noch im Eigentum des Donaueschinger Fürstenhauses befindlicher Wald, der 1987 an das Land veräußert wurde. CARL GEBHARD (1800–1874) indessen, einstiger Chef der F.F. Forstverwaltung, war zugleich Präsident des *Forstlichen Vereins im badischen Oberlande*, des heutigen baden-württembergischen Forstvereins. Und zu dessen Donaueschinger Jahrestagung am 21. August 1855 hat er einen denkwürdigen Vortrag gehalten über die Behandlung der Buche; seine steilen Thesen sollten auch ausgangs des 20. Jahrhunderts noch immer als Vorlage für eine forstwissenschaftliche Diplomarbeit taugen.

Zur Untermauerung seiner Handlungsanleitung hatte der prominente Vortragende in den F.F. Wäldern zwischen Feldberg und Randen fünf Beispiele ausgewählt, darunter auch den *Scheffheu*. CARL GEBHARD war, man kann es nicht anders sehen, wahrlich kein Freund der Buche, befürchtete er doch, die Laubbaumart könne auch östlich des Schwarzwald-Hauptkammes das weitaus profitablere Nadelholz allzu heftig bedrängen, wenn nicht sogar verdrängen. Speziell östlich einer Linie vom Kilben (im Simonswäldertal) bis Blasiwald (südlich des Schluchsees) verdiene die Buche *„nicht nur keine Berücksichtigung, sondern es wird ihre Bekämpfung mindestens bis zu einem spärlichen Eingesprengtsein in die Nadelholzbestände wirth-schaftlich gerechtfertigt sein“*, so sein Credo. Wo ihm doch nicht einmal die Brennholznutzung der Buche sonderlich empfehlenswert erschien – selbst auf der winterig-rauen Baar, dem „badischen Sibirien“:

Es sind mir schon Fälle vorgekommen, wo mein Zureden zur versuchsweisen Verwendung von Buchenbrennholz mit der gewiß eigentümlichen Entgegnung beseitigt wurde, das Zurichten für Herd und Ofen veranlasse zu viel Zeit, Mühe und Kostenaufwand.“ An anderer Stelle wurde er in seiner Buchen-Phobie noch deutlicher: *„Bei schon in Betrieb stehenden Flächen*



Gewinnt die Buche wieder die Oberhand – wie von CARL GEBHARD 1855 befürchtet?

Fotos: Wolf Hockenjos.

ist es nicht nur Aufgabe, das Buchen-Oberholz vorzugsweise nachzuhauen, sondern gleichzeitig den etwa schon vorhandenen Buchaufschlag [Buchenjungwuchs] zwischen dem Nadelholzanflug in gleicher Weise abräumen zu lassen, wie dies bezüglich anderer – es sei mir zu sagen erlaubt – Forstunkräuter geschieht, denn die Buche ist auf unserem Walde diesem wirklich gleich zu setzen.

Womit er freilich auch einigen Widerspruch unter seinen Kollegen geerntet hat. Das fürstlich fürstenbergische Kürzel F.F. dürfte in Forstkreisen spätestens seit diesem Vortrag für *Fichte-Fichte* gestanden haben. Dass naturnahe Bergmischwälder sich durch ein langfristiges, fruchtwechselartiges Pendeln zwischen laub- und nadelbaumreichen Phasen auszuzeichnen pflegen, scheint sich unter den Forstpraktikern des 19. Jahrhunderts noch nicht herumgesprochen zu haben.

Die Beispielfläche auf dem *Scheffheu*-Plateau beschrieb GEBHARD seinen Zuhörern vorneweg als nicht sehr geschützte, besonders dem Südwestwind ausgesetzte Lage „mit sehr tiefgründigem, ungewöhnlich humosem, mergeligem Kalkboden“. Die etwa 150 Morgen umfassende Waldfläche sei

bis in die Gegenwart herein vorherrschend mit Fichten und Weißtannen von ganz ausgezeichnetem Wuchse und besonders hervorragender Stärke und Länge unter Beimischung von Buchen bestockt.

Seit 20 Jahren liege die Fläche nun in Verjüngung, so stellte er ihren Ist-zustand dar,

und es wird sich im jungen Walde ohne besonders erhebliche Gegenmaßregeln die Buche zur herrschenden Holzart erheben, nicht nur in Absicht auf das Beigemischtseyn der Nadelhölzer, sondern sie ist entschieden auf dem Wege, diese auf größeren Flächenanteilen in einem Alter von 10–25 Jahren zu überwachsen und gänzlich zu verdrängen.

Zwar hatten Tannen und Fichten durch natürliche Ansamung bereits für Nachwuchs gesorgt, doch diesem drohe, so GEBHARDS Einschätzung, die Gefahr, von Buchenjungwuchs (sprich: von buchenem „Unkraut“) heillos überwachsen zu werden.

Womit er sich indes getäuscht haben sollte, so gut er sich ansonsten mit der Örtlichkeit, mit Standorteigenschaften und Wuchsverhältnissen ausgekannt haben mag. Dass sich im *Scheffheu* jene von ihm ausgewählte Teilfläche, entgegen seiner Prognose, bis heute nicht in eine Buchenhölle verwandelt, sondern, ganz im Gegenteil, zu einem prachtvollen Tannenmischwald entwickelt hat, scheint er kaum für möglich gehalten zu haben – bei allen forstlichen „Gegenmaßregeln“. Wie sich das Baumartenverhältnis seither von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weiterentwickelt hat und weshalb sich die Weißtannen und Fichten, nicht aber die Buchen letztlich durchgesetzt haben, ist in den Akten leider nicht durchgängig dokumentiert, obwohl auch im F.F. Großprivatwald ein Taxator (Forsteinrichter) in zehnjährigem Turnus den Waldzustand zu beschreiben und die Planung für das nächstfolgende Jahrzehnt festzulegen hatte. Denn leider ist das Donaueschinger



Scheffheu-Weißtannen wie aus Wilhelm Hauffs Märchenwald.

F.F. Forstamtsgebäude, wie in der Diplomarbeit bedauernd festgehalten wird, ausgangs des Zweiten Weltkriegs mitsamt den Forsteinrichtungsakten ausgebombt worden.

Im Nachhinein hat sich immerhin gezeigt, dass CARL GEBHARD eine wichtige Weichenstellung jener Jahre übersehen zu haben scheint: Dass nämlich während der 1848er Revolution die Bauern freie Büchse hatten und ein paar Jahre lang dem Rehwild dermaßen zugesetzt haben, dass die so verbissempfindliche Weißtanne sich prächtig verjüngen konnte. Für sie war das revolutionäre Treiben buchstäblich ein Segen, anders hätte sie angesichts des jagdfeudalistischen Rehwildbestands, wie er in den F.F. Wäldern vor der Revolution und alsbald auch danach wieder üblich war, im *Scheffheu* wohl kaum überlebt. In den Wirren der Revolutionsjahre war das Wild, wie der F. F. Jagdchronist KURT STEPHANI schreibt,

eine Zeitlang buchstäblich vogelfrei, und die Bevölkerung machte sich dies zunutze, indem jeder, der ein Gewehr und einen Hund besaß, loszog, wohin er lustig war, und das Wild zusammenknallte, soviel er bekommen konnte.³

Zuvor schon hatten die Klagen über Wildschäden so überhandgenommen, dass auch im Fürstenbergischen die Analyse des Schriftstellers, Journalisten und Kulturhistorikers WILHELM HEINRICH RIEHL (1823–1897) zutreffend erscheint, geäußert 1855 in seiner Schrift *Land und Leute*:

Wer bereitete eigentlich die Revolution vor? Die Hirsche und Rehe taten es, welche nachts in den Kornfeldern weideten; sie waren die eigentlichen Demagogen, die Aufreizer zum Mißvergnügen, sie waren es, die dem armen Bauersmann die ersten liberalen Ideen einpflanzten.⁴

Die Hirsche allerdings hatte Fürst Joseph Wenzel im Fürstenbergischen bereits im Jahr 1781 nahezu ausgerottet, als er sie, um den immer vehementeren Klagen seiner Untertanen abzuweichen, in mehrtägiger Treibjagd mit Hilfe von 7.488 zur Jagdfroh verpflichteten Bauern in ein 2.000 Hektar großes Gatter im Tal von Bachzimmern, in seinen *Thiergarten*, treiben ließ – 211 an der Zahl. Umso mehr wurde danach das Rehwild, „der kleine Hirsch“, gehätschelt und gehegt.⁵ Was vor allem zu Lasten der Weißtannen ging in den fürstlichen Wäldern. „*Das Rehwild*“, so hatte schon im Jahr 1833 das Mitglied der obersten Forstbehörde in Baden, der Forstwissenschaftler CHRISTIAN PETER LAUROP in seinem Lehrbuch *Grundsätze des Forstschutzes* gewarnt, „*ist das schädlichste für die Waldungen, dessen Daseyn mit der Kultur eines Waldes gar nicht vereinbar ist.*“ Die Revolution hatte für die Weißtannen, die auch schon im Keimlingsalter vom Rehwild abgeäst zu werden pflegen, ein schmales Zeitfenster geöffnet, wie dies dann im 20. Jahrhundert in den von Hunger geprägten Nachkriegsjahren bisweilen auch anderswo noch in ähnlicher Weise erfolgt ist.

Was den weiteren Fortgang der Bestandsgeschichte anbetrifft, so konnte der Diplomand DINKELAKER umständehalber erst wieder auf die Nachkriegsinventur des Jahres 1950 zurückgreifen. Von dem von CARL GEBHARD beschriebenen Bestand waren da gerade noch 36 Hektar übrig geblieben, die damalige Natur-



Scheffheu-Weißtannen im Winter.

verjüngung hatte unterdessen ein Alter von 95 bis 100 Jahren und wies – bemerkenswerterweise – noch immer einen Weißtannenanteil von bis zu 75 Prozent auf. Bis zum Jahr 1983, der letzten F.F. Forsteinrichtung, war die Fläche freilich auf nur mehr etwa 10 Hektar zusammengeschmolzen, deren Bestandesalter inzwischen auf etwa 130 Jahre angestiegen war. Dass die Rehwildjagd nach wie vor einen hohen Stellenwert besaß, spiegelt sich bis heute in den zahlreichen Kanzeln längs der Wege und Maschinengassen wider. Wie sich der damals zuständige Donaueschinger Forstamtsleiter auf Nachfrage erinnert, ist die Rehwildstrecke nach der Übernahme des *Scheffheus* in staatliche Regie vervier- bis verfünffacht worden, was sich alsbald auch in Tannenverjüngung ausgezahlt habe.⁶

Und doch: Stünde CARL GEBHARD im heutigen Staatswalddistrikt *Scheffheue* erneut vor dem um ein weiteres halbes Jahrhundert gealterten Tannenbestand, so würde er sich womöglich in seiner Buchthese bestätigt fühlen. Denn unter dem Dach der Alttannen hat sich – anders als nach den Revolutionsjahren – wieder eine Buchenzwischen- und -unterschicht breitgemacht. Wohingegen der Tannennachwuchs weithin fehlt, wie er im „Mehrgenerationenhaus“ der Bergmischwälder dank der Schattentoleranz von Tannen und Buchen erwartet werden darf; lediglich an den Wegrändern und ausstrahlend in die Nachbarbestände hat die Tanne seitdem etwas Fuß fassen können – die Gipfelknospen sorgfältig geschützt vor Verbiss. Was keinen anderen Schluss zulässt, als dass der Rehwildbestand sich – wie nach dem Aderlass der Revolution – rasch wieder erholt haben muss. Damals hatte das Fürstenhaus die allgemeine und regelmäßige Winterfütterung eingeführt, und auch das Reichsjagdgesetz von Reichsjägermeister Hermann Göring wie schließlich Bundes- und Länderjagdgesetze wichen kaum mehr ab von derlei wald- und wildökologisch abwegigen Hegevorstellungen. Umgeben von enorm wildreichen verpachteten Jagden muss der Reduktionsabschluss auf der staatlichen Regiejagd bald wieder ziemlich verpufft sein.

Wie wird es also weitergehen, wird es doch noch zu einer „angepassten“ Rehwildpopulation kommen, die – wie zuletzt anno 1848 – eine weitere Welle von Tannennachwuchs ermöglichen wird? Wird das Jagd- und Wildtiermanagementgesetz (JWMG) von 2014 vielleicht die Wende bringen? Oder braucht es als jagdliche Helfershelfer erst wieder die großen Beutegreifer Luchs und Wolf? Sollten künftige Förstergenerationen darauf verzichten, in GEBHARDScher Manier das „Buchen-Unkraut“ zu vernichten, so wird sich unterm Buchenschleier gewiss auch wieder die Tanne ansamen. Ein Teil davon sollte dann nach oben durchstarten dürfen, gern auch dank forstlicher Nachhilfe („Mischwuchsregulierung“). Ein anderer Teil jedoch muss vorerst als künftiger Tannenunter- und -zwischenstand unter der Buche zurückbleiben; der sollte als stille Reserve und Rückversicherung für später überdauern dürfen, ganz so, wie es sich für die Vertikalstruktur naturnaher Bergmischwälder nun einmal gehört. Wo doch ein (dem dornröschenhaften „Schattenschlaf“ zu verdankender) engingiger Kern der sogenannten „Tannenvorwüchse“ Garant ist für Langlebigkeit und Wertholztauglichkeit der Stämme.

Man wünschte sich freilich, CARL GEBHARDS Altholzrest bliebe der Region als museales Relikt dauerhaft erhalten – als Waldrefugium und Lehrbeispiel. An nachlassender Vitalität der Tannengreise sollte die Unterschutzstellung nicht scheitern, schon gar nicht „*an der Buche in ihrem Rechte*“ (CARL GEBHARD, 1855). Der Dichter JOSEPH VICTOR VON SCHEFFEL lässt grüßen:

*Seid begrüßt mir, alte Tannen,
Die ihr oft in euren Schatten
Mich, den Müden, aufgenommen.
Rätselhaft verschlungen senkt ihr
In der Erde Schoß die Wurzeln,
Kraft aus jenen Tiefen schöpfend,
Deren Zugang uns verschlossen.
Und ihr neidet nicht des flücht'gen
Menschenkindes flüchtig Treiben,
Lächelnd nur – zur Weihnachtszierde
Schenkt ihr ihm die jungen Sprossen.
Auch in euren Stämmen lebt ein
Stolzes, selbstbewußtes Leben,
Harzig Blut zieht durch die Adern*

*Und es wogen die Gedanken
Schwer und langsam auf und nieder.
Oft sah ich die zähe, klare
Träne eurer Rind' entquellen,
Wenn im Forst ein rauher Axthieb
Frevelnd die Genossin fällt!
Oft auch hört' ich eurer Wipfel
Geisterhaft Zusammenflüstern,
Und es zog mir durch die Seel' ein
Süß geheimnisvolles Ahnen.*

JOSEPH VICTOR VON SCHEFFEL
aus: *Trompeter von Säckingen* (1854)



Autor
WOLF HOCKENJOS

Früher Leiter des Staatlichen Forstamts Villingen-Schwenningen, Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen zu wald- und landschaftskundlichen Themen.

Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen
wohock@gmx.de

Anmerkungen

- 1 GEBHARDT, CARL: Das Vorkommen und die wirtschaftliche Bedeutung der Buche im oberen (südwestlichen) Schwarzwald. Veröffentlichungen des Forstlichen Vereins im badischen Oberlande 1855.
- 2 DINKELAKER, FRIEDER: Zur Problematik des Buchen-Anteils im Schwarzwald. Die Vorstellungen von Forstrat Gebhard über den Buchen-Anteil in ausgewählten Beständen im Jahr 1855

im Vergleich zur tatsächlichen Entwicklung. Diplomarbeit an der Forstwissenschaftlichen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, vorgelegt im April 1990.

- 3 STEPHANI, KURT: Geschichte der Jagd in den schwäbischen Gebieten der fürstenbergischen Standesherrschaft. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (1938), S. 11.
- 4 RIEHL, WILHELM HEINRICH: Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik. Erster Band: Land und Leute. Stuttgart und Tübingen 1855.
- 5 HOCKENJOS, WOLF: Von edler Jagdbarkeit und Fürstenlust. In: Unterhölzer. Liebeserklärung an einen alten Wald. Donaueschingen 2018, S. 19 ff.
- 6 Mündliche Mitteilung von FDir. i. R. Dr. Ekkehard Köllner.

Die Kreuzkröte (*Epidalea calamita*) in der Riedbaar – Untersuchungen zum Bestand 2021

von OTTO KÖRNER

Stellen Sie sich vor: Im Frühsommer ein lauer, stimmungsvoller Sonnenuntergang am Hüfinger Riedsee und Sie wandern gemütlich um den See. Die Sonne glitzert auf dem Wasserspiegel mit ihren letzten Strahlen vom Hüfinger Kirchturm her. Die vergangenen Tage hatte es geregnet. Und so finden sich ganz neu entstandene kleine Tümpel im Kiesabbaubereich. Nicht tief, fast keine Vegetation und noch gar keine anderen Lurche, geschweige denn Fische darinnen. Von dort hören Sie mit Einbruch der Dunkelheit einzelne Rufe, die sich wie ein „Sägen“ anhören: Rau und andauernd, in gleichbleibender Tonlage, und dann stimmen weitere Rufer ein, zu einem Chor, der die Luft vibrieren lässt. Das ist der Sängerkettstreit vom Riedsee, nur hier zu hören und wie Sie richtig vermuten, hier geht's um die Gunst der Damenwelt. Die Männchen der Kreuzkröte sind in Balzstimmung. Ein Tondokument ist unter www.youtube.com/watch?v=zldmxum7arm zu hören.



Sonnenuntergang am Hüfinger Riedsee. Foto: Heinz Bunse.

Die Kreuzkröte (*Epidalea calamita*) in der Riedbaar



Rufendes Männchen der Kreuzkröte mit Schallblase. Foto: Jan Sevcik.

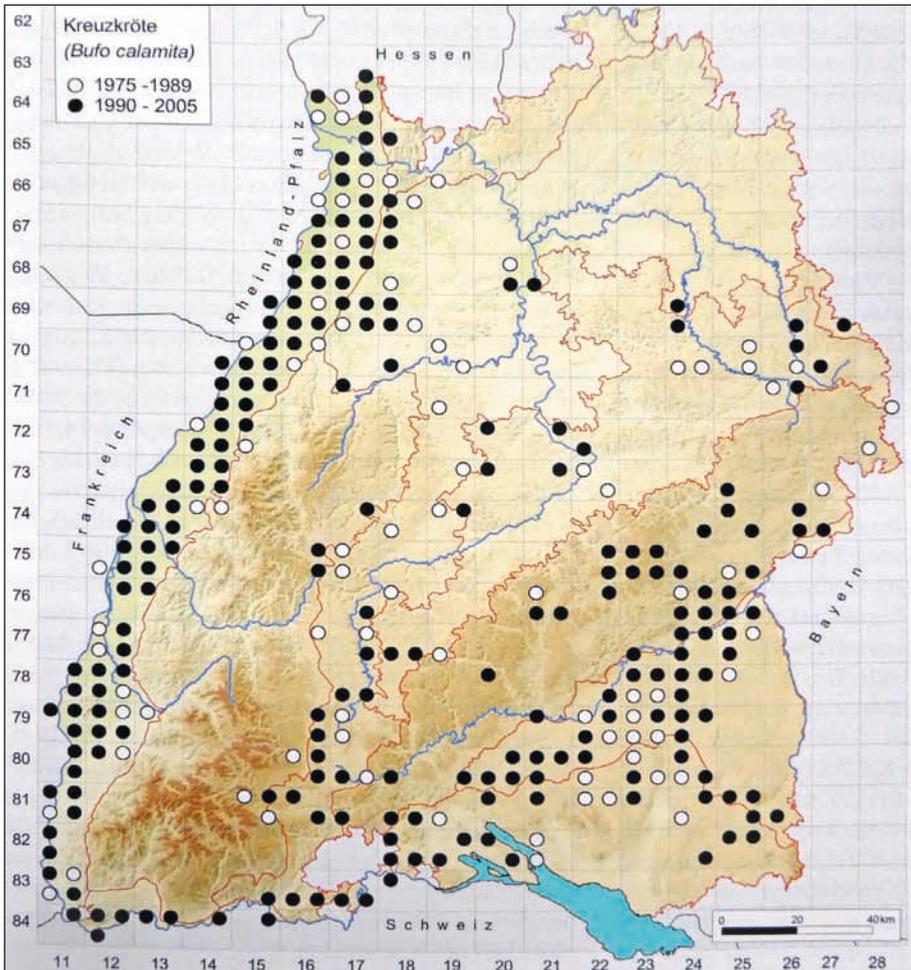


Namensgebend ist der gelbe Rückenstreifen auf dem „Kreuz“. Foto: Jan Sevcik.

Über die Kreuzkröte Verbreitung

Die Kreuzkröte ist eine unserer kleineren Amphibien mit ausgewachsen einer Kopf-Rumpf-Länge von 6 bis 7 cm. Die Weibchen sind unwesentlich größer als die Männchen. Sie besitzt im Vergleich zu ihrer Krötenverwandtschaft das kleinste Verbreitungsgebiet ausschließlich in Europa. Das reicht von der Iberischen Halbinsel über Frankreich, Benelux, Deutschland und Dänemark bis nach Tschien, Belarus und ins Baltikum. Als atlantisch-mediterrane Art fehlt sie in den Alpen und ab Österreich im gesamten Südosteuropa (LAUFER et al. 2007).

In Baden Württemberg ist sie vor allem in den weiten Flusstälern des Oberrheins, am Hochrhein, auf der Baar, im Donauraum, im Hegau und im Bodenseegebiet und in Teilen Oberschwabens anzutreffen. Sie meidet die bewaldeten



Verbreitungskarte der Kreuzkröte in Baden-Württemberg (LAUFER et al. 2007).

Die Kreuzkröte (*Epidalea calamita*) in der Riedbaar



Lebensraum der Kreuzkröte am Hüfing Riedsee. Fotos: Otto Körner.

Mittelgebirgsregionen des Schwarzwaldes und des Odenwaldes. Und erstaunlich: Sie fehlt weitgehend im Tal des Neckars und seiner Nebenflüsse. In unserer Nähe ist auch ihr höchstgelegenes baden-württembergisches Vorkommen festzustellen: Im Zollernalbkreis in den Steinbrüchen am Plettenberg auf 950 m ü. NN. Gleichwohl ist sie eher eine Tieflandart: Über 55% aller baden-württembergischen Vorkommen liegen in Höhen unter 200 m ü. NN, vor allem im Rheintal.

Im Schwarzwald-Baar-Kreis bezeugen Daten des Vereins Amphibien-Reptilien-Biotop-Schutz Baden-Württemberg e. V. (KLEMENS FRITZ, mündliche Mitteilung) aus den Jahren bis 2005 Vorkommen aus dem Raum Villingen-Schwenningen bis im Aitrachtal bei Blumberg. Die vorliegenden Daten der letzten 10 Jahre beziehen sich allesamt auf den Schwerpunkt des Kreuzkrötenvorkommens in der Baarhochmulde, genauer im Bereich des Kiesabbaugebietes bei Hüfingen.

In den vergangenen Jahrzehnten sind für die Kreuzkröte massive Bestands-einbußen festzustellen, so dass die Art, anders als noch 1998 (LAUFER 1999), von der Kategorie A2 „stark gefährdet“ in aktuell die Kategorie A1 „vom Aussterben bedroht“ eingestuft werden musste.

Lebensraum

Die Kreuzkröte lebt im Offenland. Dort in sandigen und trockenen Gebieten (Heiden und Dünen) mit zeitweise (temporär) überstauten Bereichen. Solche Lebensräume finden sich auch an Wildflüssen mit dynamischen Auen, wo Geschiebeauflandungen einerseits zu höher gelegenen Trockenstandorten und andererseits zu vom Fließgewässer abgekoppelten Tümpeln und Teichen führen. Diese naturnahen Lebensräume wurden vom Menschen weitestgehend zerstört und in Siedlungsflächen oder land- und forstwirtschaftliche Nutzflächen umgewandelt.

Die Kreuzkröte hat sich als Kulturfolger neue anthropogene Lebensräume erschlossen und besiedelt heute diese Flächen: Erdaufschlüsse wie Sand- und Kiesgruben stehen da an erster Stelle, außerdem kommen Steinbrüche, Lehm- und Tongruben in Frage, allerdings erst nachrangig. Auf geeigneten Nutzflächen wurde sie auch auf ehemaligen Standortübungsplätzen, aber auch in Rebgelände, Ackerflächen, Auffüllflächen, Industrie- und sonstigen Brachen nachgewiesen.

In allen Fällen ist das Vorhandensein von kleinen Tümpeln, Teichen oder wassergefüllten Fahrspuren entscheidend. Diese müssen zeitweise austrocknen oder immer wieder neu entstehen oder geschaffen werden, um lebensbedrohende Feinde im Wasser auszuschalten: vor allem Fische, Wasserkäfer und -wanzen, aber auch ihre amphibischen Verwandten. Die Kleingewässer sollten besonnt und flach sein. Wassertiefen bis zu 20 cm, die sich rasch erwärmen, sind ideal. Versteckmöglichkeiten für die Tagesruhe im Sommer und Winterruhe im Winter sind ebenfalls erforderlich.

Lebensweise und Fortpflanzung

Die Fortpflanzungszeit erstreckt sich über etwa vier Monate von April/Mai bis August/September. Dazu wandern die Männchen abends/nachts an geeignete

Die Kreuzkröte (*Epidalea calamita*) in der Riedbaar



Laichschnüre aus aneinandergereihten Eiern werden auf den Boden des Tümpels abgelegt.



Ein etwa eine Woche junges Küken des Flussregenpfeifers, sich vor dem Fotografen auf den Boden duckend, ernährt sich von Kreuzkröten-Kaulquappen. Fotos: Otto Körner.

Laichtümpel. Das ist eine opportunistische Suche, anders als bei der zielgerichteten Wanderung bei den Erdkröten. Die Männchen rufen einzeln ab etwa 7°C. Ab etwa 13°C Lufttemperatur kommt es zur „Chorbildung“, vorausgesetzt sind hohe Luftfeuchtigkeit und angemessene Wassertemperaturen. An den Laichtümpeln herrscht regelmäßig Männerüberschuss. Die Weibchen erscheinen erst während der Nacht, um abzulaichen.

Als Reproduktionsstrategen setzen Kreuzkröten auf eine hohe Zahl an Nachkommen. Die Weibchen legen dazu ihre im Schnitt drei- bis viertausend Eier in zwei einfachen Laichschnüren von bis zu über einem Meter Länge ab. Ältere Weibchen können auch die doppelte Anzahl an Eiern ablegen.

Für eine Pionierart wie die Kreuzkröte gibt es noch eine weitere Strategie der Weibchen, den Bruterfolg zu steigern, indem manche von ihnen zweimal laichen. Damit wird die Chance auf Fortpflanzung deutlich erhöht.

Die Entwicklungszeit der Kaulquappen vom Ei über die Kaulquappe bis zur landgängigen Jungkröte dauert etwa 4 bis 12 Wochen in Abhängigkeit von der Wassertemperatur. Bei Temperaturen von 25 bis 30°C hält sie den absoluten Metamorphoserekord unter allen unseren Froschlurchen mit 17 bis 19 Tagen!

Gleichwohl ist der Fortpflanzungserfolg eine Gratwanderung. Den zahlreichen Nachkommen droht an einem Kleingewässer als größte Gefahr vor allem der Tod durch Austrocknen. In größeren Gewässern steigt dagegen der Druck durch Fressfeinde wie Libellenlarven. Auch verschiedene Wasserkäfer und deren Larven, Rückenschwimmer und andere größere Wasserwanzen stellen den Kaulquappen nach. Neben Stichling, Ringelnatter, Molchen, Lachmöwen und Enten konnte der Verfasser als weitere Prädatoren den Flussregenpfeifer, die Bekassine (während der Zugzeit) sowie Silber- und Graureiher beobachten. Letztere haben sich wahrscheinlich sogar darauf spezialisiert, die zahlreichen Trittsiegel in den Kleingewässern sprechen für sich.

Nach Berechnungen von FLINDT und HEMMER (1968) entwickeln sich nur etwa drei von tausend Eiern zu einem geschlechtsreifen Tier. Andersherum: Der gesamte Laich eines Weibchens in einem Jahr ist demnach erforderlich, damit die Population um ein einziges geschlechtsreifes Tier wächst! Andererseits ist die Kreuzkröte bei geringem Feinddruck und optimalen Witterungsbedingungen in der Lage, sehr individuenreiche Bestände aufzubauen.

Von der Lebensweise her sind die Kreuzkröten nachtaktiv. Als Landbewohner ernähren sie sich carnivor, das heißt von tierischer Kost, die aus Hautflüglern (Ameisen, Bienen), Zweiflüglern (Mücken, Fliegen), Käfern und Spinnen besteht. Bei der Jagd nach Kartoffelkäfern können sie sehr erfolgreich sein: So fraßen zehn Kreuzkröten in vier Tagen etwa 200 Kartoffelkäferlarven (und erwachsene Käfer) und kletterten dazu auf die Kartoffelpflanzen. Sie haben demnach ein großes Potenzial als natürliche Schädlingsvertilger.

Tagsüber verstecken sich Kreuzkröten unter Steinen, Holzstücken, in Mäuselöchern oder sie vergraben sich in Sand und lockerem Boden. Letzteres schützt die adulten Kreuzkröten vor Austrocknung. Grabfähiger Boden vorausgesetzt,

Die Kreuzkröte (*Epidalea calamita*) in der Riedbaar



Suchbild: zwei frisch landgängige Jungkröten mit 7 mm Kopf-Rumpf-Länge.
Die Metamorphose von der kiemenatmenden Kaulquappe zur lungeatmenden Jungkröte ist mit dem „Landgang“ abgeschlossen.



Einjährige Kreuzkröte etwa 1,5 cm lang mit bereits erkennbarem „Kreuz“-Streifen.

Fotos: Otto Körner

vergraben sie sich bis zu 20 cm tief in den Untergrund. Jungtieren ist dies nicht möglich. Sie verbleiben daher in der Nähe ihres Geburtsgewässers oder suchen in der Umgebung nach einem geeigneten feuchten Lebensraum.

Den Winter verbringen Kreuzkröten in frostsicheren und überschwemmungsfreien unterirdischen Verstecken, gerne bis zu 50 cm tief vergraben. Übrigens verbringen Kreuzkröten über 90 % ihrer Lebenszeit eingegraben im Boden.

Der Hüfinger Riedsee – ein Lebensraum aus zweiter Hand

Der aktuelle Kiesabbau am Hüfinger Riedsee bietet der Kreuzkröte eine Überlebensmöglichkeit in einem Sekundär-Lebensraum: Durch die zeitweise Bloßlegung von Kiesflächen und die Bildung von temporären Tümpeln bei geeigneten Niederschlagsverhältnissen und wenn in der direkten Umgebung Versteckmöglichkeiten (Humuswälle) vorhanden sind, dann sind grundlegende Lebensraumsprüche gedeckt. Durch die ökologische Baubegleitung während des fortschreitenden Auskiesungsprozesses wird durch das Kiesabbauunternehmen auf die Ansprüche der Art Rücksicht genommen. Dies hat zu einer vom Autor festgestellten nennenswerten Populationszunahme geführt, die möglicherweise bereits in die Umgebung ausstrahlt. Die Population dort betrug 2020 und 2021 jeweils über 20 verhörte Rufer, verteilt auf drei bis sechs Bereiche im Abbaubiet.

Quellpopulation Riedsee?

Anlass für diese Vermutung gaben abendliche Zufallswahrnehmungen des Autors in einem von ihm geplanten und betreuten Ökokonto-Projekt in Hüfingen-Sumpfhöfen und in der Riedbaar bei Pföhren zwischen der Donau und den Bahngleisen. Dabei kann es sich natürlicherweise um dort lebende „Alttiere“ handeln, was nicht auszuschließen ist, da seit etwa 10 Jahren keine Untersuchungen mehr vorliegen. Das mittlere Alter der Kreuzkröten wird mit knapp 5 Jahren, das Höchstalter im Freiland mit 12 Jahren, in Gefangenschaft bis maximal 17 Jahre angegeben (ALBRECHT et al. 2014). Hier zeigt sich die Wichtigkeit von regelmäßigen Bestandserfassungen.

Alter und Wanderverhalten

Gleichwohl sind Daten zu belegten Wanderdistanzen dem gegenüberzustellen und die Ausbreitungsmöglichkeiten abzuschätzen. Die überwiegend ortstreuen Männchen wandern in Ausnahmefällen bis zu 1.300 Meter in wenigen Tagen durch intensiv landwirtschaftlich genutzte Flächen. Ihr Aktionsradius beträgt in der Regel mehrere Hundert Meter zwischen Sommerlebensraum und einem bevorzugten Laichgebiet. Die Weibchen hingegen sind mobil und legen Strecken von mehreren Kilometern zurück und zeigen keine Bindung an ein bestimmtes Laichgebiet. Die Ausbreitungsmöglichkeit ist aufgrund der beachtlichen Wanderleistungen also gegeben. Das entspricht einer Pionierart wie der Kreuzkröte. Problematisch sind weniger die Distanzen als vielmehr die zahlreichen Gefährdungsursachen entlang der Wanderwege, die durch den Menschen bedingt sind,

wie Infrastrukturmaßnahmen. Fazit: „Für die Ausbreitung dürften überwiegend die Jungstadien verantwortlich sein, für den Genfluss zwischen lokalen Populationen die Weibchen.“ (ALBRECHT et al. 2014).

Neubesiedlung der Riedbaar?

Nach den Zufallswahrnehmungen wurden vom Autor ab dem Frühsommer 2021 kurzfristig systematische Bestandserfassungen entsprechend den Leitlinien von ALBRECHT et al. 2014 geplant und durchgeführt. Zu berücksichtigen ist, dass diese Leitlinien aber auf einen zwingenden Ausschluss von Kreuzkrötenvorkommen im Sinne des umfassenden Artenschutzbeitrages bei Eingriffsprojekten zielen und daher häufigere Begehungen erfordern. Dagegen war das Ziel im vorliegenden Fall eine flächige Bestandserfassung auf der Basis rufender Kreuzkröten ohne Zwang zur Vollständigkeit. Daraus folgt, dass die Ergebnisse eine Mindestanzahl an Standorten und rufenden Kreuzkröten dokumentieren.

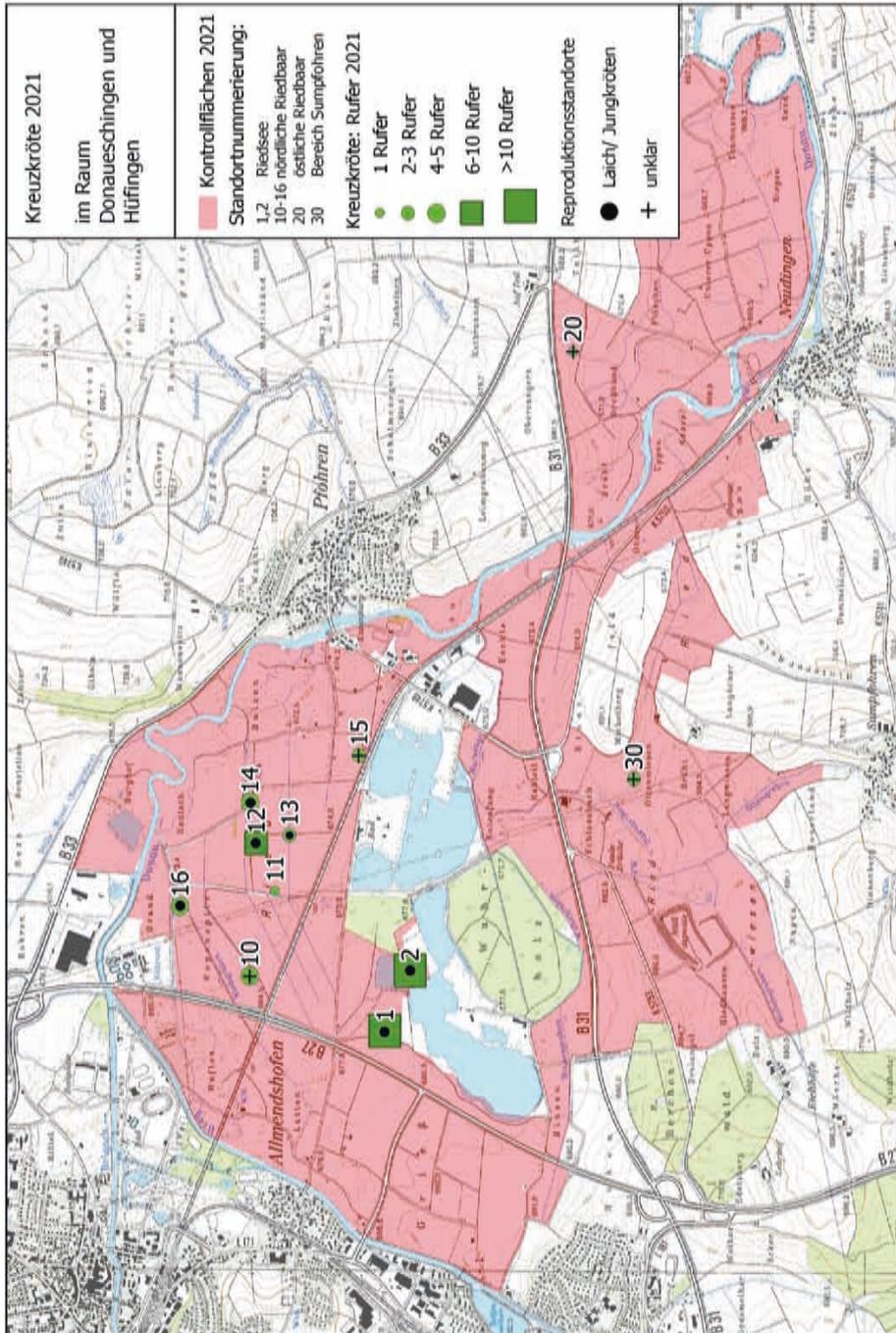
Die Erfassung gemäß den Leitlinien, fünf Begehungen von April bis einschließlich Juli, konnten auch aufgrund der Erstwahrnehmung im letzten Mai-Drittel erst danach gestartet werden. Sie begrenzten sich auch auf drei Kriterien: das nächtliche Verhören rufender Männchen, Sichtbeobachtungen tagsüber von Laich und von voll metamorphosierten Jungkröten. Verzichtet wurde auf Tierfänge an Land und im Wasser mittels Ausbringen von künstlichen Verstecken und das Käschern der Gewässer.

Das Untersuchungsgebiet ist auf der folgenden Seite wiedergegeben. Es umfasst alle flachen Geländebereiche der Riedbaar, die innerhalb einer Umgrenzung durch die Breg im Westen, die ehemalige B33/K 5756 im Norden und die Kreisgrenze zu Tuttlingen im Osten liegen und nach Süden durch die Donau bei Neudingen bis südlich der ehemaligen Kreismülldeponie und zurück zur Breg auf Höhe des Kofenweiher abgegrenzt sind. Nicht kartiert wurden die als Lebensraum auszuschließenden Waldbereiche Kleines und Großes Wuhrholz und der Berchenwald, der Pfohrener Riedsee (Fische!), Siedlungsbereiche wie die Kläranlage GVV Donaueschingen und das Aldi-Zentrallager sowie erhöhte Landschaftsbereiche wie zum Beispiel der Teilbuck oder der Michelberg.

Daten der Kreuzkröten-Bestandserfassungen in der Riedbaar 2021

Datum	29.05.21	29.06.21	02.07.21	12.07.21	12.07.21	23.07.21
Tageszeit	abends	abends	tags	tags	abends	abends
Art der Erfassung	Verhören	Verhören	Laich/Kaulqu./ Jungkröten	Laich/Kaulqu./ Jungkröten	Verhören	Verhören
Temperatur	17°C	>20°C	>20°C	~24°C	+ 18°C	~20°C
Wind	still	fast still	fast still	fast still	fast still	still

Untersuchungen zum Bestand 2021



Untersuchungsgebiet Riedbaar zwischen Donaueschingen und der Kreisgrenze Tuttlingen (TK 1:25.000, bearbeitet: ARCUS-Ing.-Büro).

Ergebnisse 2021

Vorwegzuschicken ist der Hinweis auf die besondere Wettersituation im Jahr 2021 mit überdurchschnittlichen Niederschlägen von Mai bis Juli bei im Mai kühlen, dann ansteigenden Temperaturen. Diese meteorologischen Rahmenbedingungen führten einerseits zu flächigen Überstauungen von für die Kreuzkröte bedeutsamen Ackerstandorten und Fahrspuren. Besonders hervorzuheben ist dabei die Zeitdauer der Überstauung, die mit bis zu drei Monaten selbst die längstmögliche Laichentwicklung bis zur vollausgebildeten Jungkröte zulässt.

Insgesamt konnten im Untersuchungsgebiet außerhalb des Abbaubereiches neun Rufplätze (neu?) festgestellt werden. Die Anzahl der Rufer reichte dabei von Einzeltieren (Nr. 11 und 20) über die Klasse „zwei bis drei Rufer“ (Nr. 13, 15 und 30) zur Klasse „vier bis fünf Rufer“ (Nr. 10, 14 und 16) und „sechs bis 10 Rufer“ mit dem einzigen Standort Nr. 12. Die Anzahl der wahrgenommenen rufenden Männchen schwankte dabei, da nicht alle Männchen am Paarungsplatz rufen. Außerdem gewann der Maisacker (Standort 12) nach Niederschlägen am 12./13. Juli mit annähernd 45 Liter/m² erheblich an Fläche und Attraktivität und wies bei der Zählung Ende Juli 10 Rufer auf, während er Ende Juni lediglich auf die Hälfte kam. Dagegen die umgekehrte Entwicklung im Maisacker Nr. 14: Ende Juni mindestens 5 Rufer, Ende Juli nur noch zwei. Somit liegt die Schlussfolgerung nahe, dass Männchen einen Ortswechsel von einem Tümpel zu einem attraktiveren durchgeführt haben. Auch nahm die Zahl der Rufer von Ende Mai mit 11 Rufern über den Junitermin mit 25 Rufern bis auf maximal 32 Rufer Ende Juli zu. Das könnte darauf hindeuten, dass eine zunehmende Zuwanderung stattfand. Diese kann eigentlich nur aus Richtung Kiesabbaubereich erfolgt sein.

Einen ähnlichen Hinweis einer möglichen Süd-Nord-Wanderung geben die Beobachtungen von Laich- und Jungkrötenvorkommen. Die ersten Laichschnüre wurden Ende Mai in Fahrspuren im Getreideacker am Standort Nr. 13 entdeckt und einen Monat später die ersten voll metamorphosierten Jungkröten. Danach kamen in zeitlicher Reihenfolge mit kleinsten Kaulquappen die Standorte Nr. 14, dann 12 und schließlich 16 dazu. Bei den Standorten Nr. 10, 15, 20 und 30 ist die Reproduktion unklar, es wurde kein Laich gefunden, trotz andauernd festgestellter rufender Männchen und intensiver Nachsuche. Es ist davon auszugehen, dass vier der neun möglichen „Rufer-Tümpel“ sicher mit erfolgreicher Fortpflanzung einzustufen sind, da dort vollständig metamorphosierte Jungkröten festgestellt werden konnten.

Eine Gegenüberstellung der Zahlen des Kernstandortes im Kiesabbaubereich bei Hüfingen mit bis zu 28 Rufern zu allen vorgenannten Standorten im Donaueschinger-Pföhrener Ried mit bis zu 32 Rufern stellt die Bedeutung des Kiesabbaubereiches heraus. Diese Flächennutzung ist also die Hauptursache für die Erhaltung der Kreuzkröte auf der Baar! Der Vergleich veranschaulicht aber andererseits auch das Potenzial der Riedbaar insgesamt für die vom Aussterben bedrohte Pionierart Kreuzkröte, wenn geeignete Lebensräume für die Fortpflan-

zung zur Verfügung stehen und eine günstige Wasserversorgung durch die Witterung wie in 2021 gegeben ist.

Ergänzender Hinweis: Nicht alle Männchen am Paarungsplatz rufen, da sie unterschiedlichen Paarungstypen zugeordnet werden können: „die Rufer, die Satelliten, die Wegelagerer und die Kämpfer.“ Daraus folgt, dass die angeführten Zahlen der Erfassungen als Mindestzahlen einzustufen sind.

Dokumentation von Lebensräumen der Kreuzkröte außerhalb des Riedsees

An dieser Stelle soll die Vielfalt der von der Kreuzkröte besiedelten Lebensräume illustriert, kurz vorgestellt und in ihrer Eignung bewertet werden.

Wir beginnen mit Standort 12, dem in 2021 mit 0,4 bis 0,7 Hektar flächengrößten Standort mit gleichzeitig dem größten Kreuzkrötenvorkommen außerhalb des Hüfingerriedsees. Für den bewirtschaftenden Landwirt ist nach Ansicht des Autors ein Ausgleich für solche Jahre mit beträchtlichem Ertragsverlust erforderlich. Der Verlust sollte zumindest teilweise kompensiert werden. Begründung: Verzicht auf eine mögliche Drainage und damit verbunden der Erhalt eines Kreuzkrötenlebensraumes, eine „Kreuzkröten-Kopfprämie“ wäre denkbar.

Dieser ehemalige Acker am östlichen Parallelgraben zum Riedgraben, der in feuchteren Jahren schon immer zur Vernässung neigte und deshalb bislang nur begrenzt ackerbaulich nutzbar war, wurde vom Regierungspräsidium Freiburg, Abteilung Straßenbau, erworben. Dort wurde eine der als Ausgleich für den Landschaftsverbrauch des Straßenausbaus erforderlichen Naturverbesserungen durchgeführt und als Nasslebensraum gestaltet. Nach beträchtlichen Gehölzausstockungen entlang des Grabens siedelte sich im Frühjahr ein Kiebitz-Brutpaar an. Nach deren Abzug fanden die Kreuzkröten hier ein neues Zuhause. Ab dem Jahr 2022 wird der abgebildete Bereich für die Kreuzkröten ungeeignet sein, da er zu stark zugewachsen sein wird, mittlerweile Libellen die Tümpel besiedelt haben und Frösche eingewandert sein werden. Dies bedeutet eine starke bis lebensbedrohliche Lebensraumeinschränkung für Kreuzkröten. Ein Ausweg wären in 2022 neu anzulegende Kleintümpel durch Abschieben der Grasnarbe.

Der einzelne und vermutlich einsamste Rufer unter allen kartierten Kreuzkröten besiedelte einen einzigartigen, sonst nicht noch einmal angetroffenen Lebensraum. Er profitiert von einem Biberstau im Teilgraben, der westlich der ehemaligen Erdaushubdeponie Neudingen vorbeifließt. Dieser Lebensraum wird selbst bei Bestand in den kommenden Jahren für die Kreuzkröte vollständig entwertet werden, da eine Besiedlung mit den „Todfeinden“ der Kreuzkröte wie Libellenlarven und Wasserkäfern bereits erfolgte und später auch Kleinfische zu erwarten sind. Ersatz könnte in einem oder mehreren Tümpeln innerhalb der geschlossenen Erddeponie geschaffen werden.

Nördlich Sumpfhöfen und südlich der viel befahrenen B31 liegt die Ökoko-Maßnahme des Wiesenackerhofes mit großflächiger Ackerextensivierung und Niedermoorwiedervernässung. Dort liegt der Kreuzkrötenstandort Nr. 30. Der

Die Kreuzkröte (*Epidalea calamita*) in der Riedbaar



Erfolgreicher Kreuzkrötenlebensraum Nr. 12 in flächig und fast ein Vierteljahr überstautem Maisacker. Für die Weißstörche natürlich ein Festmahl. Es braucht immer mehrere Standorte von diesem Typ, je mehr, desto besser. Fotos Otto Körner.

natürliche Wasserstand im Gelände ergab sich durch Verschluss der Drainagen und umfasste im Frühjahr und Sommer 2021 größere zusammenhängende Wasserflächen. Erstaunlich, dass die neuen Teiche bereits im ersten Jahr nach Neuanlage von Kreuzkröten besiedelt wurden. Denn zwischen dem Kiesabbaubereich am Hüfinger Riedsee und den Teichen liegt die „Barriere B 31“, normalerweise für Amphibien tödlich! War vielleicht die Reduktion der Verkehrsbelastung während eines Corona-Lockdowns in 2020 eine „Querungshilfe“? Oder reichte eine mitternächliche Verkehrspause aus? Oder ...

Gleichwohl dienen seit Herbst 2021 die Wasserflächen unter anderem einer Hundertschaft von Nilgänsen als nächtlicher Schlafplatz. Für die Kreuzkröte wird dieser Lebensraum geeignet bleiben, da auch weitere Tümpel geplant sind, die nur zeitweise mit Wasser bespannt sein werden und damit die elementare Grundlage „Feindfreiheit“ bieten werden, zumindest aus dem Gewässer selbst heraus.

Wie finden Kreuzkröten geeignete Laichgewässer?

Eine ganz erstaunliche Sinnesleistung, die bis heute nicht geklärt ist, stellt die Eingangsfrage in den Raum. Zum einen muss ein Einzelmännchen in der Landschaft einen erwanderbaren Laichtümpel finden. Auch bei den beachtlichen Wanderdistanzen von 200 bis 500 Metern pro Tag muss dies zielgerichtet erfolgen! Wenn das Männchen an einem Tümpel angekommen ist, stellt sich die nächste Frage, wie es dann feststellen kann, ob es ein geeigneter Laichtümpel ist, der den fortpflanzungsbiologischen Kriterien entspricht: fisch- und krebsfrei und möglichst keine oder sehr wenige potenzielle Laichräuber wie Libellenlarven, Wasserkäfer, Molche oder Froschkaulquappen.



Ausgleich für den vierspurigen Ausbau der B27/33 im ersten Jahr (02.07.21): Kreuzkrötenlebensraum Nr. 10.



Der mit 4,5 km am weitesten vom Riedsee entfernt festgestellte Lebensraum der Kreuzkröte: Standort Nr. 20 (08.03.21).

Für praktizierende Naturkundler der Baar wie Dr. HELMUT GEHRING ist diese Sinnesleistung mit einer klaren Hypothese belegt: Die Tiere „riechen“ das Wasser!, wie er aus eigener Erfahrung bei der Schaffung von zahlreichen neuen Teichbiotopen auf der Baar vermutet.

Hilfe für die Kreuzkröte: Was können wir tun?

Um ein Aussterben der Kreuzkröte auf der Baar zu verhindern, richtet sich der Blick auf den Kiesabbaubereich am Hüfnger Riedsee. Dort leistet das Kiesabbauunternehmen mit seiner Tätigkeit bereits heute den wichtigsten Beitrag zum Erhalt einer überlebensfähigen Population. Mit Hilfe der ökologischen Baubetreuung werden jährlich wiederkehrend Laichgewässer neu gestaltet und damit die existenzielle Grundlage zur Vermehrung einer dauerhaften – und wie wir nach vier Jahren sagen dürfen – zunehmenden Population geschaffen.

Die ökologische Baubetreuung sorgte allerdings auch dafür, dass eine Reproduktion in den durch die Klimakrise bedingten Trockensommern 2018 bis 2020 überhaupt erst möglich war, da die Laichtümpel unweigerlich ausgetrocknet wären. Es wurde eine Wasserversorgung sichergestellt und zeitgleich Maßnahmen umgesetzt, die eine Vergrämung zumindest der gefiederten „Großprädatoren“ Graureiher, Mittelmeermöwe und Nilgans zum Ziel hatten. Zu der Erfolgsgeschichte der Kreuzkröte am Hüfnger Riedsee wird in den kommenden Jahren eine eigene Dokumentation verfasst werden.



Der Standort Nr. 30 mit neu geschaffenen Wasserflächen wurde bereits im ersten Jahr nach der Neuanlage von der Kreuzkröte besiedelt. Der Wald im Hintergrund gehört zur ehemaligen Hüfnger Mülldeponie. Foto: Otto Körner.

Natürlich steht die Variante „natürliches Fließgewässer“ als Lebensraum wiederherstellende Maßnahme an erster Stelle für die Kreuzkröte, wie am neuen Donauursprung beispielhaft umgesetzt, der europaweit geltenden Wasserrahmenrichtlinie entsprechend. Dazu ist die natürliche Gewässerdynamik unerlässlich, die an der Donau allerdings in ihrer Geschiebeverlagerungskraft durch das Wolterdinger Rückhaltebecken deutlich eingeschränkt ist. Insofern sind ausgleichende Maßnahmen und Ersatzmaßnahmen erforderlich:

- Ausgehend von bekannten Vorkommen spielt die Neuanlage von kleinen Tümpeln oder wassergefüllten Fahrspuren mit wenigen Quadratmetern (ist völlig ausreichend) eine große Rolle; mehrere Tümpel und Fahrspuren in Nachbarschaft zueinander erhöhen den Erfolg beträchtlich. Gut wasserhaltende Böden, die entweder zeitweise austrocknen oder im nächsten Jahr benachbart wieder neu angelegt werden müssen.
- Die Lage sollte besonnt sein ohne nahe Gefahrenquellen (Straßen, Abwasserrohre) und keine Gehölze in der Nähe.
- Die Gewässer müssen flach sein mit einer mittleren Tiefe, nicht über 20 cm.
- Versteckmöglichkeiten im Sommer tagsüber und während der Winterruhe und grabfähiger Untergrund in der Umgebung sind erforderlich.
- Durch Gehölzaufwuchs und Verbuschung entwertete Lebensräume sollten reaktiviert werden.

Dazu wäre eine Koordination durch das Regierungspräsidium Freiburg in Abstimmung mit der unteren Naturschutzbehörde des Landratsamtes Schwarzwald-Baar-Kreis, dem Naturschutzgroßprojekt Baar und unter Einbeziehung des Vereins ABS e. V. sowie vor Ort sich engagierender Personen wünschenswert.

Solche Maßnahmen sind aufgrund der kleinflächigen Ansprüche kostengünstig machbar. Mit ein oder zwei Tagen Einsatz eines Kleinbaggers kann schon viel erreicht werden!

Die Koordination von Maßnahmen im Schwarzwald-Baar-Kreis ist sicherlich eine große Herausforderung und bedarf professioneller Leitung.

Auch Sie können helfen

Finden Sie die Kreuzkröte sympathisch und ist sie Ihnen nach dem Lesen der Zeilen vielleicht sogar ans Herz gewachsen? Begleiten Sie uns auf einer Erfassungstour zu einem Chorkonzert bei einem sommerlichen Abendspaziergang. Sie sind herzlich willkommen! Besonders dann, wenn Sie der Meinung sind, dass wir alle uns persönlich, jeder nach seiner Art, stärker um unsere Kostbarkeiten auf der Baar kümmern sollten.

In einer „Forschergruppe“ (citizen science) könnten wir uns um das Aufspüren und den Schutz der Kreuzkröte mit ihren erstaunlichen, zum Teil unbekannteren Fähigkeiten kümmern.

Ein Letztes dazu: Sie hüpfst nicht wie eine „Platsch-Erdkröte“, sondern läuft flott nach Art eines Mäusleins – „Vorsicht! nicht drauftreten!“ Melden Sie sich gerne beim Autor. Telefon oder E-Mail machen es einfach. Also frisch ans Werk, es lohnt sich!

Dank

Mein besonderer Dank geht an KLEMENS FRITZ, Emmendingen, von dem Verein ABS e. V. und – in memoriam – an den viel zu früh verstorbenen FELIX ZINKE, Villingen, für die Kreuzkrötenerhebungen in der Vergangenheit und für die Zurverfügungstellung der entsprechenden Daten. Dadurch haben wir zumindest über etliche ehemalige Vorkommen auf der Baar Kenntnis. Tatkräftige Unterstützung habe ich von meiner Frau Hildegard erhalten, die die Karte erstellt hat. Dr. HELMUT GEHRING danke ich für organisatorische und wertvolle redaktionelle Tipps, Unterstützung beim Bildmaterial – und vor allem für seine tolle Motivation, sonst wäre es nichts mit diesem Artikel geworden.



Autor

OTTO KÖRNER

verbindet Beruf und ehrenamtliches Engagement für den Schutz der Natur. Da er in Bräunlingen lebt, hat er einen engen Bezug zur Baar und deren Natur. Zu seinen ehrenamtlichen Projekten zählt auch das Projekt „Kreuzkröte“ des vorliegenden Berichtes. Mit seinem Planungsbüro ARCUS ist er aktuell mit Projekten für die Baar-Kostbarkeiten Braunkehlchen, Kiebitz und Kreuzotter befasst sowie mit der Renaturierung am Hüfingert Riedsee. Gumpstraße 15
78199 Bräunlingen
otto.koerner@gmx.de

Quellen

ABS (AMPHIBIEN/REPTILIEN-BIOTOP-SCHUTZ BADEN-WÜRTTEMBERG E. V.): Positionspapier zum Erhalt von permanenten und temporären Kleingewässern in Baden-Württemberg (<http://www.herpetofauna-bw.de/wp>).

ALBRECHT K./T. HÖR/F. W. HENNING/
G. TÖPFER-HOFMANN/C. GRÜNFELDER
(2014): Leistungsbeschreibung für faunistische Untersuchungen im Zusammenhang mit landschaftspflegerischen Fachbeiträgen und Artenschutzbeitrag (F+E-Vorhaben Nr. 02.0332/2011/LRB im Auftrag des Bundesministeriums für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung – Schlussbericht), S. 349 und 350.

LAUFER, H./K. FRITZ/P. SOWIG (Hg.)
(2007): Die Amphibien und Reptilien Baden-Württembergs. Eugen-Ulmer-Verlag Stuttgart.

LAUFER, H. (1999): Die Roten Listen der Amphibien und Reptilien Baden-Württembergs. Naturschutz Landschaftspflege Baden-Württ. Bd. 73.

FLINDT, R./H. HEMMER (1968): Circadiane Aktivität von *Bufo viridis* und *Bufo calamita* während der Laichzeit, Verhandlungen der deutschen Zoologischen Gesellschaft 19: 283–290.

Erfolgreiche Brut eines Wendehalspaares in Villingen ✓

VON MATTHIAS EBERT

Der Wendehals ist ein kleiner, etwa spatzengroßer, unauffällig brauner Vogel, der zur Familie der Spechte gehört. Gleichwohl unterscheidet er sich in seinem Verhalten deutlich von den typischen Spechten. So zimmert er seine Bruthöhlen nicht selbst, sondern nutzt solche anderer Spechte, etwa des Buntspechts, sowie Naturhöhlen und Nistkästen. Ferner ist der Wendehals ein echter Zugvogel, der südlich der Sahara überwintert.

Jedes Frühjahr in der zweiten Hälfte des Aprils kommen die Vögel zurück und sind dann auch kurzfristig bei uns in höheren Lagen anzutreffen, in der Regel aber nur für einen Tag, bevor sie in klimatisch günstigere Gegenden weiterziehen.

So konnte ich in den letzten zehn Jahren etwa jedes dritte Jahr einen Wendehals bei mir am Westrand von Villingen auf immerhin 740 Metern Höhe feststellen: So etwa am 11. Mai 2012 einen singenden Vogel, dann am 12. April 2015 sowie am 21. April 2019 je einen Sänger.



Wendehals im Brutgebiet. Foto: Otto Schweikardt.



Gut getarnt: der Wendehals auf Nahrungssuche. Foto: Andreas Ebert.

Im letzten Jahr tauchte ein Wendehals erstmals am 29. April in meinem großen Gartengrundstück auf. Bemerkenswert war, dass er von da an bis zum 3. Mai ununterbrochen anwesend war und intensiv sang. Zwei Tage war er verstummt, sang aber wieder ab dem 6. Mai. Gegen 10 Uhr vormittags sangen dann plötzlich zwei Vögel abwechselnd im Duett.

Danach war fast drei Wochen nichts mehr zu hören, bis ab dem 24. Mai wieder die typische Rufreihe erklang. Nunmehr markierte der Vogel täglich akustisch sein Revier, meistens früh morgens. Ab und zu gelangen auch Beobachtungen, wenn der so unauffällig gefärbte Vogel auf dem blanken, frisch gefrästen Boden unterwegs war, um Ameisen zu picken.



Wendehals mit Futter für die Jungen.

Foto: Andreas Ebert.

Erfolgreiche Brut eines Wendehalspaares in Villingen

Am 9. Juni sangen wiederum beide Vögel im Duett. Ab dem 15. Juni war der Gesang nur noch sporadisch zu hören, meistens nur mehr eine Strophe früh morgens. Am 25. und 27. Juni konnte ich je einen Wendehals beobachten, wie er Ameisen auf dem blanken Acker sammelte und mit vollem Schnabel abflog. Von da an war klar, dass die Vögel Nachwuchs zu versorgen hatten.

Sie waren aber weiterhin sehr scheu. Sobald sie bemerkten, dass man sie beobachtete, flogen sie in Deckung.

Am 16. Juli konnte ich erstmals einen ausgeflogenen Jungvogel betteln hören, eine Sichtung gelang aber erst am 18. Juli, als er frei auf einem Fichtenast bettelte und auch von einem Altvogel gefüttert wurde.

Am 19. Juli notierte ich vermutete drei Jungvögel, die sich aber immer gut in Deckung hielten. Am 20. Juli konnten dann morgens alle fünf Wendehälse in einer Zierkirsche beim Sonnenbad gesehen werden, also waren tatsächlich drei Jungvögel flügge geworden. Schon am nächsten Tag waren alle Wendehälse abgewandert.

Angeblich sind Wendehälse sehr brutorttreu. So ist es spannend, abzuwarten, ob nächstes Frühjahr wieder der typische, aus einer in der Tonhöhe ansteigenden „gäh“-Reihe bestehende Gesang zu hören sein wird.



Frisch ausgeflogener Jungvogel. Foto: Matthias Ebert.

Zum Status des Wendehalses in Baden-Württemberg

Der Wendehals ist in Baden-Württemberg ein regelmäßiger Brutvogel. Sein Brutbestand wird aktuell auf etwa 2.000 Brutpaare geschätzt (OGBW). Aufgrund der starken Bestandsabnahme im ersten Jahrzehnt der 2000er Jahre wird er als stark gefährdet eingestuft. Im Schwarzwald-Baar-Kreis wurden bei der systematischen Brutvogelerfassung von 2007 nur 8 Paare festgestellt mit dem Verbreitungsschwerpunkt im Wutachgebiet (GEHRING/ZINKE 2009). Wendehälse brüten in Baden-Württemberg vor allem in der Oberrheinebene, im Vorland der Schwäbischen Alb und im Kraichgau. Bruten in einer Höhe von über 700 m ü. NN sind sehr selten und etwas Besonderes.



Autor

MATTHIAS EBERT

Er besitzt eine Baumschule und Gärtnerei in VS-Villingen. Seit Jahrzehnten interessiert er sich für die heimische Natur und setzt sich für deren Erhalt ein. Vögel, Reptilien und Schmetterlinge sind Schwerpunkte seiner Beobachtungstätigkeit.

Beim Enggäßle 3
78050 Villingen-Schwenningen
ebertmat@web.de

Literatur

H. GEHRING/F. ZINKE (2009):

Die Brutvögel im Schwarzwald-Baar-Kreis – Bestand und Entwicklung. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Band 52 (2009), S. 100.

Schnecken auf der Ruine Kirneck

VON HANNAH MIRIAM JAAG

Von den ehemals heimischen 244 Arten Landschnecken in Deutschland ist auf der Baar gar nichts und im Schwarzwald fast nichts bekannt. Von diesen meist hoch spezialisierten Tieren wurden viele Unterarten und auch sicher ganze Arten ungesehen für immer ausgelöscht, und es werden auch viele noch dem Klimawandel zum Opfer fallen. Ein Grund, sich mit Schnecken auch bei uns näher zu befassen.

In den Blättern des württembergischen Schwarzwaldvereins von 1906 gibt es die einzige Beschreibung der Weichtiere des Schwarzwaldes der letzten Jahrhunderte. Zumindest die einzige, die ich bisher finden konnte.

Gleich am Anfang erwähnt der Autor: „*In der Ruine ‚Kirneck‘ suchte ich einmal Zuflucht während eines Gewitters. Kaum waren die Mauern besprengt, so kroch Clausilia dubia zu Hunderten aus den Ritzen hervor, Futter zu suchen; die Sandsteinfelsen in der Nähe aber waren gänzlich leer.*“ (GEYER 1906)



Hro. 1.

Januar 1906.

XIV. Jahrgang.

Die Weichtiere des Schwarzwaldes.

Von D. Geyer-Stuttgart.

Ausschnitt aus den Blättern des württembergischen Schwarzwaldvereins.

Schnecken auf der Ruine Kirneck

Im Juni 2020 und im Oktober 2021 bin ich bei Regen nach Villingen zum Parkplatz beim Forsthaus Salvest gefahren, zur Ruine Kirneck hochgelaufen und habe geschaut, was 115 Jahre später noch zu finden ist.

Und tatsächlich konnte ich Gitterstreifige Schließmundschnecken finden, wie *Clausilia dubia* auf Deutsch so schön heißt.

Schließmundschnecken haben meistens linksgewundene Häuser, was bei Schnecken im Allgemeinen ungewöhnlich ist. Das Gehäuse dreht sich also von der Spitze beginnend gegen den Uhrzeigersinn. *Clausilia dubia* erreicht eine Höhe von etwa 10 mm. Das Gewicht der lebenden ausgewachsenen Schnecke beträgt etwa 20 bis 100 mg (NORDSIEK 2021).

Eine weitere Besonderheit der 27 bekannten Arten der Schließmundschnecken ist, dass sie lebende Junge gebären. Das heißt, dass sie „*ovovivipar*“ sind – die Eiablage wird so lange verzögert, bis die Jungen im Körper des Muttertiers schlüpfen und dann lebendig zur Welt kommen. Es besteht aber auch die Möglichkeit, dass Eier mit weit entwickelten Embryonen abgelegt werden. Die Gehäusemündung kann die Schließmundschnecke mit einer innen angebrachten Clausiliar verschließen (NORDSIEK 2021). Deshalb der Name. Die Schnecken auf den Mauern der Ruine Kirneck haben die Sanierungsarbeiten der Ruine im Jahre 2010 gut überstanden.



Wand der Ruine Kirneck, die 2010 renoviert wurde. Fotos: Hannah Miriam Jaag.



Gitterstreifige Schließmundschnecke in einer Mauerspalte.



Laboraaufnahme von *Clausilia dubia*.



Etwa vier Monate altes Jungtier.



Die Ansicht von unten.

Die Gitterstreifige Schließmundschnecke ist nach der Roten Liste 2008 der Schnecken Baden-Württembergs noch nicht gefährdet. Allerdings gibt es hier viele Unterarten, da die Mollusken sehr von ihrem Standort abhängen. So sind die kleinen Tiere sehr oft in offenen Felsbildungen, Steilwänden, Block- und Geröllhalden, Abbauf Flächen und Aufschüttungen zu finden. Dort ernähren sie sich von Algen und Flechten, die auf den Steinen wachsen (LUBW 2008).



Autorin

Dr. rer. nat.
HANNAH MIRIAM JAAG

ist promovierte Virologin, freie Wissenschaftlerin, Herausgeberin von Hieronymus-online und Vorsitzende der Freunde der Natur Hüfingen e.V. Nach molekulargenetischen Arbeiten in der Botanik widmet sie sich nun den Mollusken im Schwarzwald und auf der Baar.

Hauptstraße 52
78183 Hüfingen
hannah.jaag@hieronymus-online.de

Literatur

GEYER, DAVID (1906): Die Weichtiere des Schwarzwaldes. Blätter des württembergischen Schwarzwald-Vereins. Januar 1906, Seite 1–4.

NORDSIEK, ROBERT (2021): Heimische Schließmundschnecken (Clausiliidae) auf <http://www.weichtiere.at/Schnecken/land.html?/Schnecken/land/clausiliidae2.html> [17.11.2021].

LUBW (LANDESANSTALT FÜR UMWELT, MESSUNGEN UND NATURSCHUTZ BADEN-WÜRTTEMBERG) (2008): Rote Liste und Artenverzeichnis der Schnecken und Muscheln Baden-Württembergs (2008, 1. Auflage). Seite 26, 50.

Einen Film der Schnecke gibt es hier:
<https://hmjaag.de/clausilia-dubial/>

Die Bergwerke „Otto am Kohlerberg“ und „Karl im Mailänder“ in Schabenhäusen

von DIRK STECKER

In vielen Tälern des Schwarzwaldes wurde im Laufe einer über 7.000 Jahre alten Bergbaugeschichte mal mehr, mal weniger Bergbau betrieben. Noch heute zeugen viele Gewannnamen wie „Auf der Halde“, „Grubenweg“ oder „Silberhalde“ von dieser Tradition.

Historischer Bergbau am Rande der Baar

In Kappel und Schabenhäusen (Teilorte der Gemeinde Niedereschach zwischen Villingen und Rottweil) wurde in den Jahren 1511 bis 1781 nachweislich Bergbau betrieben.¹ Die geologische Situation war äußerst ungünstig, um einen ertragreichen Bergbau durchführen zu können. Die Kupferschicht im Bergwerk „Otto am Kohlerberg“ ist nur etwa 40 cm dick und weist einen Kupfergehalt von 0,2 % auf. Der Stollen „Karl im Mailänder“ wurde in der Bleiglanzbank aufgeföhren, die hier meist 20 bis 30 cm dick ist und einen Silbergehalt von 0,05 % aufweist.² Das heißt, es musste aus einer riesigen Menge Stein eine Tonne Blei gewonnen werden, um daraus 0,5 kg Silber gewinnen zu können.

Zur damaligen Zeit waren sieben Metalle (Quecksilber, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Eisen) bekannt. Es waren auch sieben Planeten bekannt. Hier wurde ein Zusammenhang gesehen. Die Vorstellung war, dass die verschiedenen Metalle, ähnlich wie ein Organismus, wachsen würden. So sollten Quecksilber als „die Mutter“ und schweflige Erde als „der Vater“, je nach Reinheitsgrad der beiden Elemente und unter Einfluss des jeweilig dominierenden Planeten, die verschiedenen Metalle hervorbringen. Die Annahme führte zu der Schlussfolgerung, die Metalle könnten praktisch überall auftauchen und pflanzenähnlich nachwachsen, so dass ein ressourcenschonender Abbau unnötig war.³ Da man im Schauinsland in Freiburg große Silbervorkommen gefunden hatte, die dazu führten, dass die Stadt Freiburg groß und wohlhabend wurde,⁴ gingen die Menschen davon aus, dass es im gesamten Schwarzwald ähnlich große Vorkommen geben musste, die nur darauf warteten, gefördert zu werden.

Um die Lagerstätten genauer bestimmen zu können, nutzte man häufig okkulte Methoden wie Wünschelrute und Pendel. Man beobachtete die Natur genau und suchte zum Beispiel nach „dem Schweif“. Wie wir heute wissen, sind das Sekundärmineralien und fein verteilte Primärmineralien am Boden. Oder man schaute nach „der Witterung“, aufsteigendem Nebel aus Gesteinsspalten,



Bergwerk „Karl im Mailänder“, erleuchtet durch eine brennende Kerze in der historischen Geleuchtnische. Alle Fotos: Dirk Stecker.

den man der „Vermählung von Quecksilber und Schwefel“ zuordnete. Heute geht man davon aus, dass bei der Zersetzung von Pyrit und Markasit (beides Mineralien aus der Gruppe der Eisensulfide mit der chemischen Formel FeS_2) Wärme abgegeben wird, die diese Erscheinung hervorbrachte.⁵

Nachdem man in Schabenhäusen 1511, 1520 und 1602 wenig erfolgreich Bergbau betrieben hatte, versuchte man es 1652 noch einmal.⁶ Schabenhäusen war durch den 30-jährigen Krieg völlig zerstört. Die Stadt Rottweil war durch den langen Krieg verarmt und beschloss daher, wieder nach Bodenschätzen suchen zu lassen. Dazu verpflichtete man den Bergmeister Pallandt und „*seine Konsorten Veit Kersbeumer und Maximilian Babel*“. Sie sollten in den Wäldern um Niedereschach, Kappel und Schabenhäusen nach Silberlagerstätten Ausschau halten. Wiederholt schickte man ihnen Bier nach Niedereschach, um sie bei Laune zu halten. Bei Verhandlungen im Rathaus sind allein elf Maß Wein getrunken worden. Zudem stellte man dem Bergmeister Pallandt „Kupferwasser“ (auch Ferrosulfat, Grünsalz oder Eisenvitriol genannt) und Weinstein zur Verfügung, um das Ausfällen des Silbers aus gefördertem Erz zu ermöglichen.

Man schmiedete große Pläne, wollte sogar einen eigenen Schmelzofen bauen. Im Juni 1652 wurde dem Rat in Rottweil jedoch mitgeteilt, „*das gebraun Erz oder Stein zu Schabenhäusen, sei der Mühe nicht wehrt untersucht zu werden*“.⁷ Erst 1780 versuchte man nochmals, den Bergbau aufleben zu lassen.⁸ Vermutlich waren die Stollen zu diesem Zeitpunkt noch offen gelassen, oder man sah die Einschnitte der ehemaligen Stollen noch deutlich im Gelände.



Bergwerk „Karl im Mailänder“,
Blickrichtung nach außen.

Nach heutigen Erkenntnissen ist man damals in den Stollen, der heute „Karl im Mailänder“ genannt wird, gegangen und hat diesen um einige Meter verlängert. Vermutlich war den Bergleuten schnell klar, dass es hier nicht viel zu holen gab, jedoch gab es Geld aus Rottweil und Villingen, um den Bergbau zu betreiben. In Gesprächen mit verschiedenen Fachleuten entstand so die Vermutung, dass die Bergleute den Investoren etwas zeigen wollten, um diese bei Laune zu halten. Es ist anzunehmen, dass die Bergleute beschlossen, keinen kleinen Bewetterungsschacht anzulegen, wie es damals üblich gewesen wäre, sondern einen mächtigen Schacht vom Stollen aus nach oben zu treiben. Dieser „Großherzog Karl Schacht“⁹ ist etwa 2,5 Meter lang und 1,5 Meter breit sowie 22 Meter tief, wie wir heute wissen. Die sogenannten „Bühnlöcher“, Einkerbungen in den Stollenwänden, in denen Balken für den Ausbau lagerten, sind heute noch vorhanden.

Schächte dieser Art wurden immer von unten nach oben gegraben, da die Vermessungstechnik dieser Zeit zu ungenau war, um von oben nach unten zu graben. Sonst hätte man mit großer Wahrscheinlichkeit den schmalen Stollen verpasst.¹⁰

Den Bergleuten in Schabenhäusern sicherte dieser Schacht für ein Jahr ein gutes Einkommen, wenn er auch für die Investoren keine Rendite versprach. Bereits im Jahr 1780, im Jahr der Neuinbetriebnahme, beschwerten sich die Schabenhäuser Bauern. Sie hatten Sorge, dass ein Platzregen die vorhandene Halde über die Felder spülen und somit die Ernte vernichten würde. Da man sowieso keinen Ertrag erwirtschaftete, forderten sie die Einstellung des Bergbaus. Das geschah dann auch 1781.¹¹ Vermutlich mach-

ten sich die Bauern sofort daran, den Schacht mit dem Haldenmaterial aufzufüllen. Somit war die Halde weg und der Schacht zu. Im Laufe der Jahre senkte sich das Material im Schacht und floss einige Meter in den Stollen. Auch lösten sich die Muschelkalksteine im Wasser auf und wurden zu einem klebrig-dickflüssigen Matsch, der den Schacht verschloss.

Die Neuentdeckung der Bergwerke

1989 startete die Gemeinde Niedereschach einen Aufruf im Gemeindeblatt, ob es nicht interessierte Bürgerinnen und Bürger gebe, die sich mit dem ehemaligen Bergbau der Gemeinde auseinandersetzen wollten oder sogar etwas beizutragen hätten. Es meldete sich Karl Schneider, ein Schabenhäuser Einwohner, der in der Nähe des ehemaligen Bergwerkes wohnte. Er erzählte, wie er als Kind mit Kerzen in die offen gelassene Grube gegangen war. Er konnte die Stelle, wo der Stollen lag, genau aufzeigen.



Zu diesem Zeitpunkt war der vordere Stollenbereich vollständig verstrützt (bergmännisch für „eingestürzt“). Man sah jedoch deutlich den Einschnitt im Gelände (bergmännisch: Pinge). Kurze Zeit später konnte der Stollen problemlos mit einem Bagger aufgedigelt werden. Bald darauf wurde die Grube nach Karl Schneider „Karl im Mailänder“ benannt.¹²

Kurz zuvor war unter der Anleitung von Rolf Roschlaub aus Schabenhäuser ein zweiter Stollen aufgedigelt (bergmännisch für „aufgedigelt“) und nach dem langjährigen Bürgermeister der Gemeinde Niedereschach, Otto Sieber, „Otto am Kohlerberg“ benannt worden. Sieber sorgte als Bürgermeister 1989 dafür, dass Geld zur Verfügung gestellt wurde, damit das ehemalige Bergwerk ordentlich verbaut und somit abgesichert werden konnte.¹³ Da dieser Stollen nun schon in Arbeit war, wurde er zuerst erforscht. Dazu waren Samstag für Samstag Arbeitseinsätze

Verbau „Karl im Mailänder“ mit Rohren zur Bewetterung (bergmännisch: Lüttele) während der Schachtaufwältigung von unten.



Heutiger Zugang zum Stollen „Karl im Mailänder“, inzwischen geschlossen.

notwendig, bei denen der etwa 70 cm hohe Schlamm, der sich im Laufe der Jahrhunderte im gesamten Stollen angesammelt hatte, abgetragen und mit Eimern und Schubkarre nach draußen befördert wurde.

Um alte Bergwerke rankt sich so manches Gerücht. Es wurde uns immer wieder von verschiedenen Bürgern berichtet, dass der Stollen bis zum etwa 1 km Luftlinie entfernten Klosterhof reiche. Diese Auskunft versprach ein Stollensystem und ließ uns unermüdlich arbeiten. Jedoch nach ungefähr 45 Metern war der Stollen zu Ende, und er ist auch nie weiter gegangen.¹⁴ Auch sollte der Stollen im Krieg noch offen gewesen und als Bunker genutzt worden sein. Etwas erschreckend war das Gerücht, dass in dem Stollen sechs Gewehre und eine Panzerfaust lägen. Die genaue Nennung des zu erwartenden Fundes ließ uns aufhorchen. Solche Kriegsgeräte in dem hohen, nassen Schlamm wären hoch gefährlich. Von daher schaufelten wir zwar weiter, jedoch immer mit einem etwas mulmigen Gefühl. Am Ende war aber auch dieser Hinweis nur ein Gerücht, das sich nicht bestätigen ließ.

Als die Arbeiten im Stollen „Otto am Kohlerberg“ abgeschlossen waren, ging es an die Erforschung des Stollens „Karl im Mailänder“. Da klar war, dass diese Aufgabe bedeutend anspruchsvoller und teurer werden würde als die vorangegangenen Arbeiten, wurde 1991 ein Verein gegründet: die „Forschungs- und Arbeitsgemeinschaft für historischen Bergbau e. V. Niedereschach“, kurz FAG Bergbau e.V. Der Verein hatte 31 Gründungsmitglieder. Später waren es immer um die 50 Mitglieder, davon bis zu 10 aktive.

Zuerst musste auch beim Stollen „Karl im Mailänder“ der Eingangsbereich abgesichert werden. Da die Aufwältigung (Ausräumen und Absichern eines bereits aufgegebenen Stollens) schon zwei Jahre her war, war der Eingang bereits wieder verschüttet und musste neu aufgegraben werden. Danach konnten die Verbauarbeiten beginnen. Sie erstreckten sich über zwei Jahre, da der Verbau über zwanzig Meter lang sein musste, um an das Gelände angepasst zu werden, und kosteten 20.000 DM, die von der Gemeinde getragen wurden.¹⁵ Sämtliche weiteren Aufgaben bewältigte der Verein später dann aus selbst generierten Spenden und Einnahmen.



Nach der Fertigstellung des Verbaues ging es nun an das Genehmigungsverfahren, um den zugeschütteten Schacht freilegen zu dürfen. In das Genehmigungsverfahren für dieses Projekt waren die Landesbergdirektion, das Landesdenkmalamt, die untere Denkmalschutzbehörde, die staatliche Forstverwaltung, die Gemeindeverwaltung, der Fledermausschutz, die Naturschutzbehörde und das Wasserwirtschaftsamt einbezogen. Nach langen und komplizierten Verhandlungen stimmten letztlich alle Behörden zu und wir hatten nun zwei Jahre Zeit, den Schacht von unten aufzuwältigen.

Anfangs gingen die Arbeiten sehr gut und schnell voran. Die eigens gebaute Lore lief gut über die Schienen.

Bergwerk „Karl im Mailänder“, Fundamentgrube für die Schachtsicherung. In der Mitte der noch größtenteils verfüllte Schacht.

Der Schlamm ließ sich mühselig, aber effektiv in Kisten packen und draußen abladen. Jedoch ließen nach einiger Zeit die schwere Lore und die große Feuchtigkeit im Stollen die Schienen brechen. Nach der Winterpause waren die Schienen an einigen Stellen komplett weggefault. Zudem rutschte der Schlamm im Schacht, durch das Abgraben unten im Stollen, immer weiter nach unten. Somit wurde die Pinge im Wald tiefer und tiefer. Nachdem sie über 5 Meter tief war, beschlossen wir, den Schacht oben abzusichern, damit keine Gefahr von dem tiefen Loch ausging. Das nahm eine volle Saison in Anspruch.

Nach dieser langen Zeit waren die Schienen im Stollen endgültig unbrauchbar und wir entschieden, den Schacht von oben mit Hilfe eines Seilbaggers aufzuwältigen.¹⁶ Als der Schacht endlich frei war, konnten wir seine großen Ausdehnungen erst völlig ermessen. Diese Ausmaße und die Tatsache, dass der Stollen hier endet, lassen letztendlich keinen anderen Schluss zu, als dass die Bergleute 1780 den Schacht nur anlegten, um Arbeit zu haben.

Das Ende der Bergwerke

Nach einigen Jahren wurde der hölzerne Verbau im vorderen Bereich des Stollens „Karl im Mailänder“ immer baufälliger. Die geringe Zahl an aktiven Mitgliedern verringerte sich noch mehr und so wurde beschlossen, den Verein aufzulösen und die Stollen dauerhaft zu schließen.

Eine Schließung lässt sich jedoch nur durchführen, wenn die Stollen so sicher sind, dass in absehbarer Zeit keine Gefahr von ihnen ausgeht. Beim Stollen „Otto am Kohlerberg“ war das kein Problem. Der Verbau ist aus Eisen gefertigt und wird viele Jahrzehnte stehen bleiben. Beim Stollen „Karl im Mailänder“ jedoch drohte der hölzerne Verbau in absehbarer Zeit einzubrechen. Deshalb musste hier eine andere Lösung gefunden werden. Die einfachste Lösung wäre gewesen, den Verbau mit Bauschutt zu verfüllen. Damit wäre der Stollen sicher und dauerhaft geschlossen.

Der Gedanke, dass die ganze vorangegangene Arbeit umsonst gewesen sein soll, gefiel jedoch nicht und so wurde nach einer anderen Lösung gesucht, durch die der Stollen noch befahrbar (bergmännisch für „begehrbar“) bleiben würde. Mit Hilfe des Jugendclubs Schabenhäusen und des Schabenhäusener Ortschaftsrates wurde eine Betonröhre aus Schwerlastrohren in den Verbau gelegt. So kann man heute immer noch in den Stollen kriechen und der alte Holzverbau kann gefahrlos darüber einbrechen. 2016, kurz nach Fertigstellung der Arbeiten, wurde der Verein nach 25 Jahren aufgelöst.

Der 21 Meter lange Weg durch die Röhre ist beschwerlich und für Personen mit Platzangst nicht zu bewältigen. Das Landesbergamt hatte nun Bedenken für den Fall, dass es ein Besucher in den Stollen schaffen sollte und dort eine Panikattacke bekommen würde. Dann könnte es ein großes Problem werden, diese Person wieder aus dem Stollen zu holen. Aus diesem Grund ist der Stollen jetzt für den Besucherverkehr geschlossen.



Autor

DIRK STECKER

Lehrer an der Sonderberufsfachschule im Pestalozzi Kinder- und Jugenddorf Wahlwies. Von 1995 bis 2016 Vorsitzender der Forschungs- und Arbeitsgemeinschaft für historischen Bergbau (FAG Bergbau e.V.), Niedereschach. Publikationen im BoD Verlag Norderstedt: Selbstverteidigung 50plus (2014), Mittelalterlicher Bergbau am Nordrand der Baar (2019), Sun Tzu für Lehrer (2021).

Raster Straße 14
88605 Sauldorf
fag.bergbau@yahoo.de

Anmerkungen

- 1 HECHT, WINFRIED (1974): Ein Rottweiler Silberbergbauversuch am Nordrand der Baar. In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Band 30 (1974), S. 154–163.
- 2 MARTIN, MANFRED/ROSCHLAUB, ROLF (1993): Historischer Bergbau auf der Gemarkung Niedereschach. In: LANDRATSAMT SCHWARZWALD-BAAR-KREIS (Hg.): Almanach 93 – Heimatjahrbuch 17. Folge. Villingen-Schwenningen, S. 144.
- 3 WEIß, ALFRED/SCHWAMMENHÖFER, FRANZ (1997): Prospektion und Exploration im 16. Jahrhundert – Beitrag zum Bergbausymposium. Schwaz, S. 13.
- 4 GOLDBERG, GERT/STEUER, HEIKO (1998): Montanarchäologische Forschungen im Südschwarzwald. In: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hg.): Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 4 (1998), S. 105.
- 5 WEIß/SCHWAMMENHÖFER (wie Anm. 3), S. 15.
- 6 HECHT (wie Anm. 1), S. 154–163.
- 7 HECHT (wie Anm. 1), S. 160.
- 8 STECKER, DIRK (2019): Mittelalterlicher Bergbau am Nordrand der Baar – über die Bergwerke „Otto am Kohlerberg“ und „Karl im Mailänder“. Norderstedt, S. 56. Siehe auch die Rezension auf S. 223 ff.
- 9 HECHT (wie Anm. 1), S. 162.
- 10 AGRICOLA, GEORG (1556): De Re Metallica Libri XII, Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen. 4. Auflage. Düsseldorf 1997 (Bilder und Initialen nach der lateinischen Ausgabe 1556).
- 11 STECKER (wie Anm. 8), S. 60.
- 12 ROSCHLAUB, ROLF (1995): Protokoll der Jahreshauptversammlung der FAG Bergbau e. V. am 3.2.1995.
- 13 ROSCHLAUB (wie Anm. 12).
- 14 STECKER (wie Anm. 8), S. 69.
- 15 ROSCHLAUB (wie Anm. 12).
- 16 STECKER (wie Anm. 8), S. 100–122.

Die Weißtongrube am Haselberg zu Überauchen – ein *Lost Place* mit bewegter Geschichte

von JOSEF VOGT

Mit „Lost Places“ bezeichnen wir „vergessene“ oder „aufgelassene Orte“. Gemeint sind damit überwiegend Bauwerke der jüngeren Vergangenheit, die in der Regel noch nicht in einen historischen Zusammenhang gestellt worden sind, da sie aufgrund ihrer augenscheinlich minderen Bedeutung kein Interesse in der Öffentlichkeit finden und als nicht besonders schutzwürdig gelten.

Ein wesentliches Merkmal von „Lost Places“ ist ihre belassene Ursprünglichkeit und der Umstand, dass die Blicke neugieriger Spaziergänger durch keinerlei erklärende Hinweisschilder gelenkt werden. Das Wissen zur Geschichte haben nur noch wenige Personen, die im Regelfall schon sehr alt sind und nach und nach versterben und ihr Wissen, wenn es nicht aufgeschrieben wurde, mit ins Grab nehmen.

Für die Weißtongrube am Haselberg in Brigachtal-Überauchen treffen all die Merkmale eines „Lost Place“ zu. Wer immer heute an den Mauerresten, an



Die Verlade- und Sortierrampe, heutiger Zustand. Foto: Josef Vogt.



Der Weiler Beckhofen, links am Rand des Weißwaldes die Grube. Hier wurde von 1838 bis 1916 Weißton für die Majolikafabrik in Schramberg abgebaut. Mit Fotodrohne aufgenommen von Hans-Jürgen Götz.

denen der Zahn der Zeit unerbittlich nagt und die fast völlig eingewachsen am Wegrand stehen, vorübergeht, kommt von alleine nicht darauf, dass hier einmal die Rohstoffe für eine Reihe von damals namhaften Steingutfabriken abgebaut wurden. Die allerwenigsten dürften beim Anblick der so nicht richtig zur übrigen Waldfläche passenden Ebene mit ihrer schroffen Abbruchkante an einen Ort denken, der für etwa 140 Jahre mehreren Generationen von Überaucherer Familien ein Ort für ihren Broterwerb war und dass aus dem notwendigen Fuhrgeschäft im Laufe der Zeit ein ordentliches Fuhrunternehmen entstand, das heute international tätig ist.

Nichts deutet darauf hin, dass einst an dieser Stätte ein nicht unerheblicher Teil der Gemeindeeinnahmen hing und viele Investitionen der Gemeinde ohne die Einnahmen aus dem Verkauf der an dieser Stelle gewonnenen Rohstoffe nicht möglich gewesen wären. Mit dem 2017 eingeleiteten Flurbereinigungsverfahren auf der Gemarkung Überauchen wurde das Geotop Tongrube am Haselberg wieder in das Bewusstsein gerückt. Grund genug, die Geschichte dieses Ortes aufzudecken, damit die Bedeutung dieses Natur- und Technikdenkmals für die Nachwelt erhalten bleibt.

Obwohl heute nur noch von einer Grube gesprochen wird, waren es ursprünglich drei Gruben, die in enger räumlicher Nähe am Haselberg und Ernental im Weißwald auf der früheren Gemarkung Überauchen liegen. Die Gruben wurden einst angelegt, um aus ihnen dolomitischen Mergel, im Volksmund auch Weißerde oder Tonerde genannt, abzubauen und damit Steingutfabriken mit einem wesentlichen Rohstoff zu versorgen.

Nach mündlicher Auskunft von Zeitzeugen (hier sei ausdrücklich der ehemalige Bürgermeister Franz Josef Fehrenbacher genannt, Bürgermeister von 1945 bis 1974) und einer vielseitigen Aktenlage aus diversen Archiven lässt sich eine gut 140 Jahre lange Existenz für die „Überauchener Thongruben“ nachweisen. Sie wurden Ende der 1980er Jahre mangels Nachfrage stillgelegt. Inzwischen ist die aufgegebene Abbaufäche ein schützenswertes Biotop, das der Gemeinde zu einem stattlichen Punktestand auf dem Ökokonto¹ verhilft.

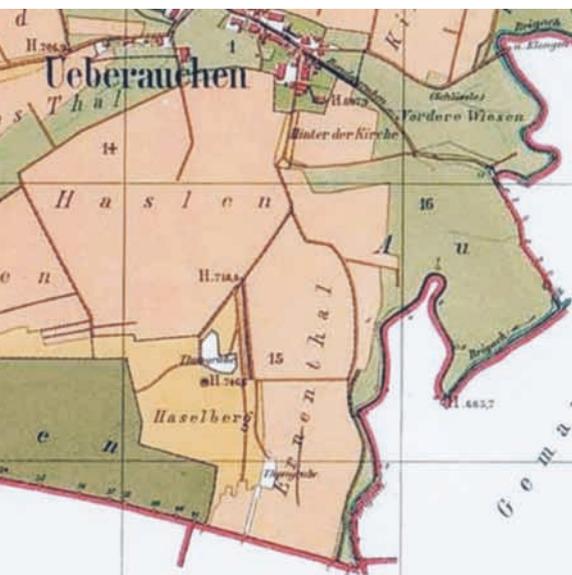
Herrschaftliche, geografische und geologische Einordnung der Dolomit-Lagerstätte in Überauchen

Überauchen unterstand seit 1326 der vorderösterreichischen Stadt Villingen. Im Zuge der napoleonischen Flurbereinigung zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde das Dorf zur eigenständigen Gemeinde innerhalb des neuen badischen (Bezirks-)Amtes Villingen. Die Tonlagerstätte fiel in das Eigentum der Gemeinde, die den Abbau betrieb und die Einnahmen daraus für ihre Belange verwenden konnte. Gleichzeitig konnte sich jedoch auch der Kreisdirektor des Seekreises, später der Landeskommissär, in diese Angelegenheiten einmischen, wenn übergeordnete Interessenlagen das erforderten, was mehr als einmal geschah.² Durch die Gebietsreform von 1974 wurde Überauchen ein Teilort der neugegründeten Gemeinde Brigachtal und brachte die Tongrube quasi als Erbe mit.

Landschaftlich ist das Brigachtal ein Teil der Baar. Die Gemarkung Überauchen ist geprägt durch die Talaue der Brigach im Osten und die Hanglagen am westlichen Talrand, zu denen in südlicher Richtung der Haselberg mit seinen Tonerde-Abbaugruben am Rande des Weißwaldes zählt. Den Untergrund bilden Gesteine des Muschelkalks, die in westlicher Richtung an den Buntsandstein des Schwarzwaldes stoßen. Damit wird deutlich, dass an der östlichen Grenze der Gemarkung Überauchen die Landschaftsgrenze der Baar zum Schwarzwald verläuft.

Die Überauchener Tonerdevorkommen sind mit großer Wahrscheinlichkeit isolierte tertiärzeitliche Sedimentablagerungen, die relativ oberflächennah in einer Mächtigkeit von 5 bis 6 Metern inmitten des Muschelkalkgesteins der Baar im Gewinn Haselberg als Teil des Weißwaldes anzutreffen sind.

In der Gemarkungskarte von 1890 sind zwei Stellen als „Thongrube“ gekennzeichnet.
Staatsarchiv Freiburg, historische Flurkarten.



Bei dem in Überauchen über 140 Jahre abgebauten Material handelt es sich überwiegend um hellen bis weißlich-grauen dolomitischen Mergel. Diesen dolomitischen Mergel, im Volksmund Weißerde oder Tonerde genannt, bezeichnen Geologen je nach Anteil des Dolomitminerals auch als Dolomit oder dolomitischen Kalkstein. Diese Vorkommen sind ein Schichtglied des Mittleren Muschelkalks, der in unserer Gegend bis zu 90 Meter stark sein kann.³

Die Mächtigkeit des Vorkommens liegt im Regelfall zwischen 5 und 6 Metern und besteht aus mehreren in Farbe, Festigkeit und Körnung sehr verschiedenen Schichten. An Stellen, wo sie sehr oberflächennah zu Tage treten oder nicht tief gelagert sind, ist diese Schicht im Regelfall durch natürliche Auswaschungsprozesse über Jahrtausende von Gips, Salzen und anderen Stoffen befreit, so dass sich das Material sehr gut zur Herstellung von Steingut-Erzeugnissen eignet. Nicht selten sind die Schichten des dolomitischen Mergels mit unbrauchbarem Gestein durchsetzt. Verwerfungen und Verschiebungen sind nicht selten, so dass beim Abbau sehr genau darauf geachtet werden muss, dass brauchbares und nicht brauchbares Material gut getrennt wird, da ansonsten bei der Aufbereitung und dem Brennprozess der Steingutmassen unerwünschte Reaktionen auftreten könnten, die im schlimmsten Fall ganze Produktionsserien unbrauchbar machen würden.

Eine von der Gemeinde Überauchen 1928 in Auftrag gegebene Analyse des abgebauten Materials durch die Chemisch-technische Prüfungs- und Versuchsanstalt in Karlsruhe brachte folgendes Ergebnis an den Tag:

Chemische Analyse

Die Analyse des bei 110°C getrockneten Materials hat folgende Werte ergeben:

<i>Kieselsäure</i> SiO_2	11,53 %
<i>Tonerde</i> Al_2O_3	0,93 %
<i>Eisenoxyd</i> Fe_2O_3	0,47 %
<i>Kalk</i> CaO	28,73 %
<i>Magnesiumoxyd</i> MgO	19,86 %
<i>Gesamtalkali</i> (<i>Natron</i> Na_2O + <i>Kali</i> K_2O)	1,26 %
<i>Glühverlust</i> (<i>Kohlensäure</i> CO_2 + <i>Wasser</i> H_2O) ...	37,37 % 100,15 %

Hiernach ist das vorgelegte Material kein Ton, sondern ein mit Kieselsäure und Silikat vermischter silikatischer Kalkstein.

Dieses Urteil zu ihrem vermeintlich hochwertigen Tonvorkommen war für Überauchen zunächst ernüchternd. Statt des erhoffen Anteils an weißlichem Kaolin, das dem Material das Prädikat Porzellanerde eingebracht hätte, hatte es nur einen relativ hohen Kalkanteil, der für die relativ helle Farbe sorgte. Auch der Anteil an Aluminiumoxid war mit nicht einmal 1 % mehr als bescheiden und qualifizierte das Überaucherer Vorkommen als Tonerde ab.

Für die Abnahmefabriken war dies jedoch offensichtlich kein Problem. Dabei muss man wissen, dass alle Fabriken, die das Material aus Überauchen zur Herstellung ihre Produkte verwendeten, sich auf die Herstellung von Steingut als



Die Keramikfabrik Emil Locke in Herbolzheim stellte bis 1980 Uhrenschilder in großer Stückzahl aus Überauchener Tonerdematerial her.

Foto: Josef Vogt.

Alternative zum teuren Porzellan spezialisiert hatten.

Steingut, im 18. Jahrhundert in England erfunden, bezeichnet eine Gruppe keramischer Erzeugnisse mit porösem Scherben, die in die Untergruppen Kalk- oder Weichsteingut, Feldspat- oder Hartsteingut und Mischsteingut weiter unterteilt werden kann. Zur Herstellung von Steingut war zwar auch Ton notwendig. Diesem mussten jedoch noch Quarz, Feldspat und gegebenenfalls andere Mineralien wie zum Beispiel Calcit beigemischt werden. Für diese Beimischung brachte das Über-

auchener Material mit seiner spezifischen mineralischen Zusammensetzung geradezu ideale Voraussetzungen mit, und deshalb war dieses Material für die Steingutfabriken offensichtlich unverzichtbar.

Ein Vorteil der rohen Steingutmasse war, dass sie durch die Zuschläge, die das Überauchener Material lieferte, für die Bearbeitung optimiert werden konnte: Sie musste nicht mehr aufwändig von Hand geformt werden, sondern man konnte sie in vorgefertigte Formen gießen und so Teller, Tassen, Krüge, Töpfe, Figuren, eigentlich jede denkbare Form in beliebiger Zahl herstellen. Dadurch wurde die Serienfertigung großer Stückzahlen möglich. Auch die Brenntemperatur ist mit 970 bis 1320 °C deutlich niedriger als bei Porzellan. Je nach Ausgangsmaterial war die Farbe der gebrannten Produkte zwischen weiß, grau und cremegelb. Aufgrund der geringen Brenntemperatur versinterte das Produkt allerdings nicht vollständig, was zur Folge hatte, dass die Produkte nicht wasserdicht waren. Deswegen wird Steingut im Regelfall mit einer allseitig aufgetragenen Glasur versehen. Diese ist durchsichtig, oft bleihaltig und muss in einem zweiten Brand bei etwa hundert Grad niedrigeren Temperaturen aufgeschmolzen werden.

Die Bemalung von Hand oder der erheblich schnellere und daher billigere Umdruckdekor mussten vor dem Glasurbrand auf dem trockenen Scherben aufgetragen werden. Natürlich gab es auch die Möglichkeit der Aufglasur-Dekorations-techniken, die speziell bei Dekorstücken wie Uhrengehäusen, Tortenplatten und Figuren angewendet wurden.⁴

Steingutfirmen stehen Schlange

Im Jahre 1836 suchten die Steingutfabrikanten Freiherr von Uchtritz und die Gebrüder Faist von Schramberg bei der Fürstlich Fürstenbergischen Domänenkanzlei um das ausschließliche Recht der Gewinnung von weißer Tonerde auf der Gemarkung Tannheim am dortigen Ochsenberg nach. Dort gab es nachweislich Tonerde, das Problem war jedoch, dass die abbaubare wertvolle Schicht unterhalb einer Waldbodenschicht lag, die eine Mächtigkeit bis 8 Meter hatte. Ein rentabler Abbau war daher nicht möglich. So wurde auf der Nachbargemarkung Überauchen nach Tonerde gesucht und auf dem Gewann Haselberg gefunden. Da dort die begehrte Dolomitschicht wesentlich oberflächennaher anzutreffen war, war ein Abbau entsprechend einfacher und somit rentabel.

Also suchten die Schramberger Steingutfabrikanten um eine Konzession für den Abbau von Weißerde am Haselberg nach. Zu gleicher Zeit bewarben sich jedoch auch die Gebrüder Horn, die eine Steingutfabrik in Hornberg betrieben, ebenfalls um eine Genehmigung zum Abbau der für ihre Steingutproduktion notwendigen Weißerde. Durch einen Beschluss der Großherzoglich Badischen Forst- und Domänenverwaltung vom 28. Juli 1838 wurden beide Antragsteller mit einem Grundstück, innerhalb dessen sich ein Weißerde-Lager befand, belehnt.

Den Hornbergern wurde ein Gelände von 16 Morgen (etwa 5,7 Hektar) zugesprochen, wofür sie 300 Gulden zu bezahlen hatten. Die Schramberger mussten sich mit einem etwas südlicher liegenden Gebiet von sechs Jauchert (etwa 6 Morgen / 2,1 Hektar), das teilweise Gemeindeigentum, teilweise Privatbesitz eines Landwirts war, zufriedengeben. Die Vermutung, dass die zu Baden gehörenden Hornberger gegenüber den aus dem Württembergischen kommenden Schramberger Fabrikanten bei der Zuteilung bevorzugt wurden, ist sicher nicht von der Hand zu weisen.

1916 wurde die kleinere Grube aufgegeben und eingeebnet. Inzwischen ist sie mit Hecken und Fichten bewachsen, und kaum etwas deutet darauf hin, dass dort einst Hafner-Tonerde, wie das Steingutmaterial auch genannt wurde, abgebaut wurde.

Durch die Schließung der Grube stellte die Schramberger Majolika-Fabrik, wie sie sich inzwischen nannte, den Bezug der Tonerde aus Überauchen ein, da sie inzwischen bei Waldmössingen eine Ersatzgrube gefunden hatte. Da aber offensichtlich das dortige Material in der Qualität nicht an das aus Überauchen stammende heranreichen konnte, kamen sie 1926 wieder nach Überauchen zurück und holten bereits im ersten Jahr wieder 6.553 Zentner, was 16 Eisenbahnwaggons entsprach, zur Produktion ihrer keramischen Erzeugnisse nach Schramberg.⁵

Im Vertrag der Steingutfabrik Horn aus Hornberg mit der Gemeinde Überauchen von 1838 gab es bemerkenswerte Klauseln. So musste der Vertrag alle fünf Jahre erneuert werden. Dazu musste sich die Firma verpflichten, als Arbeitskräfte nur Bürger von Überauchen einzustellen, und die ausgehobene Tonerde durfte nur durch die Bürgerschaft von Überauchen transportiert werden.

Ausgenommen war jedoch, „*dass die Fabrikanten mit eigenem Fuhrwerk abfahren konnten, soviel ihnen möglich war.*“⁶

Von 1840 bis 1875 betrieb die Firma Horn die Grube in eigener Regie. Dies hatte für die Hornberger den Vorteil, dass sie so viel Material abbauen konnten, wie sie benötigten. Sie mussten dafür nur 40 Gulden Grubenlösung pro Jahr bezahlen. Die Grabarbeiten wurden jedoch von den Kleinlandwirten des Ortes vorgenommen. Für diese war es eine willkommene Nebeneinnahme, da es zur damaligen Zeit kaum eine andere Möglichkeit für einen Zusatzverdienst gab.

Im Jahre 1850 bezog zum ersten Mal die Steingutfabrik Lenz aus Zell am Harmersbach 14 Bennenwagen (ein kleiner landwirtschaftlicher Wagen, der einspännig gezogen wurde) Tonerde. Da sie, wie so viele andere kleinere Abnehmer auch, nicht an der pauschalen Abbau-Konzession beteiligt war, musste sie die bezogene Menge in bar bezahlen. Als Preis war festgesetzt: „*15 Kreuzer für ein maßvoll beladener Bennenwagen.*“⁷

Mit der Firma Schaible aus Zell am Harmersbach kam 1867 ein weiterer Abnehmer der Überaucherer Dolomit-Erde hinzu. Später schlossen sich diese beiden Betriebe zur Vereinigten Steingutfabrik Georg Schmider Zell a. H. zusammen, die sich dann über hundert Jahre als verlässlicher Abnahmekunde für die Gemeinde Überauchen erweisen sollte.

Mit Beschluss des Gemeinderates vom 2. Mai 1875 übernahm die Gemeinde die Grube in ihre eigene Regie und handelte mit allen Firmen entsprechende Abnahmeverträge aus. Dabei ist bemerkenswert, dass in den Verträgen von 1875 immer noch in Gulden und Kreuzern gerechnet wurde, obwohl bereits 1871 die Währung auf Mark und Pfennig umgestellt worden war. Aus diesem Grunde finden sich auf den ausgestellten Rechnungen entsprechende Umrechnungen der alten mit der neuen Währung.

Anhand der Abnahmemengen lassen sich sehr gut die konjunkturellen Zyklen der Firmen erkennen, die immer wieder mit schwereren Krisen zu kämpfen hatten und daraufhin entweder vom Markt verschwanden oder auf neue Eigentümer übergingen.

Offensichtlich hatte es sich bei den Steingutfabriken herumgesprochen, dass aus der Grube in Überauchen guter Dolomit und Kalkstein gewonnen wurde und dieser zu relativ günstigen Konditionen zu haben war. Dazu kam, dass seit 1873 das Brigachtal durch die Schwarzwaldbahn erschlossen war und nun in Klengen das Material aus der 1 km entfernten Grube auf Güterwaggons verladen werden konnte, damit es dann schnell selbst an entfernteste Orte geliefert werden konnte.

In den noch vorhandenen Verkaufsbüchern ab 1875 sind neben den Hauptabnehmern aus Hornberg, Zell am Harmersbach und Schramberg eine Vielzahl von Betrieben verzeichnet, die manches Mal nur eine einmalige Lieferung bezogen. In anderen Fällen sind es Betriebe, die viele Jahre größere Mengen bezogen. Dazu zählte ein Fabrikant in Schorn bei Zürich ebenso wie ein Stein-



Gebrauchsgeschirre aus der Fabrikation der Majolikafabrik Schramberg. Sie fanden sich zur Zeit des aktiven Tonerden-Abbaus in vielen Überaucher Haushalten. Foto: Josef Vogt.

gutproduzent aus Kaiserslautern. Ab 1909 bezog eine Firma Jakobi in Neuleiningen in der Pfalz sowie die Firma Kick in Amberg (Bayern) für einige Jahre Tonerde von der Gemeinde. Die größte Liefermenge, die zu dieser Zeit eine Firma im Jahr bezog, waren 5.352 Zentner. Den weitesten Weg machten die Lieferungen von dolomitischem Mergel an die Firma Mehner in Eulau im Sudetenland.⁸

1882 stellte die Steingutfabrik der Gebrüder Bordollo aus Grünstadt in der Pfalz ein Lieferungsgesuch für Tonerde an die Gemeinde Überauchen. Diese stimmte zu und konnte bis in die 1950er Jahre beträchtliche Mengen in die Pfalz liefern.

Als 1905 die Hornberger Fabrikanten ihre Produktion von Steingut einstellten, ging eine über 65 Jahre dauernde Geschäftsbeziehung zu Ende und ein bedeutender Abnehmer mit zuletzt jährlich 10 Waggons zu je 400 Zentnern verloren. Anstelle der Hornberger kamen jedoch neue Abnehmer auf die Gemeinde Überauchen zu. Ein Ofenfabrikant aus Emmishofen in der Schweiz orderte 1.042 Zentner, ebenso die Steingutfabrik Adler in Kirchheim in der Rheinpfalz 409 Zentner. Über 40 Jahre lieferte Überauchen an die Firma Ziegler in Neuhausen bei Schaffhausen. Selbst während der beiden Weltkriege, als die Grenzen geschlossen waren, wurde geliefert. Die notwendigen Sondergenehmigungen wurden durch die Schweizer erreicht und das Geldgeschäft wurde über die Reichsbank in Berlin abgewickelt.⁹

Abbau und Transport des Tongesteins

Nach Aussagen von Zeitzeugen, die noch selbst in der Tongrube am Haselberg gearbeitet hatten oder deren Väter oder Großväter schon mit dem Abbau des Tongesteins beschäftigt waren, lässt sich ein gutes Bild erstellen, auf welche Weise der wertvolle Rohstoff aus der Grube gewonnen und wie er zu den jeweiligen Abnahmebetrieben gebracht wurde.

Da das Überaucherer Tonvorkommen oberflächennah anzutreffen war, konnte es im Tagebau relativ einfach abgebaut werden. Anfänglich mussten alle Arbeitsvorgänge von Hand erledigt werden. Dies erforderte eine große körperliche Anstrengung, die nur junge, gesunde Männer mit kräftiger Statur ausdauernd leisten konnten. Die Zeitzeugen berichten, dass im Regelfall 4 bis 6 Männer in der Grube arbeiteten und 2 bis 4 Männer das Verladen und den Transport der Erde mit Pferdefuhrwerken bewerkstelligten. Als Arbeitsgeräte dienten Hacken, Schaufeln, Brecheisen und Steinhämmer zum Ausbrechen der brüchigen Steine und dem dazwischen eingelagerten Sand sowie Eimer und Schubkarren, mit denen das ausgebrochene Material aus der Grube zu den Sammelstellen für das Verladen transportiert werden konnte.

Da die Fabriken unterschiedliche Ansprüche an Beschaffenheit und Qualität hatten, musste das gewonnene Material sortiert und in sogenannten Bunkern getrennt zur Verladung bereitgestellt werden. Das Sortieren der Steine wurde von Hand vorgenommen. Die Erde wurde mit Sieben entsprechend selektiert.



Ein mit drei Haltegriffen und launigen Sprüchen dekoriertes Nachttopf (Potschamber), der in der Steingutfabrik Georg Schmider in Zell am Harmersbach in geringer Stückzahl gefertigt und an die Arbeitskräfte der Tongrube in Überauchen verschenkt wurde. Foto: Josef Vogt.

Bevor man jedoch an die Dolomit führende Schicht gelangen konnte, musste zunächst die mehr oder weniger dicke Deckschicht aus Waldboden, Wurzeln, Moos und allerlei sonstigen Ablagerungen – in der Bergmannssprache auch Deckgebirge genannt, da es durchaus ein bis zwei Meter dick sein konnte – von Hand abgegraben werden. Diese Vorarbeit musste mit großer Sorgfalt geschehen, da sonst zu viel unbrauchbares Material das wertvolle Tongestein verunreinigt hätte und dann im Nachhinein eine mühevoll Sortierung hätte erfolgen müssen, wenn nicht gar das Tonmaterial völlig unbrauchbar geworden wäre. Man kann sich vorstellen, was dies bedeutet hätte. Dieser Abraum wurde zunächst zur Seite geschafft, damit man ihn später wieder zur Verfüllung der ausgebeuteten Tonlager verwenden konnte.

In der Regel wurde nur eine so große Fläche für den Abbau freigelegt, wie in der jährlichen Kampagne abgebaut werden konnte, die sich im Regelfall über die Monate Mai bis August erstreckte, also in den trockenen Sommermonaten. Wichtig war, dass die Abbaugrube und somit das Tonmaterial relativ trocken blieben, damit durch Wasser das Tonmaterial nicht unnötig schwer, noch dazu so schmierig und klitschig wurde, so dass ein Abbau nicht nur sehr beschwerlich, sondern auch gefährlich geworden wäre. Der Abbau erfolgte gegen den Berg. Damit wurde erreicht, dass auftretendes Wasser schnellstmöglich durch entsprechende Rinnen von der Abbaustelle weggeleitet werden konnte.

Die Menge des Abbaus hing natürlich von der Bestellmenge ab, die dann eine entsprechende Anzahl von Arbeitskräften erforderte. Da in den Sommermonaten auch in der Landwirtschaft für die Heu- und Getreideernte jede Arbeitskraft gebraucht wurde, war es häufig problematisch, für den Tonabbau genügend Arbeitskräfte zu finden. Dies war besonders in den Zeiten während und in den Folgejahren des Ersten und Zweiten Weltkriegs der Fall, da sich ja in dieser Zeit gerade die jungen Männer des Ortes an der Kriegsfront befanden (und oft nicht mehr heimkehrten).

Die größte Blüte erlebte die Tongrube in Überauchen vom Anfang des letzten Jahrhunderts bis Mitte der 1960er Jahre. Das Graben der Tonerde wurde jedes Jahr im Akkordlohnverfahren vergeben. Dies bedeutete, dass die Entlohnung auf Grund der geförderten Menge erfolgte und die Verdiensthöhe durch die jeweiligen Arbeitskräfte beeinflussbar war. Dazu suchte die Gemeindeverwaltung einen sogenannten Akkordanten.¹⁰ Dieser war dann der Gemeinde gegenüber verantwortlich, was die Menge und die Qualität des Abbaumaterials betraf. Ein Akkordant suchte dann seinerseits die notwendige Anzahl der Mitarbeiter zusammen, koordinierte deren Arbeitseinsatz, stellte die jeweilige Arbeitsleistung fest und zahlte den entsprechenden Lohn aus. Da die Abrechnung mit den Steingutfabriken im Regelfall immer erst im Herbst stattfand, wurde die Lohnabrechnung ebenfalls im Herbst vorgenommen. In der Zwischenzeit gab es einmal, höchstens zweimal einen Vorschuss.

Durch das Akkordsystem verdienten die allermeisten Tongrubenarbeiter nicht selten doppelt so viel wie als normale Tagelöhner. Kein Wunder, dass die

Arbeit in der Tongrube trotz ihrer Schwere begehrt war. Dies lag auch daran, dass die Familien, die eine Arbeitskraft für die Tongrube stellten, jährlich eine bestimmte Anzahl von Gebrauchsgeschirren als Zuwendung der Steingutfabriken erhielten. Noch heute haben viele Familien in Überauchen verschiedene Arten von Steingut-Geschirren aus der Kollektion der Fabriken aus Zell am Harmersbach, Majolika Schramberg und Grünstadt.

In normalen Jahren meldeten sich meist weit mehr Arbeitskräfte für die Grube als gleichzeitig beschäftigt werden konnten. Damit jedoch alle in den Genuss der gut bezahlten Arbeit kommen konnten, wurden Nummern ausgegeben. Jeden Tag wurde gewechselt, so dass ein Arbeiter nur zwei, höchstens drei Tage in der Grube arbeiten konnte, den Rest arbeitete er dann in der schlechter bezahlten Landwirtschaft. Da der Akkordant auch verantwortlich war, dass nur einwandfreies, gut sortiertes Material zur Verladung kam, musste er auch den Kopf hinhalten, wenn von den Fabriken Beanstandungen kamen. Wenn es bei einer Ermahnung blieb, hatte er Glück, ansonsten kam es zu Abzügen in der Entlohnung, die er dann gegenüber seinen Arbeitern vertreten musste.

Dass die Arbeit im Tonabbau nicht ungefährlich war, verdeutlicht die Schilderung eines Zeitzeugen:

Wir standen vor der etwa drei Meter hohen Abbauwand und brachen Steine heraus. Herabfallende Erde und kleinere Steine wurden zunächst ignoriert. Urplötzlich schrie einer der Männer weg, weg die Mauer kommt. Geistesgegenwärtig sprangen alle zur Seite und entfernten sich von der Mauer, die augenblicklich mit lautem Getöse in sich zusammenbrach. Wären wir nur zwei Sekunden später von der Wand weggerannt, wir wären unter der zusammengestürzten Wand begraben oder von den dicken Gesteinsbrocken erschlagen worden. Es dauerte Tage bis wir die abgestürzte Ton-Masse beseitigt hatten und dabei nach und nach die verschüttete Lore, die Werkzeuge und unsere zurückgelassenen Jacken und Trinkgeschirre bergen konnten.¹¹

Bis zur Fertigstellung der Schwarzwaldbahn im November 1873 wurde das Material mit Pferdefuhrwerken nach Hornberg, Zell und Schramberg transportiert. Die Bezahlung erfolgte nach verladenen Zentnern und Kilometern. In den schriftlich festgehaltenen Erinnerungen von Bürgermeister Fehrenbacher liest sich das so:

Die Beifuhr zum Bahnhof nach Klengen erfolgte ebenfalls im Akkord, die Bezahlung nach verladenen Zentnern. Nach dem Ersten Weltkrieg wurden bei der Bahn Waggons mit 400 Zentnern verwendet. In den besten Jahren wurden bis zu 80 Waggons verladen. Acht Landwirte mit Pferdefuhrwerk nahmen die Verladung vor. Zwei schlossen sich immer zu einer Partie zusammen. Sie beförderten in sechs oder sieben Fuhren zu je 60 bis 70 Zentner in einem halben Tag mindestens 400 Zentner zum Bahnhof. Jeder hatte hierzu einen extra starken Wagen. Da die schmalen eisenbereiften Räder

Die Weißtongrube am Haselberg zu Überauchen

bei den damaligen Straßenverhältnissen die Straßen oft beschädigten, verlangte die Gemeinde Klengen, daß die Gemeinde Überauchen sich zur Hälfte an der Unterhaltung der Bahnhofstraße beteiligte. [...] In einem halben Tag 400 Zentner zu verladen, Auf- und Abladen alles mit der Schaufel, war eine harte Arbeit. So war es nicht verwunderlich, dass die Fuhrleute nach getaner Arbeit in der Bahnhofswirtschaft einkehrten. Für promptes und schnelles Wiegen des Waggons durch einen Bahnbediensteten konnte dieser mit der Bezahlung eines Schoppens in der Bahnhofswirtschaft durch die Fuhrleute rechnen.¹²

Nach der Jahrhundertwende erfolgte die erste Modernisierung in der Grube. Die Gemeinde konnte günstig leicht zu verlegende Rollbahngleise und mehrere Kipploren erwerben, mit denen nun schneller und leichter der Abraum an weiter entfernte Orte transportiert werden konnte. Dann wurden die Gleise an die Abbaustelle verlegt und das ausgebrochene Material in brauchbares und unbrauchbares Material in eine jeweilige Lore sortiert und abtransportiert. Auf diese Weise wurde die schwere Schubkarrenarbeit überflüssig und die Grubenarbeit um einiges erleichtert, was sich natürlich in der Abbauleistung bemerkbar machte.

In den Jahren des Zweiten Weltkriegs hatte die Gemeinde mit der Gestellung von Arbeitskräften die größten Schwierigkeiten. Nur noch ältere Männer standen zur Verfügung. Auch die Einschaltung des Arbeitsamtes brachte keine nennenswerte Verbesserung. In den Jahren 1941 bis 1944 wurden sogar französische Kriegsgefangene, die bei Landwirten beschäftigt waren, zum Graben der Erde herangezogen. Die Ironie der Geschichte sorgte so dafür, dass nun französische Kriegsgefangene mit älteren Männern aus Überauchen zusammenarbeiten mussten, die im Ersten Weltkrieg in Frankreich in Gefangenschaft geraten waren.

In den ersten Nachkriegsjahren wurde die Lage noch aus einem anderen Grund problematisch. Einerseits mussten die Fabriken Geschirr als Reparations-



Zwei Teller von 1933 mit dem Motiv Hahn und Henne aus dem Bestand des Bürgermeisters Edward Doser. Foto: Josef Vogt.

leistung nach Frankreich liefern und brauchten dafür entsprechende Mengen an Rohmaterial, das aber Überauchen aufgrund mangelnder Arbeitskräfte nicht liefern konnte. In dieser Situation blieb den Fabriken nichts anderes übrig, als ihre eigenen Arbeiter nach Überauchen zu schicken.

Anlage einer neuen Abbaugrube

Nach dem Krieg trat zunehmend jedoch noch eine ganz andere Schwierigkeit auf. In der bestehenden Grube wurde nun schon hundert Jahre lang Dolomit-Erde abgebaut. Die Folge war, dass immer mehr gegen den Berg gegraben werden musste, der eine immer dickere Deckschicht aufwies. An manchen Stellen musste bis zu 8 Meter untauglicher Abraum abgetragen werden, bevor man an das verwertbare Material herankam. In dieser Situation stand Aufwand und Ertrag in einem sehr ungünstigen Verhältnis. Ein Ausweg konnte sein, den Abbau an anderer Stelle mit geringerer Deckschicht vorzunehmen.

Unter Mithilfe von Geologen suchte man in der Nähe der 1916 aufgegebenen Grube. Durch Probegrabungen und entsprechende Messungen wurde man schließlich fündig. Die ersten Abbaumengen wurden durch den Direktor Schmoll noch vor Ort begutachtet und für gut befunden.

Erst als das Material in den Fabriken Zell und Schramberg angeliefert und aufbereitet wurde, stellte sich heraus, dass es eisenhaltig und damit für die Steingutproduktion unbrauchbar war. In dieser misslichen Situation wandten sich die Fabrikanten an die Badische Geologische Landesanstalt und baten um Hilfe. Diese schickte mit WILLI PAUL¹³ einen profunden Geologen, der sich bestens mit den Besonderheiten des Gebiets um Überauchen und des dortigen Muschelkalks auskannte, da er in Villingen geboren war und in Vöhrenbach lebte. Schon beim ersten Besuch der neu angebrochenen Grube stellte er fest, dass das ganze Problem nur darin bestand, dass zwischen den gut geeigneten Tonmaterialien gleich aussehende, aber ungeeignete Schichten eingelagert waren. Nun mussten nur noch die Arbeiter in der Selektion von tauglichem und untauglichem Abbaugestein geschult werden und das Material entsprach wieder den Ansprüchen der Fabriken.

An der neuen Abbaustelle ließ die Gemeinde Überauchen durch den Bauunternehmer Oswald Effinger aus Klengen die Fundamente und Wände für eine Kipp- und Verladestation fertigen. Diese war so konzipiert, dass sie drei Silos zur Lagerung des sortierten Materials hatte und eine Einfahrt für Lastkraftwagen bot, damit die Loren direkt auf die Ladepritsche gekippt werden konnten. Dazu wurden die befüllten Loren mittels einer Seilwinde auf ein Podest gezogen und entweder direkt auf die Lkw-Pritsche oder in eines der drei Vorratssilos entleert. Auf diese Weise konnte das Tonmaterial auf direktem Weg zu den Fabriken gefahren werden. Von nun an musste das Material nicht mehr mehrere Male umgeladen werden, bis es zum Bestimmungsort gelangte.

Durch diese neue Art der Materialbeförderung verloren viele Landwirte ihren Nebenverdienst, da ihre Pferdefuhrwerke nun ausgedient hatten und man auch viel weniger Arbeitskräfte brauchte, die mit der Schaufel das Material von

Die Weißtongrube am Haselberg zu Überauchen



Die letzte Grube wurde 1949 angelegt und lieferte bis 1980 dolomitischen Kalkstein für zahlreiche Steingutfabriken. Oben die aufgelassene Abbaukante. Foto: Josef Vogt.
Unten die gesamte Abbaufäche aus der Luft. Foto: Hans-Jürgen Götz.

einem Transportgerät auf das andere schippen mussten. Dafür hatten zwei Landwirte die Zeichen der Zeit erkannt und sich einen Lkw angeschafft, mit dem sie nun anstelle der Eisenbahn das Überaucher Material direkt von der Grube in die Aufbereitungshalle der Fabrik brachten. Um den dolomitischen Rohstoff trocken zu halten, wurde die Kippanlage überdacht. Auf diese Weise wurde der Abbau erheblich rationalisiert und die Abbaumenge konnte deutlich erhöht werden.

Inzwischen war mit der Keramikfabrik Herbolzheim noch ein weiterer Großabnehmer hinzugekommen. Im Laufe der Zeit stiegen die Ansprüche der Abnehmer bezüglich Reinheit und Menge. Da durch Handarbeit zwar auf sehr gute Sortierung geachtet werden konnte, die Mengenleistung jedoch naturgemäß von der Anzahl der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte abhing, wurde mit der Zeit der Einsatz von Radladern unumgänglich. Da die neue Grube in ihrer Mächtigkeit um einiges geringer war, als dies bei der alten Grube der Fall war, passierte es immer häufiger, dass unbrauchbares Gestein mit dem Tongestein abgebaut wurde und anschließend mühsam getrennt werden musste.

So blieb es nicht aus, dass immer mehr Reklamationen von den Abnahmefabriken kamen und sie die abgenommenen Mengen reduzierten. Dies lag natürlich auch daran, dass inzwischen andere Tongruben weit bessere Qualitäten lieferten, und dies auch noch zu günstigeren Preisen. Der gravierendste Grund war jedoch die Tatsache, dass die ganze Steingutbranche in Deutschland in eine Krise geriet. Ein Betrieb nach dem anderen hatte große Absatzschwierigkeiten, da einerseits aus dem Ausland billigere Ware auf den Markt kam und andererseits sich die Kundenwünsche bezüglich des Gebrauchsgeschirrs änderten.

So blieb es nicht aus, dass alle drei Großabnehmer mit ihren Betrieben Konkurs anmelden mussten und als Kunden ausfielen. Daher wurde ab 1970 immer weniger Tonmaterial abgebaut und 1981 die Tongrube endgültig aufgegeben.

Ausblick

Inzwischen sind 40 Jahre ins Land gegangen, seit der Abbau von dolomitischen Tonerden eingestellt und der ehemalige Abbauort wieder den natürlichen Prozessen überlassen worden ist. Mittlerweile ist das Plateau der angelegten Mergelgrube durch natürliche Sukzession sowie Fichtenanflug teilweise bewaldet. Die Loren und Gleise wurden verschrottet. Von der ehemaligen Silo- und Verladestation sind nur noch die Betonwände sichtbar, die zunehmend zerbröseln.

Der ehemalige Abfuhrweg ist nun Teil eines im Rahmen der Flurbereinigung angelegten Wanderweges zwischen Beckhofen und Überauchen mit herrlichem Ausblick auf die Brigach-Aue. Insgesamt ist das Gebiet in die Waldbiotopkartierung aufgenommen und somit als Teil der landesweiten Pilotkartierung zu FFH-Lebensraumtypen und Biotoptypen nach § 30 Bundesnaturschutzgesetz erfasst.

Es ist zu hoffen, dass die Geschichte dieses Ortes im Gedächtnis der Bürger des Brigachtales bleibt, auch wenn die Zeitzeugen – denen ich an dieser Stelle sehr herzlich danke – nicht mehr sein werden.



Autor

JOSEF VOGT

Lehrer i. R. an der Landesberufsschule für das Hotel- und Gaststättengewerbe in Villingen, Autor von Sachbüchern (siehe auch *Schriften der Baar*, Band 63, 2020, S. 146).

Hauptstraße 17
78086 Brigachtal
juavogt@kabelbw.de

Anmerkungen

Archiv der Gemeinde Brigachtal:
Gemeindearchiv Überauchen
(im Folgenden: AGB-GAÜ).

- 1 Das Ökokonto eröffnet die Möglichkeit, Maßnahmen zur Aufwertung von Biotopen, zur Verbesserung von Bodenfunktionen und des Wasserhaushalts oder zur Förderung seltener Arten durchzuführen.
- 2 Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis: Best. B7 Nr. 6311: Bad. Bezirksamt Villingen/Überauchen, II. Bergwesen/ Gewinnung weißer Tonerde auf der Gemarkung Überauchen, 1922–1947/ Brief Landrat an Bauunternehmen Bisswurm vom 3. Juni 1946.
- 3 Dolomitischer Kalkstein:
[https://de.wikipedia.org/wiki/Dolomit_\(Gestein\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Dolomit_(Gestein)) [1.10.2021].
- 4 GÜNTER BUCHHOLZ:
200 Jahre Schramberger Majolika-fabrik. Meßkirch 2020, S. 25.
- 5 AGB-GAÜ/Sammelakte 1/18
Gemeindeverwaltung/Korrespondenz
1917–47/ Brief vom 15.3.1926.
- 6 AGB-GAÜ/Sammelakte 1/73 Verwal-
tungssachen/Generalia 1876–1935 /
Anhang/Vertrag vom 4.11.1838.
- 7 Ebd. / Anhang/Liefervertrag vom
5.4.1850.
- 8 Ebd. / Wagschein von 13.9.1909.
- 9 AGB-GAÜ/Sammelakte 1/18 Gemein-
deverwaltung/Korrespondenz
1917–47.
- 10 AGB-GAÜ/Sammelakte 2/230 Stein-
brüche und Tongruben der Gemeinde
1945–1975/Bl. 45: Vertrag mit
Akkordant Karl Hirt vom 15.5.1961.
- 11 Erinnerungen von MARTIN OBERGFELL,
der von 1961 bis 1980 in der
Tongrube arbeitete.
- 12 FRANZ FEHRENBACHER: 140 Jahre
Dolomitgrube in Überauchen.
In: Mitteilungen für Mitglieder und
Freunde der Gesellschaft für Alter-
tums- und Brauchtumpflege
Brigachtal, Nr. 3/1981.
- 13 AGB-GAÜ/Sammelakte 2/230 Stein-
brüche und Tongruben der Gemeinde
1945–1975/Bl. 40: Gutachten
WILLI PAUL vom 8.9.1949.

Heinrich Hansjakob auf der Baar – eine Sommerreise im Jahr 1900

von URSULA SPECKAMP

Heinrich Hansjakob, zu seiner Zeit und noch lange nach seinem Tod viel gelese-
ner Schriftsteller, wurde 1837 als Sohn eines Bäckers in Haslach im Kinzigtal
geboren. Nach dem Abitur am Lyzeum in Rastatt studierte er Theologie und
Philologie in Freiburg und schloss das Studium 1863 ab. Zunächst als Geistlicher
im höheren Schuldienst tätig – während dieser Zeit promovierte er mit
einer historischen Arbeit über die Grafen von Freiburg –, wurde er schon bald
in die Auseinandersetzung zwischen dem badischen Staat und der katholischen
Kirche hineingezogen.

In dieser „Kulturkampf“ genannten Auseinandersetzung stand Hansjakob
auf der Seite der Kirche und kämpfte gegen die Eingriffe des Staates in kirchliche
Angelegenheiten und Besitzstände. 1869 wegen Beleidigung der badischen
Regierung aus dem Schuldienst entlassen, wurde er Gemeindepfarrer, zunächst
für 15 Jahre im Dorf Hagnau am Bodensee. 1871 bis 1881 war er zugleich Land-
tagsabgeordneter der katholischen Volkspartei. Um die Hagnauer Winzer wirt-
schaftlich besser zu stellen, gründete er
1881 den Winzerverein Hagnau, die
erste badische Winzergenossenschaft.

1884 erhielt Hansjakob die Pfarrei
St. Martin in Freiburg, wo er – kein
Freund jedweder „Obrigkeit“ und im-
mer auch in Streitigkeiten mit dem Erz-
bischoflichen Ordinariat verwickelt –
bis zum 1. Oktober 1913 als Stadtpfar-
rer amtierte. Die letzten Lebensjahre ver-
brachte Hansjakob in seinem „Frei-
hof“, einem Kinzigtaler Bauernhaus
nachempfundenen Alterssitz, den er
sich in seiner Heimatstadt Haslach
hatte erbauen lassen; hier war er „frei“
von Vorgesetzten. Der „Freihof“ ist
heute Hansjakob-Museum.

Als Hansjakob Pfarrer von St. Mar-
tin wurde, war er bereits ein bekannter
Schriftsteller. Bis an sein Lebensende



Heinrich Hansjakob 1907. „Der große Mann mit
dem großen Hut“. Zeitgenössische Fotografie.

blieb er von großer schriftstellerischer Produktivität: Das Verzeichnis seiner Werke umfasst annähernd hundert kleinere und größere Schriften. Zu den rund siebenzig Büchern gehören unter anderem Reiseaufzeichnungen, Erinnerungen an die Jugend- und Studienzeit, an die Arbeit im Landtag, Tagebücher, Predigtbände – Hansjakob war ein hervorragender Kanzelredner – und, was ihn einzigartig und bis heute lesenswert macht, seine von tiefer Liebe zum Volk getragenen Darstellungen zahlreicher Menschen aus Dörfern, Städtchen und von Einzelhöfen zwischen Schwarzwald und Bodensee. Diese Darstellungen sind eine Fundgrube für die Sozialgeschichte des Gebietes und eine reiche Quelle für die Kenntnis von Persönlichkeiten aus dem Volk.

Da Hansjakob als Berufsziel „geistlicher Studienrat“ (wie man heute sagen würde) vorschwebte, musste er nach der Priesterweihe in St. Peter (Sommer 1863) noch das Staatsexamen in Philologie ablegen. Es umfasste in erster Linie Griechisch und Latein; historische Kenntnisse mussten schon während des Studiums nachgewiesen werden. Am 30. November 1863 legte Hansjakob das Staatsexamen in Karlsruhe ab. Es folgte ein Schulpraktikum (Referendariat) am Gymnasium in Donaueschingen von Januar 1864 bis zum Frühjahr 1865. Von April 1865 bis zu seiner Entlassung im Sommer 1869 war er Schulleiter der höheren Bürgerschule in Waldshut.

Aus der Donaueschinger Zeit hat Hansjakob im Jahr 1902 Erinnerungen veröffentlicht. Sie sind „eingebaut“ in das Tagebuch einer im Jahr 1900 unternommen Sommerfahrt, die ihn über die Baar bis nach Hohenzollern führte. Es war eine Reise, wie Hansjakob viele unternahm; sie dienten der Erkundung von Land und Leuten. Auf rund hundert Seiten gibt das Tagebuch Aufschluss über die Baar, wie Hansjakob sie erlebte. Bei dem großen Interesse, das der Schriftsteller Menschen, vor allem solchen aus dem „einfachen Volk“, entgegenbrachte, erstaunt es nicht, dass der Leser dieses Reisetagebuchs, das 1902 unter dem Titel „Verlassene Wege“ herauskam, viel über die Begegnungen Hansjakobs mit anderen Menschen erfährt. Manche Ausführungen des Schriftstellers gehen in die Donaueschinger Lehramtspraktikantenzeit zurück.

Sich im Juni 1900 Donaueschingen nähernd, steigen Erinnerungen auf:

Es war Mitte August des Jahres 1865, als ich das letztmal den Weg von hier aus bregabwärts zu Fuß zurücklegte, um nach Donaueschingen zu wandern, von dessen Gymnasium ich nach Waldshut versetzt worden war. (55)¹

Damals lenkte Hansjakob seine Schritte zunächst dem Wolterdinger Pfarrhaus zu, um Pfarrer Baptist Basler zu besuchen. Den hatte er 1864 kennengelernt, ihn öfter von Donaueschingen aus besucht und lieb gewonnen. (56)

Über den Berg und durch den Wald war ich jeweils herabgestiegen vom Brighthal an Mittwoch-Nachmittagen und saß dann im alten, stillen Pfarrhäuschen beim Bier und bei dem jovialen Pfarrherrn und lauschte seinen Erzählungen. An obigem Augusttag, da ich wiederkam, hat der dicke Bap-

tist gleich ein ganzes Fass Donaueschinger ‚Hofbräu-Bier‘ angestochen, und wir tranken, bis die Sonne über den Zindelstein hinabgesunken war. (56)

Was erzählte Pfarrer Basler dem Hansjakob? Vor allem sprach er über seine Mutter, Katharina Basler. Diese, mit großer Kinderschar und früh Witwe geworden, führte selbst die Bäckerei ihres verstorbenen Mannes weiter und machte sich als Dichterin in der Stühlinger Gegend, wo sie lebte, einen Namen. In „Verlassene Wege“ setzt Hansjakob dieser Persönlichkeit „aus dem Volk“ ein Denkmal.

Hansjakob nimmt nun den Faden seines Reiseberichts wieder auf: Mit Wolterdingen verlässt er den Schwarzwald und gelangt in die „alte Bertholds-Baar“. „Die Baar“, fährt Hansjakob fort,

unterscheidet sich wesentlich vom Schwarzwald. Sie entbehrt seiner Romantik, seiner düstern Wälder, seiner Felsen und seiner Wasserfälle; aber dafür ist sie auch nicht so rau und so kalt, und während ihre Höhen lichte herrliche Wälder krönen, gedeihen in den Tälern und auf den Ebenen noch reichlich alle Halmfrüchte. Drum hat die Baar auch einen viel wohlhätigern, aber auch stolzern Bauernstand als der Schwarzwald. Heute, im hellen Sonnenschein [...] machten mir ihre langgezogenen Bergrücken und ihre grünen, satten Triften den Eindruck süßer Elegie. (67 f.)

Er muss sich gestehen, dass die Baar auch schön sei, sie habe eben ihren eigenen Charakter, und den Charakter müsse man nicht nur bei Menschen in Ehren halten.

Von Wolterdingen fährt Hansjakob nach Hubertshofen. Er war in der eigenen Kutsche unterwegs, was ihm gestattete, die Route selbst zu bestimmen und ungestört zu schauen, nachzudenken und zu schreiben. Von der Lage des kleinen Dorfes Hubertshofen ist er begeistert: Es liegt, von langgestreckten Tannenwäldern umrahmt, weltfern und friedlich auf einer Berghalde. Es ist „*der lieblichsten Orte einer [...], die ich je gesehen*“. (68) Das Kirchlein erscheint ihm reizend, aber etwas zu dunkel.

Und was führt Hansjakob hierher? Er will den alten Schmied Silvester Weißer besuchen. Kaum war der Pfarrer vor der Schmiede ausgestiegen,

so schritten eilig von der Dorfstraße herab ein älterer Mann und eine junge Frau auf mich zu und hießen mich freudig willkommen. Es waren die Lehrerin und der Bürgermeister. Dieser hatte ‚den großen Mann mit dem großen Hut‘ schon in Freiburg gesehen und mich der Lehrerin verraten. Diese ließ es sich denn nicht nehmen, mir zu sagen, dass sie zu meinen Leserinnen gehöre. (69)

Derweil kommt der Schmied Silvester Weißer vom Feld heim. Die Schmiede hat er dem Sohn übergeben, doch hilft er dem Sohn, sei es in der Schmiede, sei es auf dem Feld. In seiner Stube zeigt der alte Schmied dem Schriftsteller seine Bibliothek und seine Familien-Chronik. Aus ihr erfährt Hansjakob, dass ein Vorfahre des Silvester von Unterkirnach bei Villingen nach Hubertshofen als Holz-Uhr-

macher kam. 1852 verlässt Silvester Weißer Baden, um dem preußischen Drill, „*der preußischen Liebenswürdigkeit gegen badische Rekruten zu entgehen*“. (70) Die Preußen saßen nämlich von der Revolution her noch im Lande.

Er begab sich nach Amerika, verbrachte dort mehrere Jahre und ließ sich 1861 endgültig in Hubertshofen nieder. Es war schwierig, dort als Schmied Fuß zu fassen, doch zäh und arbeitsam wie er war, gelang es ihm. Er wird ein geachteter Bürger, hat Haus und Felder und legt – eine Neuerung – eine Obstbaumschule an. „*Heute hat das Dorf einen Wald von tragbaren Obstbäumen.*“ (72) Neben dieser Chronik hat der Schmied eine Chronik seiner Heimat verfasst, in ihr sind auch die Pfarrer und Lehrer aufgelistet.

Wie hatte Hansjakob „den wackeren Mann“ kennengelernt? Durch seine Tochter, die barmherzige Schwester und Köchin ist im Heilig-Geist-Spital in Freiburg. Sie ist „*eine heiligmäßige Jungfrau und eine Königin der Köchinnen*“. (73) Durch sie lernte der Vater Hansjakobs Bücher kennen. Jedes Mal, wenn der Vater die Tochter in Freiburg besucht, sucht er auch Hansjakob auf. „*Und ich freue mich jedesmal über die gesunden Urteile des alten Schmieds von Hubertshofen.*“ (73)

Bürgermeister, Lehrer und der alte Schmied begleiten Hansjakob noch in der Kutsche bis vor das Dorf hinaus. Dabei lässt sich der Pfarrer das Geburtshaus seines Studienkollegen Winterhalter zeigen. Letzterer, sehr begabt, hätte nach Hansjakobs Auffassung Advokat werden sollen. Winterhalter hatte Hansjakob



Hansjakob reiste in der eigenen Kutsche – einem zweispännigen Landauer. Zeitgenössische Fotografie.



Offensichtlich war die Baar um 1900 ein beliebtes Reiseziel. hieronymus-online.de



Donaueschinger Gruß-Postkarte aus der Zeit der Jahrhundertwende. Archiv des Baarvereins.

seinerzeit von Hubertshofen erzählt. Winterhalters Vater („Säckleweber“) fertigte die Salzsäcke für die Saline Dürrheim und wurde vermögend. Pfarrer Ludwig Winterhalter hat denselben Fehler wie Hansjakob:

Er kann nicht schweigen, wenn andere dumm reden: Er beweist jedem Esel, und mag er noch so hoch stehen in der Gesellschaft, dass er ein Esel ist, was bekanntlich diese Sorte Menschen am meisten erzürnt. (75)

Und so hat sich Winterhalter viele Feinde im Laufe seines Lebens gemacht. Heute lebt er als Pensionär und krank in Hertzen bei Basel.

Vom höheren Teil des Dorfes zeigen seine Begleiter Hansjakob noch „eine königliche Fernsicht. Vom Fürstenberg, der die Baar beherrscht, bis hinab zur Zollernalb auf der rauhen Alb lag die Welt vor meinen staunenden Blicken.“ (75)

Von Hubertshofen, es geht dem Abend zu, gelangt Hansjakob nach Bräunlingen. Das Städtchen liegt „im Abendlichte gar freundlich vor mir“. (76) Erst jetzt fällt Hansjakob ein, dass ein alter Bekannter von ihm hier Pfarrer ist. Seit 30 Jahren hat er ihn nicht mehr gesehen und beschließt nun, ihn zu begrüßen.

Pfarrer Metz erkennt Hansjakob nach kurzer Musterung und lädt ihn ein, bei ihm zu übernachten. Die Lage des Hauses verspricht Stille, auch will sich Hansjakob am nächsten Morgen noch ein wenig in Bräunlingen umsehen, daher telefoniert er ins Hüfinger Pfarrhaus, wo er für diese Nacht angemeldet ist und kündigt sich für den folgenden Tag an. Dann lässt er sich „häuslich nieder in dem fürstlichen Gastzimmer“. (77) Solche Pfarrhausunterkünfte hatte Hansjakob auf seinen Reisen oft, besonders in der Diözese Freiburg, in der er etliche Pfarrer

kannte, boten Pfarrhäuser doch eher als es Gasthöfe vermochten eine ruhige Übernachtungsmöglichkeit. Ein passender Titel für das vorliegende Reisetagebuch „Verlassene Wege“ wäre auch, wie Hansjakob bemerkt, „Von Pfarrhaus zu Pfarrhaus“. (S. VII)

Am Abend besucht ein junger Bräunlinger, der in Rom zum Priester geweiht worden und dort dem neuen Orden des vom Hotzenwald stammenden Paters Jordan beigetreten war, seinen Ortspfarrer. Hansjakob blickt in seine Waldshuter Zeit zurück: Von 1865 bis 1869 war er dort Schulleiter. Einer der Waldshuter Kapläne gab dem jungen Anstreicher Jordan, der noch Lehrling war, Lateinunterricht.

Heute ist Jordan Ordensstifter, hat viele Anstalten seiner Kongregation in aller Welt und in Rom einen Palazzo, und seinem Orden sind bereits verschiedene Missionsgebiete zugeteilt. (78)

Den folgenden Morgen lenkt Hansjakob seine Schritte zunächst in die neue Kirche: „Bräunlingen ist in der ganzen Baar berühmt ob seines neuen Gotteshauses.“ (79) Wenn auch ihr romanischer Stil nicht „alter Art“ ist (das heißt, er ist neuromanisch), so imponiert der schöne blaugraue Granitstein, und „im Inneren [...] ist die Kirche eine wahre Kathedrale in Schmuck und Raum“. (79)

Bräunlingen gefällt Hansjakob außerordentlich gut. Seine Bewunderung gilt den vielen Häusern

aus spätgotischer Zeit, die so malerisch wirken und Aug und Herz erfreuen. Sodann ist Bräunlingen noch ein Landstädtchen alter Art, wie ich sie in meinen Knabenjahren sah. Jeder Bürger ist Bauer, hat Felder und Vieh und vor seinem Hause noch als Wahrzeichen der Landwirtschaft und als Symbol aller echten Kultur den – Misthaufen. Und das Letztere hat mich baß gefreut. (80)

Gegen die Misthaufen können bisher die Donaueschinger Amtmänner nichts ausrichten: Die Bräunlinger halten stand. Von der Landwirtschaft und den Misthaufen geht mehr Nutzen für die Menschheit aus als von mancher Universität, befindet Hansjakob.

Bevor er Bräunlingen verlässt, besichtigt er noch die Gottesacker-Kapelle, die ihm bei seiner Ankunft durch ihre schöne Lage aufgefallen war. Innen ist sie, wie er feststellt, ziemlich verwahrlost, doch schauen unter der weißen Tünche von Chor und Schiff gotische Malereien hervor. Wenn die reiche Gemeinde diese Malereien wieder freilegen würde, wäre die Kapelle eine Zierde für Bräunlingen.

Gegen Mittag hat Hansjakob die Bräunlingen-Besichtigung beendet. Schon bald zeigt sich dem Reisenden in der Breg-Niederung malerisch „schön seine Nachbarin, das Städtchen Hüfingen“. (83) 1864 war Hansjakob immer nur von Donaueschingen aus nach Hüfingen gekommen, um im dortigen Schlossgarten sein Bier zu trinken. Das reizende Bild, das ihm Hüfingen jetzt von Bräunlingen her bietet, ist ihm neu.

Bevor er über seinen Hüfingen-Besuch berichtet, blickt er in die Geschichte des Städtchens zurück, besonders ausführlich in die Zeit des Bauernkriegs. Sein Resümee:

Der Bauer musste sich von alters her am meisten gefallen lassen; so oft er sich aber, der Schinderei satt, erhob, wurde er niedergeschlagen. Nur ein Bauernvolk kämpfte sich frei – die Schweizer. (87)

Auch in der Gegenwart ist die Lage des Bauernstandes schlecht. Der deutsche Staat hat andere Ziele. Bisher, so Hansjakob, waren die Franzosen die größten Vaterlands-Narren.

Wir Germanen machen ihnen aber zur Zeit scharfe Konkurrenz. [...] Ein Vaterland, in dem der Militarismus und die Kaserne die erste Geige spielen, ist, für mich wenigstens, nichts zum Schwärmen und sicher auch nicht für den deutschen Bauer. (89)

Unter Blitz, Donner und Regen fährt Hansjakob zum Hüfinger Pfarrhaus, lädt seinen Koffer ab und begibt sich nach Donaueschingen, das er Jahrzehnte nicht betreten hatte. Er fährt im Schritt durch Allmendshofen und an dem Häuschen vorbei, in dem er vor 36 Jahren im Obergeschoss drei Zimmerchen und eine Küche mit seiner Schwester Philippine bewohnte. (Philippine führte Hansjakob zeitlebens den Haushalt.)

Das Häuschen, inzwischen neu gestrichen, ist noch das nämliche. Besitzer und Hausherr war der alte Registrator Hauger, ein lieber, stiller Herr, der mit Frau und Tochter im Erdgeschoss wohnte. In diesem Haus verlebte Hansjakob ein Jahr. Er verdiente 600 Gulden, wovon er 100 fürs Wohnen bezahlte. Mit den verbleibenden 500 Gulden kam er gut aus, denn seine Mutter schickte ihm vom Kinzigtal herauf Gemüse, Fleisch und Wein.

Im Nachbarhaus wohnte der „fürstliche Bibliothekar Barack“, er wurde später Oberbibliothekar in Straßburg.

Ich habe dem liebenswürdigen und gelehrten Manne, der zehn Jahre älter war als ich, viel zu verdanken. Er und der Archivar des Fürsten, von Schreckenstein, als Archivdirektor in Karlsruhe gestorben, haben mich vieles gelehrt, was ich vorher nicht wußte. (93)

Bedachtsam fährt Hansjakob an all den Häusern in Donaueschingen vorüber, an denen er 1864 täglich auf seinem Weg zum Gymnasium vorbeikam. Die Häuser hatten sich kaum verändert, aber die Menschen sind jetzt andere. Auch andere Firmenschilder sind zu lesen.

An einen der Bewohner von damals, einen Messerschmied, erinnert sich Hansjakob lebhaft: Wenn der Priester und angehende Lehrer abends noch so spät vorbeikam, stand jener vor seinem Haus und redete ihn an: „Herr Professor, Sie sind gewiß wieder zu einem Kranken gerufen worden. Ein geistlicher Herr hat eben Tag und Nacht keine Ruhe.“ (94) Hansjakob dementierte und sagte, er sei bei Gesunden gewesen, doch der Messerschmied glaubte ihm nicht.

Wo verbrachte Hansjakob die Abende? Im „Museum“. Das war

ein schönes, einsam am Eingang zum Schloßgarten gelegenes, von den Fürsten von Fürstenberg für Vergnügungszwecke erbautes Gebäude. Hier versammelten sich die vielen fürstlichen mit den badischen Beamten zum Biertrinken, Caegospielen, zu Konzerten und Bällen. Hier habe auch ich viele Abende zugebracht, gespielt und getrunken. (95)

Hansjakob lernte auch die „*einzigste Berühmtheit unter den damaligen Museumsbesuchern*“ kennen: den fürstlichen Hofkapellmeister Kalliwoda, der keine Kapelle mehr hatte, sondern hier als Pensionär lebte. (95) Er war ein freundlicher, militärisch aussehender Herr. Hansjakob vergleicht: Damals „*hielten die kleinen Fürstenhöfe sehr viel auf eine gute Hofkapelle; heute sind Sport und besonders Rennställe bei diesen Herren beliebter.*“ Kalliwoda war abergläubisch: Wenn am langen Museumstisch sich ein 13. Besucher dazu setzte, stand er schleunigst auf.

Zum Mittagessen kehrte Hansjakob erstmals in seinem Leben im „Schützen“ ein. Schützenwirt Buri „*bat den ‚Schützen‘ zu einem Hotel ersten Ranges umgestaltet und Donaueschingen zu einem Kurort gemacht*“. (96) Er lässt die Sole aus Dürnheim in sein Hotel bringen, wo er Solebäder eingerichtet hat. Die Gäste kommen lieber hierher, als dass sie nach Dürnheim gehen. Das restaurierte Schloss, das Hansjakob nach dem Essen anschaut, erscheint ihm wie ein „*Hotel ersten Ranges in einem internationalen Kurort*“. (96)

Vom Schloss schreitet der Schriftsteller der Bibliothek zu, um den Kanzleirat Schelble, damals Bibliothekssekretär, aufzusuchen. Er ist der einzige Bekannte, den Hansjakob von damals noch in Donaueschingen hat. Hansjakobs Arbeitspensum in jener Zeit war beachtlich: wöchentlich 26 Stunden Unterricht am Gymnasium, jeden Sonntag eine Predigt für die Schüler und täglich noch zwei Stunden wissenschaftliche Arbeit in der fürstlichen Bibliothek oder im Archiv.

Von Donaueschingen unternimmt Hansjakob noch eine Abendfahrt nach Mundelfingen. In Hüfingen steigt sein Amtsbruder und Quartiergeber Pfarrer Rauber zu. Die beiden wollen gemeinsam den Mundelfinger Pfarrer Dekan Streicher besuchen. Die Gegend um Mundelfingen gefällt Hansjakob nicht; sie erscheint ihm langweilig. „*Ich will*“, erklärt er, „*Romantik in der Natur: Wald, Fels, Wasser, Schluchten, Täler. Das alles eben fehlt hier.*“ (101)

Von der sehr guten Pfarrpfünde Mundelfingen lebte jahrzehntelang der ehemalige Direktor des katholischen Oberkirchenrates in Karlsruhe, Evangelist Engesser, eine große, vornehme, kunstsinnige Erscheinung. Nach dem Tod von Großherzog Ludwig, bei dem er in hoher Gunst stand, ließ er sich 1832 pensionieren und zog sich auf seine frühere Pfarrei Mundelfingen zurück, wo er 1867 starb. Man habe, berichtet Hansjakob, Engesser in Verbindung mit Kaspar Hauser gebracht, der sei im Mundelfinger Pfarrhaus eingesperrt gewesen zu einer Zeit, als Engesser in Karlsruhe war.

Nach der spätabendlichen Heimkehr aus dem Mundelfinger Pfarrhaus bezieht Hansjakob Quartier im gastlichen und stillen Hüfingen Pfarrhaus. Das

Mundelfinger Pfarrhaus hat Hansjakob gar nicht gefallen: Es sei kunstlos und primitiv, dafür sei der Pfarrer dort aber ein heiligmäßiger Mann, der sich in seinem Gottesfrieden selbst genüge.

Am 20. Juni 1900 hatte Hansjakob Bräunlingen verlassen, am 21. Juni erwacht er morgens in Hüfingen und begibt sich früh zu dem „*Volksschriftsteller Lucian Reich*“. (109) Der war einst am Rastatter Gymnasium Hansjakobs Zeichenlehrer gewesen.

Im dritten Stocke eines kleinen Häuschens, über dessen schmale Treppe ich mich förmlich hinaufzwängen mußte, traf ich ihn. Er war hochofrenut über meinem Besuch, der dreiundachtzigjährige Greis, in dessen Züge sich Bitterkeit und Biederkeit die Waage halten. Er kommt seit Jahren nicht mehr aus seiner Stube und unter die Menschen, und sein einziges Kind, eine Tochter, pflegt ihn. Unermüdlich ist er aber noch geistig thätig, liest und zeichnet und schriftstellert. (109)

Hansjakob holt nun aus, um das Leben von Lucian Reich nachzuzeichnen: Lucian Reich, gebürtiger Hüfinger – sein Vater war hier Lehrer und Bildhauer –, erbte ebenso wie sein Bruder die künstlerische Begabung des Vaters. Der Bruder Xaver wurde ein bedeutender Bildhauer, Lucian Maler und Schriftsteller. „*Er half dem berühmten Maler Schwind die Kunsthalle in Karlsruhe mit Bildern schmücken und malte später auch im neubauten Hoftheater.*“ (109 f.) Während dieser Arbeit veröffentlichte Reich sein bestes Buch, wie Hansjakob urteilt: „*Hieronymus, Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald*“. (110) Hansjakob hält es für eines der besten Volksbücher überhaupt. Die Illustrationen, alle von Reich selbst, zeichnete sein Hüfinger Jugendfreund Heinemann in Stein. Heinemann lebt, so Hansjakob, auch heute noch in Hüfingen.

Die Herausgabe des Werkes war ein finanzielles Desaster: Um die Veröffentlichung zu ermöglichen, gab der Fürst zu Fürstenberg einen Vorschuss. Ein Verleger fand sich nicht; es musste „*in Kommissionsverlag genommen werden*“. (110) Der Verkauf lief gut, dennoch blieb ein Defizit, nachdem der Fürst den Vorschuss zurückerhalten „*und – nicht sehr fürstlich – auch genommen hatte*“. (110) Mit den späteren Werken von Lucian Reich ging es ähnlich.

In den 1850er Jahren, so Hansjakob, ging es der „*malenden Kunst*“ in Baden schlecht. Um sich einigermaßen durchzubringen, nahm Reich 1855 die Stelle eines Zeichenlehrers am Rastatter Lyzeum an. Im Rastatter Schloss erhielt er ein Atelier. Am Lyzeum wirkte er bis 1889. Während dieser langen Jahre gelang es ihm nicht, auch nur Reallehrer zu werden. „*Er blieb Hilfslehrer mit einem Höchstgehalt von 116 Mark monatlich und ohne Anspruch auf Witwen- und Waisenversorgung und Pension.*“ (111)

Hansjakob erinnert sich gut an seinen Zeichenlehrer: Er war ein stiller, ernster, sinniger Mann. Er ging im Zeichensaal von Schüler zu Schüler und stand „*jedem mit Rat und That*“ bei. (111) Und jetzt? „*Gutthatsweise*“ erhielt er ein Ruhegeld von 71,50 Mark monatlich. Davon lebte er 11 Jahre bis zu seinem Tod,

der wenige Wochen später eintrat. „*Bitter hat er's empfunden und bitter mir heute darüber geklagt, dass er kaum zum Leben habe und seine Tochter mittellos zurücklassen müsse.*“ (112)

Beim Abschied übergibt Reich dem Schriftsteller den letzten Brief eines zum Tode verurteilten Revolutionärs, den er von dessen sterbender, in Hüfingen ihre Tage beschließender Braut – sie war ledig geblieben – vor einigen Jahren erhalten hatte. Reich meinte, Hansjakob könne diesen Brief „*am besten verwerten*“, was Hansjakob tut, indem er über den zum Tode Verurteilten – es handelt sich um Joseph Kilmarx aus Rastatt – berichtet und diesen Brief in „*Verlassene Wege*“ aufnimmt. Der Brief zeugt von der mutigen Todesbereitschaft des Joseph Kilmarx. Er sterbe als Christ, der keine böse Tat begangen habe; Gott werde ihn in sein Reich aufnehmen. (115)

Als Hansjakob von seiner Sommerreise zurückkehrt, findet er in Freiburg einen Brief von Lucian Reich vor, in dem dieser noch einige Notizen über sein Leben nachsendet und mitteilt, er fühle, dass er in Kürze sterben werde.

Als Hansjakob den Brief in Händen hält, ist Reich bereits verstorben. In jenem Brief bittet Reich Hansjakob darum, sich etwas um seine mittellose Tochter anzunehmen. „*Ich that es*“, berichtet Hansjakob, „*und durch die mächtige Vermittlung des Finanzministers Buchenberger erhielt sie eine namhafte Unterstützung von Karlsruhe. So wird einigermaßen gesühnt, was an dem Vater versäumt wurde.*“ (118 f.)

Um halb neun Uhr morgens beendet der Reisende seinen Besuch bei Lucian Reich. Schon bald, bei munteren Pferden und ausgeruhtem Kutscher erreichen sie Behla, und Hansjakob nimmt Abschied von der Baar:

Sie lag, wenn auch nicht sonnenbeglänzt, doch so stattlich und so bescheiden vornehm vor meinem Auge, dass ich mir sagte: „Fürwahr, wenn ich kein Schwarzwälder wäre, möchte ich aus der Baar sein.“ Die Residenz Donaueschingen glänzte von unten zu mir herauf wie eine reizende Hirtenkönigin. (119)



Autorin

Dr. theol.
URSULA SPECKAMP

Studium der katholischen Theologie, Philosophie, Romanistik und Germanistik in Freiburg und Augsburg, 1978–2014
Gymnasiallehrerin in Mannheim, St. Georgen, Lehr und Freiburg.
Veröffentlichungen über bedeutende Gestalten des Oberrheins
(s. auch die Rezension auf S. 212 ff.).

Seit 2017 Schriftführerin des Landesvereins Badische Heimat und Vorsitzende der Redaktionskonferenz.

Schubertstraße 4
70104 Freiburg
info@badische-heimat.de

Anmerkung

- 1 HEINRICH HANSJAKOB: *Verlassene Wege*. Waldkirch 1986 (Nachdruck von 1902). Alle Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe.

„Form follows function“

Die Bregbrücke in Wolterdingen

von CLEMENS JOOS

„Es ist das Gesetz aller organischen und anorganischen, aller physischen und metaphysischen, aller menschlichen und übermenschlichen Dinge, aller echten Manifestationen des Kopfes, des Herzens und der Seele, dass das Leben in seinem Ausdruck erkennbar ist, dass die Form immer der Funktion folgt.“

Louis Henry Sullivan, 1896

Die Bregbrücke in Wolterdingen macht bis heute einen ungemein repräsentativen und herrschaftlichen Eindruck. Wer das erste Mal vor ihr steht, beginnt unwillkürlich nach dem Schloss zu suchen, zu dem sie hinzuführen scheint.¹ Dabei verbindet sie lediglich die beiden Teile einer bis heute sympathisch überschaubar gebliebenen Ortschaft, die zu ihrer Erbauungszeit kaum 700 Einwohner zählte.² Es stellen sich daher die naheliegenden Fragen, wie diese Brücke dorthin kam, und wer damit eigentlich repräsentierte und vor wem. Diesen Fragen geht der vorliegende Beitrag nach. Er möchte damit zugleich vor dem Hintergrund des aktuell geplanten Abbruchs der Brücke die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung dieses Bauwerks lenken und er tut dies in der Hoffnung, ein Weckruf und kein Nachruf zu sein.

Dafür soll die Brücke zunächst einmal beschrieben werden (1). Auf einen Rückblick auf die frühere Brücke und den lokalen Entscheidungsprozess, der zu ihrem Neubau führte (2), folgen zwei Exkurse zu ihrer überregionalen Vorgeschichte, dann ein Blick auf die Baugeschichte der Brücke (3), ein Fazit (4) und schließlich ein Ausblick in die Gegenwart (5).

1. Lage- und Baubeschreibung

Die Brücke liegt in der Ortsmitte von Wolterdingen im Verlauf der L 181, die hier den Namen Wolterdinger Hauptstraße bzw. Hubertshofener Straße trägt und, scharf nach Süden abbiegend über die Brücke in Richtung Bruggen verläuft, während sie kurz vor der Brücke die von Donaueschingen kommende Verbindungsstraße aufnimmt. Erst bei genauerer Betrachtung des Brückenbauwerks nimmt man wahr, dass es sich eigentlich um zwei Brücken handelt, nämlich die nördliche über die Breg und die südliche über den sogenannten „Flutkanal“. Dieser Flutkanal zweigt nordwestlich von der Breg ab, vermeidet den Bogen, den

der Flusslauf hier nimmt, und führt damit Wasser auf direktem Weg ab. Er wurde angelegt, um den Hochwasserdruck auf die Flussanlieger zu vermindern. Auf einer Landzunge zwischen Kanal und Breg liegt die sogenannte Insel mit einem stattlichen Gehöft. Zwischen den beiden Brückenteilen ist hier eine Gruppe von vier Pilastern eingefügt, die jeweils den Abschluss der Brückengewände markieren und auf der Westseite die Zufahrt zu dem Hof ermöglichen. Sie weisen Rustikaquaderung und toskanische Kapitelle auf. Auf den frei stehenden Seiten sind an den Basen Prellsteine in Volutenform vorgesetzt. Die Pilaster tragen als Aufsatz jeweils eine mannshohe, steinerne Blumenvase mit einer darüber laufenden Girlande. Es sind diese Säulen mit den Vasen, die der Brücke das eben beschriebene herrschaftliche Gepräge verleihen. Die Gewände der beiden Brücken laufen in geschwungenen Bogenlinien auf die Pilaster zu. Diese Verbindung von Gewänden und Pilastern gibt der Brücke ihre Einheitlichkeit, denn sie schließt die beiden Brücken optisch zu einer Gesamtanlage zusammen und überspielt die Zweiteilung. Die Brücken selbst besitzen jeweils einen leichten Brückenbogen; die Gewände sind verputzt und mit einer Steinabdeckung versehen. Der Vollständigkeit halber sei noch hinzugefügt, dass diese Brückenbögen seit der Sanierung 1989/90 durch eine unterstützende Spannbetonschicht unterfangen sind. Gleichzeitig erhielt die Brücke damals die beiden angesetzten Fußgängerstege in Holzbauweise.



Die Bregbrücke im November 2018. Foto: Clemens Joos.

2. Die Vorgängerbrücke und der lange Weg zum Neubau

Wolterdingen liegt an einer verkehrsgeographisch bedeutsamen Stelle. Hier verlief – auch schon in Mittelalter und Früher Neuzeit – die Straße von Villingen bzw. dem Bregtal nach Schaffhausen und traf mit der Straße über die Donaueschinger Steige zusammen. Auch wenn sich keine drei Kilometer flussabwärts der Ort mit dem sprechenden Namen Bruggen befindet, erstmals sicher bezeugt 1384 als „*Brugga*“,³ dürfte es in Wolterdingen schon frühzeitig eine Brücke gegeben haben. Seit dem Spätmittelalter ist sie als Holzbrücke im Wiesenfeld belegt.⁴ Beim Abbruch der Vorgängerbrücke im Jahr 1912 wurde in deren mittleren Teil ein – heute leider verschollener – Quaderstein mit Schriftzeichen aufgefunden. Am 14. Juli 1912 begutachtete der fürstlich fürstenbergische Archivar Georg Tumbült den Fund und bestätigte: „*Er trägt die Jahreszahl 1699 und außerdem Steinmetzzeichen.*“ Tumbült deutete den Stein als Grundstein.⁵ Daraus lässt sich schließen, dass 1699 die steinernen Fundamente zu der Brücke gelegt worden waren.

Über den Lokalverkehr über die Brücke zu Beginn des 20. Jahrhundert ist in einem Schreiben der Gemeinde Wolterdingen an das Bezirksamt von 1907 die Rede: Die Nachbarn Hubertshofen, Tannheim, Bräunlingen, Donaueschingen, Hüfingen, Allmendshofen sowie die F.F. Standesherrschaft nutzten die Verbindung, da sie „*alle jährlich aus ihren Waldungen, welche in der Nähe [sic!] gelegen, größere Quantum Stützhölzer zum Verkaufe bringen und [diese] zum größten Teile über die in Frage kommenden Brücken transportiert werden.*“ Im nahen Bruggen seien die Bürger „*meistens Pferdebesitzer*“ und würden die „*Brücken mit Sand- und Steinfuhrwerken befahren*“.⁶ Die Straße trug damals die Bezeichnung Kreisweg Nr. 22. Zu ergänzen bleibt, dass auf dem Südufer der Bahnhof der 1893 eingeweihten Bregtalbahn lag.

Über den Bau der Wolterdinger Brücke haben sich an verschiedenen Stellen Überlieferungssplitter erhalten. Als Ausgangspunkt für die folgende Darstellung dient eine schmale Akte im Gemeindearchiv Wolterdingen mit dem Titel: „*Die Ersetzung der beiden Holzbrücken über die Breg durch eiserne*“, der später ergänzt wurde: „*bzw. durch Eisenbeton*“.⁷ Bereits der Aktentitel verrät also eine Umplanung, eine Wendung und Dynamik in der Planungsgeschichte, die bei Anlage der Akte noch nicht abzusehen waren, und macht neugierig auf diesen Prozess und seine Hintergründe.

Die 1912 abgerissene Vorgängerbrücke ist auf alten Ansichtskarten und auch auf Werken des Malers Hans Schroedter (1872–1957) festgehalten, der 1907 eine Wohnung im Gasthaus Zum Kreuz unmittelbar an der Brücke bezog.⁸

Sie zeigen eine Holzkonstruktion, die auf einem steinernen Pfeiler sowie einem unterstützenden Holzjoch gelagert ist. Angaben in den Akten bestätigen den Bildbefund: Zur Stützung der Konstruktion befand sich unter der nördlichen Brücke ein Steinpfeiler,⁹ unter der südlichen ein Holzjoch, die jeweils im Fluss gegründet waren. Darauf lagen tragende Streckbalken, 20 an der Zahl, auf denen wiederum Querbalken ruhten, die die Fahrbahn trugen. Die Breg ist ein hoch-

wasseranfälliger Fluss, im Frühjahr kommt Eisgang hinzu. Vor der Bregkorrektur bestand zusätzlich das Problem, dass sich der Fluss weit ausdehnte.¹⁰ Infolgedessen dokumentieren die Akten permanente Beschädigungen und Ausbesserungen während des 19. Jahrhunderts.¹¹ Bereits 1880 gab es Pläne für einen Brückenneubau, verbunden mit einer Veränderung des Straßenlaufs. Doch im Gemeinderat fehlte dafür die Begeisterung und der Plan verlief im Sand. Im darauffolgenden Jahr untersuchte ein Gutachter namens Schäuumaier die beiden Brücken und mahnte, sie „*einer gründlichen Reparatur alsbald zu unterziehen*.“¹² Durch den sukzessiven Ausbau des Straßennetzes (1867/68 Straße nach Donaueschingen, 1869 Bregtalstraße, 1892/93 Straße nach Hubertshofen) erhielt der Brückenbau zusätzliche Bedeutung.¹³

1901 wurde das Brückenthema bei der Ortsbereisung durch den Donaueschinger Oberamtmann – in seiner Funktion Vorgänger des Landrats – Otto Flad angesprochen. Bei diesen Ortsbereisungen, vergleichbar mit den kirchlichen Visitationen, wurden die lokalen Verhältnisse durch die untere badische Verwaltungsbehörde in Augenschein genommen, Missstände benannt und ein Mechanismus in Gang gesetzt, um sie abzustellen. Sie waren deshalb ein wesentlicher Faktor für die Modernisierung im ländlichen Raum mit seinen zumeist sehr kleinen Gemeinden, deren örtliche Realität von der modernen Verwaltung



Die Vorgängerbrücke, abgebrochen 1912. Gemälde von Hans Schroedter, 1907/08.

Privatbesitz Familie Mauz, Wolterdingen. Reproduktion: Hubert Mauz.

in Karlsruhe meist sehr weit entfernt war. Die Ortsbereisungsakten sind daher eine wichtige historische Quelle, sowohl für die Zustände vor Ort, als auch – und vielleicht sogar noch mehr – für deren sukzessive Problematisierung im Auge der badischen Bürokratie.¹⁴ Das Protokoll der Ortsbereisung vom 18. Oktober 1901 nannte nun unter den wichtigen „Wegverbesserungen“: *„Zunächst die Ersetzung der beiden Holzbrücken über die Breg durch eiserne, ein Projekt, das bei der Großh. Wasser- und Straßenbauinspektion bereits angeregt ist, aber insofern nicht dringlich erscheint, als für 3 bis 4 Jahre die derzeitigen Holzbrücken noch ausreichend sein werden.“* Dabei brachte man zugleich die Begradigung der Straße nach Bruggen wieder ins Gespräch.¹⁵

In Wolterdingen sah man damit den Durchbruch gekommen und der Ratschreiber legte daraufhin die eingangs genannte Akte an. Doch das war, wie sich bald herausstellen sollte, voreilig, denn konkrete Schritte folgten erst einmal nicht. Die zuständige planende Fachbehörde, die Wasser- und Straßenbauinspektion Donaueschingen, hatte nach wie vor keine Eile bzw. war in anderen Projekten gebunden. Folglich heißt es in der nächsten Ortsbereisung vom 17. Juli 1903: *„Das Brückenprojekt, welches im vorigen Tagebuch erwähnt wurde, befindet sich noch im Stadium der Vorarbeiten [...]“*¹⁶ Am 5. Februar 1904 gab die Wasser- und Straßenbauinspektion bekannt: *„Die Bearbeitung des Entwurfs mußte anderweitiger, dringender Arbeiten wegen zurückgestellt werden [...]“* und rechnete mit einer *„Hauptreparatur“* der Brücke in fünf bis sechs Jahren.¹⁷ Mit diesem Planungshorizont war die Behörde zugleich darauf bedacht, dass *„mit Rücksicht auf den bevorstehenden Brückenbau keine nennenswerten Reparaturkosten an der alten Brücke entstehen“*.¹⁸ Kein Neubau und keine Ausbesserung, das war für die Wolterdinger sicherlich die schlechteste aller denkbaren Varianten.

Erst im Jahr 1907 kam ernsthaft Bewegung in das Brückenbauprojekt, verbunden mit dem Amtsantritt des neuen Wasser- und Straßenbauinspektors Philipp Kinzler:¹⁹ Im April lag ein in Karlsruhe genehmigter Planungsentwurf der Wasser- und Straßenbauinspektion für den Bau von zwei Eisenbrücken vor,²⁰ über den Gemeinderat und Bürgerausschuss am 18. bzw. 22. April abstimmten. Die Baukosten wurden inklusive der für den Interimsverkehr erforderlichen Notbrücken auf 85.000 Mark veranschlagt.²¹ Wegen des schlechten Zustands der alten Brücke sollte noch im Sommer mit dem Bau begonnen werden. Interessant und für den weiteren Fortgang der Dinge wichtig ist die Frage nach der Finanzierung der Brücke: Bereits bei der Ortsbereisung 1903 hatte das Bezirksamt festgehalten: *„[...] von einem Staatsbeitrag zu der Ausführung wird angesichts der finanziellen Verhältnisse der Gemeinde kaum die Rede sein können, dagegen e[he]r von dem Beizug benachbarter Gemeinden.“*²² Der Brückenbau war zunächst Gemeindegeldsache und Wolterdingen galt als vermögend. Die Beteiligung der Nachbarn wurde 1907 konkretisiert: Nach dem Wunsch der Wolterdinger sollten Hubertshofen, Tannheim, Bräunlingen, Donaueschingen, Hüfingen, Allmendshofen, Bruggen und die F. F. Standesherrschaft durch *„angemessene*

Beiträge“ an den Baukosten beteiligt werden.²³ Unter diesen Bedingungen fasste der Wolterdinger Bürgerausschuss am 18. April 1907 mehrheitlich den Beschluss zum „*Bau der eisernen Brücken*“.²⁴

Im Herbst 1907 fanden erneut Reparaturarbeiten an der Brücke statt: 13 neue Streckbalken wurden eingezogen, außerdem wurden mehrere Unterzüge angebracht, die in die Bachsohle abgestützt wurden. Da diese Stützen bei Eisgang abgetrieben und nur bei Niedrigwasser wieder angebracht werden konnten, erhielt die Gemeinde die strenge Auflage, bei Verlust dieser Stützen sofort neue einzustellen oder die Brücke für den Verkehr zu sperren.²⁵

Im April 1908 stellte man in Aussicht, „*dass in längstens drei Jahren beide Brücken mit stärkeren Streckbalken völlig neu erstellt*“ werden sollten.²⁶ 1909 wurden wiederum Reparaturarbeiten an der Brücke ausgeführt und die Brücke dafür vom 13. bis 20. August gesperrt. Aber im Juni 1908 stellte das Bezirksamt fest, dass mit dem Neubau der eisernen Brücken „*unter den vorgetragenen Verhältnissen*“ noch bis 1911 zugewartet werden könne.²⁷

So hatte man mittlerweile zwar einen Beschluss zum Bau von neuen Eisenbrücken, dessen Umsetzung ließ aber weiter auf sich warten. Kaum war der Entschluss gefasst, war er zudem auch schon wieder in Frage gestellt worden, und zwar durch das Angebot des großherzoglichen Regierungsbaurats Nestle in Karlsruhe,²⁸ anstelle der von der Wasser- und Straßenbauinspektion geplanten Ausführung in Eisen zwei Steinbrücken zu errichten. Sein Zwischenruf war also die fachliche Intervention eines nicht zuständigen Fachmanns. Die vom Gemeinderat auf dieses Anerbieten angesprochene Fachbehörde reagierte folglich verschnuipft und erklärte ebenso rasch wie entschieden:

*Der Bau einer steinernen Brücke an der alten Brückenstelle ist vollständig ausgeschlossen, da die lichte Höhe nicht vorhanden ist. Schon die eiserne Brücke verlangt eine bedeutende Erhöhung der Zufahrten, um das nötige Flutprofil für den Hochwasserabfluss zu schaffen; bei einem Gewölbebogen hingegen, selbst wenn er noch so flach angelegt wird, wäre die erforderliche Hochlegung der Anschlussstrecken der bestehenden Häuser wegen nicht durchführbar.*²⁹

Mit dieser Aussage ist die höchst problematische topographische Ausgangssituation für den Brückenbau beschrieben, deren Faktoren die steile Uferböschung und der benötigte Hochwasserabfluss waren, der das Flutprofil für den Brückenbau vorgab. Darauf wird später zurückzukommen sein.

Gemeinderat und Bürgerausschuss beugten sich dieser amtlichen Einsicht und beschlossen in ihren Sitzungen vom 18. und 25. Juni, mit Nestle keine weiteren Gespräche mehr zu führen.³⁰ Dennoch war mit diesem Vorschlag eine neue Idee in den Raum gestellt, die Idee von einer „schönen“ Brücke, und sie wirkte allem Anschein nach weiter. Am 21. Dezember 1910, nach weiteren Jahren des Stillstands, taucht in den Akten plötzlich ein Schreiben der Freiburger Firma Brenzinger & Cie. auf und nun ging es darum „*ein Projekt für die Ausführung*

in *Eisenbeton-Konstruktion*“ auszuarbeiten.³¹ Damit war nun ein ganz neuer Akteur mit einer neuen Konstruktionsweise auf den Plan getreten und die Dinge nahmen eine Wendung, die den Wolterdinger Ratsschreiber schließlich veranlasste, seinen Aktentitel abzuändern. Wie es dazu kam, geht aus der Akte allerdings nicht hervor. Die wesentlichen Entwicklungen spielten sich offenbar außerhalb der Schriftlichkeit ab. Um die Hintergründe aufzuhellen, ist es notwendig, etwas weiter auszuholen und zunächst einen Blick auf die Firma Brenzinger und anschließend auf ein zeitgleiches Bauprojekt in Freiburg zu werfen.

Exkurs 1: Die Firma Brenzinger & Cie.

Die Firma Brenzinger³² war 1872 von Julius Brenzinger (1843–1924), der aus einer alteingesessenen Freiburger Künstler- und Beamtenfamilie stammte, als „*Cementwarenfabrikation und Bauunternehmung*“ in Freiburg gegründet worden. Sie firmierte unter der Bezeichnung „Brenzinger & C[ompan]ie“, was aber lediglich auf die Einlagen eines Veters verwies; Julius Brenzinger und später sein Sohn Heinrich (1879–1960),³³ seit 1905 Teilhaber, führten die Firma alleinverantwortlich. Julius Brenzinger produzierte zunächst Betonwerksteine und Kanalisationsrohre und spezialisierte sich dann auf die Herstellung von Kunststein und Bauplastik³⁴: Wandapplikationen, Fensterbänke, Konsolen, Karyatiden, Büsten, Profilköpfe, Medaillons etc. Von Brenzinger wurden sie nicht mehr negativ aus einem Steinblock herausgemeißelt, sondern positiv aus Ton geformt, in eine Form abgedrückt und dann mit Beton ausgegossen und konnten damit seriell in größerer Stückzahl und deutlich preiswerter hergestellt werden. Über den Betonkern kam dabei eine Deckschicht aus Feinbeton, der mit Steinmehl versetzt und nach der Aushärtung händisch nachbearbeitet wurde. Dieses Verfahren ermöglichte die Imitation nahezu aller Gesteinsarten, die, so die Firmenwerbung, vom Naturstein kaum zu unterscheiden waren. Im Grunde wurde damit das alte Prinzip der Stuckherstellung vom Innen- auf den Außenbereich übertragen. Die Firma besaß eine eigene Modellierwerkstatt für das Erfinden, Formen und Schneiden der Modelle und arbeitete mit verschiedenen Künstlern zusammen. Nachdem sie mit einem Schaustück auf der Weltausstellung in Chicago 1893 vertreten war, erlangte sie deutschlandweite Bekanntheit. Ein erhaltenes Musterbuch aus den 1880er Jahren verzeichnet Bauschmuck „von der Stange“ in vielerlei Varianten, etwa 600 unterschiedliche Positionen an der Zahl, ausführbar in Stuck oder Kunststein.³⁵ Das Geschäftsmodell von Brenzinger & Cie. reagierte damit auf den ungeheuren Bedarf an Zierelementen, den der Bauboom der Gründerzeit und der Jahre um 1900 geweckt hatte, in Freiburg häufig Spekulationsbau,³⁶ und umgekehrt wurde die Bauentwicklung Freiburgs im Kaiserreich von den Villenvierteln über die großbürgerlichen „herrschaftlichen Mietshäuser“ bis hin zu den kleinbürgerlichen Mietshausreihen von Brenzinger & Cie. ganz wesentlich geprägt. Wer in Freiburg mit wachem Auge unterwegs ist, entdeckt Gussstein allenthalben: „*Die Folgerung liegt nahe, dass kaum eine Konsole unter Balkonen oder Gesimsen an Freiburger Bürgerhäusern der Gründerzeit noch tragende*

*Funktion hat, sondern alles reine Applikation ist, in gewissem Sinne Blendwerk.*³⁷

Ein zweites Standbein erwarb sich Brenzinger im Eisenbetonbau, indem er das von Joseph Monier 1867 erstmals patentierte Prinzip übernahm, Zement durch eingelegte Eisenrundstäbe auszusteifen. Dadurch konnten im Betonbau wesentlich höhere Nutz- und Traglasten erreicht werden und Brenzinger wurde zu einem der Pioniere im Eisenbetonbau in Deutschland. Die Firma spezialisierte sich in der Folge auf den „*konstruktiven Ingenieurbau*“, auf das Errichten von Brücken, Gewölben, Fabrikhallen, Treppenanlagen, Wassertürmen und Wasserkraftanlagen etc. Auch mit dieser Bautätigkeit hat sie (Süd)Baden geprägt. Aufwendige Fotowerke, die zum 40. und 50. Firmenjubiläum 1912 und 1922 entstanden, liefern eine Werksschau.³⁸ Als die Firma in Wolterdingen aktiv wurde, hatte sie sich zum bedeutendsten Bauunternehmen Freiburgs entwickelt, 1912 zählte sie rund 400 Angestellte und Arbeiter.³⁹

Das neue Material bedeutete einen Bruch mit dem bisherigen Prinzip des materialgerechten Bauens. Denn nur im Industriebau, bspw. bei den Pferdeställen der Spedition Mengler in Freiburg, blieb der Beton sichtbar,⁴⁰ im Wohnbau versteckte man ihn hinter historistischen Fassaden aus Stein oder eben Kunststein, die mit retrospektivem Formengut spielten. Der Fachausdruck „*Vorsatzbeton*“, der, vom Steinhauer bearbeitet, Naturstein vortäuschte und mit dem sich ganze Fassaden herstellen ließen, spricht für sich.⁴¹ An dieser Stelle griffen die beiden Geschäftsfelder Brenzingers ineinander. Erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs kehrte man zum materialgerechten Bauen zurück und der Sichtbeton oder „*béton brut*“ wurde zum Signum einer neuen Epoche. Julius Brenzinger hatte ihn immer abgelehnt. Erst nach seinem Rückzug aus der Firmenleitung Ende der 1920er Jahre sollte die Firma mit der Kirche St. Konrad in Freiburg ein erstes bedeutendes Bauwerk in Sichtbeton errichten.⁴² Man kann den Betonbau im Kaiserreich als Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen bezeichnen, denn dem rasanten – wir werden darauf zurückkommen – ingenieurtechnischen Fortschritt steht eine sehr traditionsgebundene Formenwelt gegenüber. Wie immer⁴³ hat der Topos von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen aber nur in der historischen Rückschau seine Berechtigung; für die Zeitgenossen ging beides ganz selbstverständlich zusammen.

Heinrich Brenzinger war nicht nur ein bedeutender Unternehmer, sondern auch ein wichtiges Mitglied der Stadtgesellschaft in Freiburg, unter anderem als Stadtverordneter, und pflegte ein kulturelles Mäzenatentum, das sein gesellschaftliches Standing in Freiburg flankierte und sicherte. Er gehörte auch zu den engagierten Förderern des 1914 begründeten Landesvereins „Badische Heimat“. Mit dem Maler Hans Adolf Bühler und dem Volkskundler Hermann Eris Busse, die sich alle drei auch in ihrer deutschnationalen Überzeugung einig wussten, verband ihn eine lebenslange enge Freundschaft.⁴⁴ Dieses Engagement für die der Heimatschutzbewegung verpflichtete „Badische Heimat“ lag auf einer Linie mit Brenzingers Selbstverständnis vom Ingenieur als Gestalter und Bewahrer. Busse

gegenüber äußerte er einmal, dass „*sich ein gutgeformtes Ingenieurbauwerk in seiner monumentalen Gestalt und Größe harmonisch in die Schönheiten der gewachsenen Landschaften einfügen läßt und an die Stelle vernichteter Werte der Natur neue Werte aus Menschenhand treten könnten*“,⁴⁵ und bei anderer Gelegenheit führte er über sein Bild vom Ingenieur als einem „*schöpferisch-künstlerischen Gestalter*“ aus, dieser sei:

*Förderer einer monumentalen, aus der Konstruktion sinnvoll entwickelten Architektur. Die Baustatik und die Elastizitäts- und Festigkeitslehre dürfen nicht als Gegensatz gelten zur architektonischen Gestaltung. Letztere darf nicht allein für sich in Anspruch nehmen, mit Schmuckformen und guten Verhältnissen schön bauen zu können. Jedem Schaffen eines Künstlers muß auch ein tiefverstehendes konstruktives Gefühl zu Grund [sic!] liegen. Andererseits darf sich der Konstrukteur, der mit Rechenschieber und Reißbrett arbeitet, nicht einbilden, daß jede Zweckform an sich schön sein soll, wie es eine mißratene, neue Sachlichkeit einer toten Gesinnung predigt. Die Einheit von Form und Konstruktion, die zweifellos besonders im gotischen Stil gegeben war, war – ja sie ist heute noch bis auf wenige Ausnahmen verloren. Große Künstler fühlten in voller Harmonie, hatten Raumgefühl, hatten die Inspiration des vollendeten Raumbilds bei der schöpferischen Gestaltung ihrer Werke. [...] Diese Harmonie muß sich im weitesten Sinne auswirken; sie darf das Kunstwerk nicht als selbstbewußtes und selbständiges Machwerk hinstellen, sondern muß es eingliedern, unterordnen in die Umgebung, auch richtig einbeziehen in die Landschaft, der es dienen, die es schmücken soll. Damit die Verbindung zu Heimatschutz, zu Denkmalschutz und im weiteren Sinn – im rotarischen Sinn – seine Tätigkeit mit vollem Verantwortlichkeitsgefühl einzugliedern in den Dienst an Volk und Heimat.*⁴⁶

Zur Sonderstellung der Familie Brenzinger gehört auch Heinrich Brenzingers Frau Annemarie (1884–1968), die zu den Pionierinnen der (Glasplatten-)Fotografie in Baden zählt. Sie hatte das künstlerische Auge und die finanziellen Möglichkeiten, um die ebenfalls immer wichtiger werdende Technik des Fotografierens professionell auszuüben und hat ein bedeutendes fotografisches Œuvre hinterlassen. Die Profession ihres Mannes brachte es mit sich, dass sich darunter auch viele Bilder von Brenzinger'schen Baustellen und Bauten befinden.⁴⁷ Ihr ist es zu verdanken, dass auch der Baufortschritt der Wolterdinger Brücke fotografisch gut dokumentiert ist.⁴⁸

Exkurs 2: Die große Schwester. Die Entstehung der Freiburger „Ochsenbrücke“ und ihre Vorbilder

Als die Firma Brenzinger 1910 in Wolterdingen auftrat, plante sie schon seit längerem für eine Brücke in Freiburg, nämlich die Eschholz- oder wie sie nach ihrem Brückenschmuck bald heißen sollte „Ochsenbrücke“ im Stadtteil Stühlinger,⁴⁹

eine „große Schwester“ der Bregbrücke, über deren Entstehung wir im Einzelnen wesentlich besser informiert sind.⁵⁰ Zwei Aspekte sollen im vorliegenden Zusammenhang näher interessieren, der Weg zu der Entscheidung für einen Eisenbetonbau und die Planungsphasen.

Die Situation in Freiburg war gekennzeichnet durch das große Dreisamhochwasser von 1896, das den Steg auf Höhe der Fabrikstraße vollständig und die dreibogige alte Schwabentorbrücke teilweise weggerissen und bei den übrigen Brücken dringenden Handlungsbedarf aufgezeigt hatte. In den Folgejahren waren nach und nach die Schwabentorbrücke wiederaufgebaut (1897/98), ein neuer Steg bei der Fabrikstraße errichtet (1898–1901) und die Kaiserbrücke (1900/01), Friedrichsbrücke (1902/03, heute Kronenbrücke) und eine Brücke bei der Gartenstraße neu erbaut worden. Für diese Brückenbauten galten strikte Vorgaben der badischen Staatsbehörden hinsichtlich des Hochwasserschutzes und insbesondere des Flutprofils, was zu einer Lichtweite von 34 Metern führte. *„Diese Abmessungen erscheinen mehr als reichlich“*, bemerkte dazu der Leiter des städtischen Tiefbauamts Max Buhle schon 1898, *„und sind bei den gegebenen Verhältnissen für eine gefällige Gestaltung der Brücken sehr erschwerend.“*⁵¹ Auch hier stellte sich also das Problem einer Vereinbarung von technischen Erfordernissen und gefälliger Gestaltung.

Das war die Ausgangslage, als der Stadtrat am 1. Juli 1908 den Entschluss zum Bau einer weiteren Dreisambrücke fasste, die das 1890 eingemeindete Dorf Haslach mit dem rasch anwachsenden neuen Stadtteil *„hinter dem Bahnhof“* oder Stühlinger auf Höhe der Eschholzstraße verbinden sollte.⁵² Hier gab es bereits Industrieansiedlungen, u. a. befand und befindet sich hier der Firmensitz der Firma Brenzinger sowie das 1906 ebenfalls von Brenzinger erbaute Gaswerk.⁵³

Max Buhle hatte bereits im Vorfeld allen Überlegungen eine Absage erteilt, die Abstützungen im Fluss vorsahen, weil sie wegen des Hochwasserschutzes nicht genehmigungsfähig wären.⁵⁴ In seiner ersten Stellungnahme an den Stadtrat vom 12. November reflektierte er die möglichen Bauvarianten. Beim Neubau von Kaiser- und Friedrichsbrücke hatte man die tragende eiserne Substruktion unter die Fahrbahn gelegt. Die ersten Planungen für den Fabrikstraßensteg mit weit über die Fahrbahn hinausragenden Halbparabelträgern waren auf *„den Widerspruch der Bürgerschaft“* gestoßen, *„weil man eine Konstruktion wünschte, welche den Blick von der Brücke aus nicht beschränkt.“* Und obwohl die ausgeführte Planung des Fabrikstraßenstegs offenbar von ihm selbst stammte, äußerte er später darüber: *„Die Konstruktion ist sehr gut und zweckentsprechend, das Bild aber kein sehr ansprechendes.“*⁵⁵

Gleichzeitig nahmen die Überlegungen in diesem frühen Planungsstadium auch hier eine entscheidende Wendung:

Im vorigen Jahr [so fährt Buhle fort] fragte die Firma Brenzinger & Co. [sic!] bei uns an, ob für die Eschholzstrasse nicht eine Eisenbetonbrücke in Betracht kommen könne und bat um das erforderliche Material, um

Untersuchungen hierüber anstellen zu können. [...] Wir betonten, dass die Ausarbeitung eines Projektes die Stadtgemeinde in keiner Weise verpflichten würde, und dass wir auch nicht wüssten, welche Bedingungen etwa von der Staatsbehörde gestellt werden. Die Firma Brenzinger & Co. hat nun ein vollständiges Projekt ausgearbeitet und uns übergeben, das wir hiermit zur Vorlage bringen.

Wir lernen hier die exzellente Vernetzung – 1907 hatte es noch keinen Bauabschluss gegeben⁵⁶ – und das proaktive Marketing der Baufirma kennen. Wir lernen außerdem noch einmal etwas über die zeitgenössische Ästhetik, die einen freien Blick von einer Brücke wünschte und Eisenbauwerke für unbefriedigend hielt. *„Im Allgemeinen wird ein massives Bauwerk immer besser aussehen, als eine Eisenkonstruktion“*, fügte Buhle an, zudem sei ein Eisenbetonbau langlebiger und besser zu unterhalten, und nicht zuletzt sei der Bau günstiger. Buhle rechnete mit Kosten für eine Eisenkonstruktion *„nach dem System der Fabrikstrassenbrücke“* von etwa 207.000 Mark, das Angebot Brenzingers belief sich auf 128.000 Mark und um die nicht enthaltenen Zusatzarbeiten bereinigt auf 136.000 Mark.

Das von Brenzinger vorgelegte Bauprojekt sah eine *„Eisenbetonbogenbrücke [... vor] mit knappster Ausbildung in der Höhe, wie letztere nach dem heutigen Stand der Wissenschaft und Technik möglich ist.“* Aus dem zugehörigen *„Erläuterungsbericht“* geht hervor, dass die Firma *„das vorliegende Projekt nach einer von Herrn Prof. Möller, Braunschweig, erfundenen und bei der Königsbrücke in Düsseldorf zuerst angewendeten Lösung (D.R.P. No. 193803/19) ausgearbeitet“* hatte. Die Planungen zu der 1906 erbauten Königsbrücke in Düsseldorf (die heutige Giradetbrücke) waren von Prof. Max Möller (1854–1935) – ganz aktuell – 1908 publiziert worden.⁵⁷

Buhles nachdrücklicher Empfehlung folgten sowohl die städtische Straßenkommission, die am 26. November feststellte, *„daß einmal ein Versuch mit einer schönen Betonbrücke – System Möller – nach dem Ausarbeiten Brenzingers gemacht werden sollte“*, als auch der Stadtrat.⁵⁸

Kaum war das Vorhaben öffentlich geworden, trat aber auch schon Konkurrenz auf den Plan: Am 12. Februar teilte Alois Krems, Inhaber der gleichnamigen Zementwarenfabrik in Littenweiler (damals noch:) bei Freiburg, mit, dass das von ihm *„mit Zustimmung des Tiefbauamtes in Angriff genommene Project einer Brücke in Eisenbetonbauweise im Zuge der Eschholzstrasse demnächst fertiggestellt sein und zur Vorlage gelangen wird.“* Auf dem Briefkopf prangten Beispiele des eigenen Könnens, darunter ein *„Projekt für die Gemeinde Buggensegel“* bei Salem.⁵⁹ Dort war es freilich beim Entwurf geblieben und die Brücke sollte um 1912 von Brenzinger errichtet werden,⁶⁰ woran sich die starke Konkurrenzsituation der beiden Firmen ablesen lässt.⁶¹ Wie Julius Brenzinger war auch Alois Krems Stadtverordneter und damit unmittelbar am Puls der städtischen Planungen.⁶²

In den folgenden Jahren wurde insgesamt dreimal umgeplant. Zunächst bereitete wiederum der Hochwasserschutz Probleme. Eine Voranfrage der Stadt bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaus in Karlsruhe brachte das Ergebnis, dass die Behörde zwar keine grundsätzlichen Bedenken gegen eine Eisenbetonbrücke „nach dem System Möller“ hatte, aber ein Flutprofil von 39 – statt den bisherigen 34 – Metern vorgab.⁶³ Eine Eisen- oder Steinbrücke war damit endgültig vom Tisch,⁶⁴ aber auch der erste Plan Brenzingers nicht mehr umsetzbar. Brenzinger plante daraufhin um und schlug eine Auslegerbrücke nach dem Vorbild der Parkgassenbrücke (heute: Podul Decebal) in Temeswar im Banat (damals Königreich Ungarn, heute Rumänien) vor. Bei dieser Konstruktionsweise laufen die Träger über das Auflager hinaus weiter in die Böschung hinein und werden dort mit Gegengewichten belastet, wodurch eine Entlastung in der Mitte eintritt. Die Brücke in Temeswar besitzt zudem ein eingelegtes Mittelstück, ist also dreigliedrig: Je ein Drittel bilden zwei, jeweils auf einem Pfeiler gelagerte Träger mit Gegengewichten, das verbleibende Drittel übernimmt ein zwischen diesen beiden Trägern frei gelagertes Mittelstück. Die Konstruktion der Brücke in Temeswar war 1909, also wiederum fast tagesaktuell, in der Fachzeitschrift „Beton und Eisen“ publiziert worden.⁶⁵ Brenzinger und Krems wurden daraufhin mit der Ausarbeitung entsprechender Entwürfe beauftragt, die im Dezember 1910 vorlagen. Brenzinger hatte das Konstruktionsprinzip nun eigenmächtig noch einmal abgewandelt und sich von dem eingelegten Mittelstück wieder verabschiedet, weil man befürchtete, dass sich die zusätzlichen Fugen als Schwachstelle erweisen könnten. Stattdessen plante die Firma nun eine Auslegerbrücke mit nur einem Träger, der über das Flussufer hinaus ins Erdreich verlief und dort durch Gegengewichte stabilisiert wurde und deshalb mit einem flacheren Brückenbogen auskam.⁶⁶

Zu weiteren Änderungen sollte es kommen, weil die Staatsbehörde höhere Anforderungen an die Druckfestigkeit des Betons stellte. Sie berief sich dabei auf die amtlichen Bestimmungen von Preußen vom 24. Mai 1907 – eigene badische gab es offenbar noch nicht, auch daran wird deutlich, wie rasant die Entwicklungen in diesem Bereich waren. Das zu Rate gezogene „Bautechnisches Bureau“ Fliegau in Karlsruhe bemerkte zu der gewählten Konstruktion:⁶⁷

Diese Trägerart ist bis jetzt nur in vereinzeltten Fällen ausgeführt worden. Am bekanntesten ist die 1886 vollendete Stephanienbrücke über den Donaukanal in Wien mit einer Mittelöffnung von 60 m und 2 Auslegern von je 15 m. Die Brücke wurde aber als ‚Eisenbau‘ und als kontinuierlicher Träger auf 4 Stützen ausgeführt. Ob diese Trägerart bereits in Eisenbeton zur Ausführung gebracht wurde, ist aus der Literatur nicht zu ersehen. Die Ausführbarkeit des Entwurfs ist indessen nicht zu bezweifeln [...].⁶⁸

Die genannte Wiener Stephanienbrücke (1919 umbenannt in Salztorbrücke) war 1884–1886 erbaut worden.⁶⁹ Fliegau bezweifelte aber unter Berufung auf Prof. Emil Mörsch, „einer ersten Autorität im Eisenbetonbau“,⁷⁰ dass Brenzinger die

Die Bregbrücke in Wolterdingen

beabsichtigte Druckfestigkeit des Betons von 300 kg/qcm erreichen könnte. Die Firma veränderte ihre Planungen daraufhin abermals. Die Stadt kaufte diesen Entwurf an und machte ihn zur Grundlage eines eingeschränkten Teilnahmewettbewerbs, an dem neben Brenzinger und Krems auch die beiden überörtlichen Konkurrenten Dyckerhoff & Widmann in Karlsruhe und Wayss & Freytag⁷¹ in Neustadt a. d. Weinstraße bzw. ebenfalls Karlsruhe beteiligt wurden.

Mitte März lagen die Angebote der vier Firmen vor, das günstigste darunter stammte – wenig verwunderlich – von Brenzinger.⁷² Wayss & Freytag hatten allerdings die Vorgaben nachgerechnet und waren auf Unklarheiten gestoßen. Nach einem Gutachten von Paul Nestle (1854–1916), Professor an der Bauwerkerschule in Karlsruhe,⁷³ zu diesen Fragen besserte Brenzinger an den Gelenken der Brücke noch einmal nach. Am 3. April 1912 wurde der Brückenbau durch das Großherzogliche Bezirksamt genehmigt. Am 29. April 1912 übertrug der Stadtrat den Brückenbau an Brenzinger & Cie. und beschloss eine Entschädigung für die Firma Wayss & Freytag für die vorgebrachten Verbesserungsvorschläge.⁷⁴ Der mit Brenzinger ausgehandelte Vertrag vom 7. Mai 1912 sah eine betriebsfertige Übergabe der Brücke am 31. Oktober 1912 vor, da danach sämtliche Einbauten aus der Dreisam entfernt werden mussten. Für jeden nicht eingehaltenen Termin sollten 5.000 Mark Konventionalstrafe fällig werden. Die Firma hatte keinerlei Bedenken, sich auf diese Bedingungen einzulassen.

Der Blick auf den ungleich besser dokumentierten Freiburger Brückenbau verdeutlicht zunächst, die unglaubliche Innovationsdynamik, die den Eisenbetonbau dieser Jahre kennzeichnete. Die technischen Möglichkeiten wurden in atemberaubendem Tempo fortentwickelt und waren noch kaum in Normen gefasst; auch ein eigenes Berufsbild und eigene Tarifverträge für Betonbauer gab es noch nicht.⁷⁵ Südbaden war an diesem rasanten Innovationsprozess in Echtzeit beteiligt, die Entwicklungen, wo auch immer sie erfolgten, wurden hier unmittelbar adaptiert und umgesetzt. Das lag an den ambitionierten Ingenieuren der Firma Brenzinger, aber auch an dem Leiter des Freiburger Tiefbauamts Max



Die Eschholzbrücke/Ochsenbrücke in Freiburg. Werbung der Firma Brenzinger, nach 1924.

Privatbesitz, Reproduktion: Clemens Joos.

Buhle (1857–1913), einem geborenen Hanseaten, der Innovationen in ganz Deutschland studierte, um sie nach Freiburg zu übertragen, und im Jahr 1900 zur Weltausstellung nach Paris reiste, wo ihm ein Brückenbau aus Breslau auf-
fiel.⁷⁶ Zum zweiten fällt das hoch professionelle Marketing der Firma Brenzinger & Cie. auf, die ihren Konkurrenten wie auch den städtischen Auftraggebern immer einen Schritt voraus war. Legten die Mitbewerber 1910 Pläne vor, hatte Brenzinger ein „*farbiges Perspektivbild und das Modell eines Brückenendes*“ gefertigt.⁷⁷ Es gelang der Firma, den verantwortlichen Stadtbaumeister von vorn-
herein für ihre Sache zu begeistern. Buhle war der Planer der neuen Freiburger Kanalisation und hatte den Werkstoff Beton und – so ist zu ergänzen – auch die Firma Brenzinger dabei kennen und schätzen gelernt; 1905 und 1906 hatte er an den Hauptversammlungen des Deutschen Beton-Vereins in Berlin teilgenom-
men.⁷⁸ Im Planungsprozess ließ er nie einen Zweifel daran aufkommen, dass er eine Ausführung durch Brenzinger bevorzugte und war nach Kräften bemüht, den lokalen Konkurrenten Krems – von anderen Mitbewerbern ganz zu schwei-
gen⁷⁹ – hinauszudrängen.⁸⁰ Die Firma Brenzinger rechtfertigte dieses Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit nicht nur durch die hervorragende Qualität, die sie lie-
ferte, sondern auch durch eine hohe Termin- und Kostentreue; die Eschholz-
brücke wurde nicht nur im vorgesehenen Zeit- sondern auch nahezu im angege-
benen Kostenrahmen fertiggestellt.⁸¹

In dem 1912 von dem Karlsruher Professor Nestle vorgelegten Gutachten behandelte dieser unter anderem die Frage, ob Brenzinger für die Eschholz-
brücke zu wenige Eiseneinlagen für den Beton vorgesehen hatte. Nestle verneinte dies unter Hinweis auf die Detailpläne „*einer anderen Auslegerbrücke von Brenzinger & Comp. (Breg-Brücke bei Wolterdingen) [...], welche das Datum vom 9. Januar 1912 trägt, also ein früheres Datum als das der Angebotsabgabe für die Eschholzbrücke.*“⁸² Diese Feststellung verdeutlicht, dass die Planungen zu den beiden Brücken parallel zueinander erfolgten. Auch in Wolterdingen entstand deshalb ein äußerst innovatives Bauwerk. Bis zum Jahr 1932 zählte der Münchner Professor Heinrich Spangenberg (1879–1936) in Deutschland nur fünf Brücken, die als Eisenbeton-Balkenbrücken mit nur einer Öffnung und einer Spannweite über 30 Meter erbaut worden waren. Mit der 1911 von Wayss & Freytag erbauten (alten) Mangfallbrücke in Weyarn gehören die Eschholz- und Bregbrücke zu den drei frühesten Bauwerken dieser Art und sie sind die ersten von Brenzinger ausgeführten.⁸³

3. Der Bau der Brücke

Kehren wir nach diesen Beobachtungen nach Wolterdingen zurück. Die Überle-
gungen für eine Ausführung der Brücken in Eisenbeton hatten sich offenbar im mündlichen Austausch der Firma Brenzinger mit dem Wolterdinger Bürgermeis-
ter Johann Schreitmüller (Amtszeit 1908–1917) ergeben; jedenfalls bezieht sich das erste Schreiben der Firma „*auf die persönliche Rücksprache mit Herrn Bür-
germeister*“.⁸⁴ Vermutlich war Brenzinger wie in Freiburg in Eigeninitiative an

ihn herangetreten und dabei auf offene Ohren gestoßen. Es ergab sich eine Win-Win-Situation: Die Firma hatte Interesse daran, in der Region weiter zu expandieren. Um das Jahr 1896 hatte sie das Wehr in Allmendshofen errichtet, 1910 die Brücke über die Breg beim „Schwarzen Buben“ in Zindelstein, beides im Auftrag der F.F. Standesherrschaft. Bereits 1909 folgte eine Kanalbrücke für die Firma Mez in Bräunlingen, 1911 eine Betondecke in der Villa Schyle in Triberg, 1912/13 eine Brücke über die Schonach in der Doldstraße und 1913 ein Wasserbehälter, beide ebenfalls in Triberg.⁸⁵ Beim Wiederaufbau der durch den Großbrand von 1908 in weiten Teilen zerstörten Stadt Donaueschingen⁸⁶ war Brenzinger dagegen offenbar gegenüber dem Lokalmatador Mall nicht zum Zuge gekommen, und wenn die schwerfällige Donaueschinger Wasser- und Straßenbauinspektion bei der ersten Kontaktaufnahme ihr Schreiben an die Firma „Bregenzer“ adressierte,⁸⁷ spricht das in puncto Bekanntheit für sich.

Bürgermeister Schreitmüller musste seinerseits Interesse daran haben, dass überhaupt gebaut wurde und dass die Brücke in der Ortsmitte mehr als die von der Bauinspektion geplante Zweckarchitektur erhielt – wir erinnern uns an Buhles Äußerungen über Eisenbrücken – und er erkannte sicherlich, dass die Ausführung als Eisenbetonbrücke ein sehr modernes und prestigeträchtiges Bauwerk ergeben würde. Dennoch ist diese Planänderung bemerkenswert, denn es gab ja gültige Planungsbeschlüsse von Gemeinderat und Bürgerausschuss aus dem Jahr 1907, die alleine wegen der Untätigkeit der ausführenden großherzoglichen Bauinspektion bis dahin nicht umgesetzt worden waren.

Diese Pläne standen nun wieder zur Disposition und Bauinspektor Kinzler fühlte sich infolgedessen nicht ganz zu Unrecht übergangen und düpiert. Er revanchierte sich, indem er Brenzinger zunächst die Herausgabe der benötigten Planungsunterlagen verweigerte. Der Schreiber der Firma kommentierte dazu hellsehtig: *„Wir hatten den Eindruck, als ob Herr Bauinspektor das Uebergehen seiner Person, nachdem von der Inspektion die umfangreiche Arbeit geleistet wurde, nicht angenehm war [...]“*.⁸⁸ Ebenso bezeichnend für die Firma ist, dass man der Gemeinde bereits ein fertig ausformuliertes Schreiben präsentierte, mit dem die Staatsbehörde zur Herausgabe der Pläne aufgefordert werden sollte. Anfang Januar 1911 waren die Pläne in den Händen der Firma,⁸⁹ im März teilte sie mit, *„dass die Bearbeitung der Projekte, da die Lösung eine überaus schwierige ist, sehr viel Zeit in Anspruch nimmt“*, im Juni schließlich scheint alles vorgelegen zu haben.⁹⁰ Brenzinger hatte also mit „viel Zeit“ für die Planung gerade einmal ein halbes Jahr gebraucht, nachdem 10 Jahre lang der Neubau ein um das andere Mal verschoben worden war.

Die Firma drängte nun mit dem allzeit gültigen Argument von zu befürchtenden Preissteigerungen zum Vertragsschluss und kam der Gemeinde dafür auch preislich entgegen, indem sie sich bereit erklärte, die Aufbereitung des notwendigen Kieses kostenlos zu übernehmen, wenn die Gemeinde eine Kiesgrube zur Verfügung stellte. Das entsprach einer Kostenerleichterung von 4.500 Mark.⁹¹

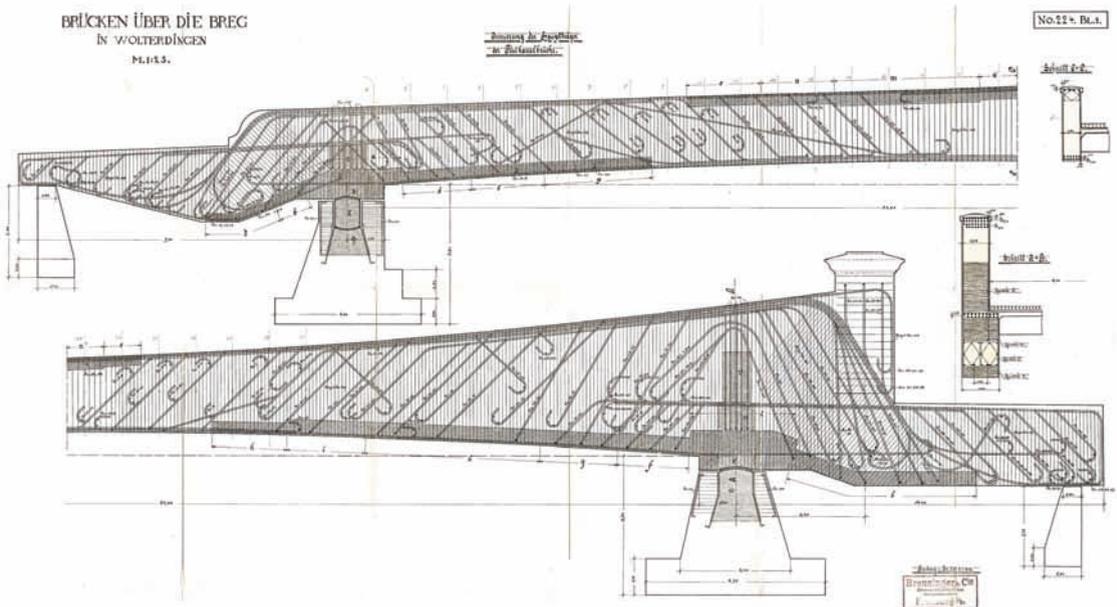
Somit schien alles auf eine Vergabe zuzulaufen, als der übergangene Bauinspektor Kinzler noch einmal bremste, indem er ebenfalls einen Teilnahmewettbewerb einforderte, zu dem neben Brenzinger wiederum die Konkurrenten Alois Krems in Freiburg sowie Wayss & Freytag und Dyckerhoff & Widmann eingeladen wurden.⁹² Das Bezirksamt äußerte die Befürchtung, dass Brenzinger im Fall einer Nichtberücksichtigung der Gemeinde die Planungskosten in Rechnung stellen könnte.⁹³ Doch die Sorge war unbegründet, denn Brenzinger ging – wie zu erwarten – auch hier erfolgreich aus dem Wettbewerb hervor. Die knappe Frist von nur anderthalb Monaten (1. Juli bis 16. August), die die Inspektion gesetzt hatte, mag dazu beigetragen haben, denn Brenzinger besaß ja auch in diesem Fall einen erheblichen Planungsvorsprung. Offensichtlich hatten diese Ausschreibungen eher einen Proforma-Charakter und die Firmen dominierten – bis in die 1950er Jahre hinein – ihr jeweiliges regionales Umfeld, wenn man sich auch auf nationaler Ebene für die gemeinsame Sache zusammen engagierte.⁹⁴ Bis zum 9. Januar 1912 entstanden bei Brenzinger dann die endgültigen Pläne für den Brückenbau.⁹⁵

Die konstruktiven Voraussetzungen für den Brückenbau in Wolterdingen waren in mehrfacher Hinsicht schwierig. Die Uferböschung lag niedrig und konnte wegen der Bebauung auch nicht angehoben werden. Andererseits musste auch hier ein ausreichendes Flutprofil bei Hochwasser vorhanden sein. Die Wasser- und Straßenbauinspektion machte die Vorgabe, dass die Unterkante der Tragkonstruktion der Brücke auch bei Hochwasser mindestens 50 cm über dem Wasserstand liegen müsse. Wie bei den Dreisambrücken durften die Auflager bei Hochwasser auf keinen Fall unter Wasser liegen. Dann war die zu überspannende Distanz sehr weit: Schon bei den ersten Besprechungen äußerten die Konstrukteure Bedenken, ob ein „Projekt mit zwei Oeffnungen von jeweils nur 26,00 m“ genehmigungsfähig wäre.⁹⁶ Bürgermeister Schreitmüller hatte deshalb den Gedanken ins Spiel gebracht, eine etwas flussabwärts liegende Wasserkraft für die Gemeinde zu erwerben, um die Bregsohle tiefer legen und Flussbreite und Spannweite der Brücke damit verringern zu können. Schließlich musste die Brücke wegen des Fuhrwerksbetriebs hohe Lasten tragen. Vorgaben waren: Für die Fahrbahnkonstruktion ein „Militärlastkraftwagen von 9 t Gesamtgewicht oder eine Dampfwalze von 16 t Dienstgewicht und den üblichen Abmessungen“ und für die Hauptträger „ein Menschengedränge von 400 kg/qm.“⁹⁷ Hinzu kam noch, dass die Höhenentwicklung der Haupttragwände gering bleiben sollte, teils abermals aus ästhetischen Gründen (um nicht erdrückend auf die Umgebung zu wirken), teils aus praktischen, weil die gleich anschließenden Straßenbiegungen sonst den Langholztransport – erinnert sei an die oben erwähnten Stützholztransporte über die Brücke – unmöglich machen würde; die Brüstungen durften deshalb an den Enden nur eine maximale Höhe von 90 cm besitzen. Schließlich musste die Zufahrt zu den Gebäuden auf der Insel gewährleistet sein. Um ein ausreichendes Flutprofil zu gewährleisten, konnten die tragenden Elemente der Brücke nicht vollständig unter die Fahrbahn gelegt werden und mit Rücksicht auf

Die Bregbrücke in Wolterdingen

die Langholztransporte durften sie auch nicht weit in die Höhe aufragen; eine Bogenbrücke schied aus diesen Gründen aus. Brenzinger plante deshalb auch hier wie in Freiburg eine Balkenbrücke in Auslegerbauweise. Anders als bei der Eschholzbrücke wurde die Tragkonstruktion in Wolterdingen aber nicht unter die Brücke, sondern in die Seitenwände gelegt, in die die Fahrbahn eingehängt ist (Trogbrücke).

Über die Konstruktion der Brücke ist ein Bericht des Oberingenieurs der Firma Ludwig Friedlaender⁹⁸ erhalten, der die Wolterdinger Brücken mit anderen bei einem Vortrag auf der 16. Hauptversammlung des Deutschen Beton-Vereins in Berlin 1913 vorstellte.⁹⁹ Die Konstrukteure orientierten sich dafür neben dem Brückenbau auch an Erfahrungen, die sie beim Hochbau gewonnen hatten, und zwar bei einem Gebäude, das man in diesem Zusammenhang kaum vermuten würde: Die Eingangshalle des Kollegiengebäudes I der Freiburger Universität. Das 1907 bis 1911 zunächst von Friedrich Ratzel geplante und dann von Hermann Billing umgeplante und ausgeführte Gebäude erhielt mit der Aula und der darunterliegenden Eingangshalle Räume, deren Decken ebenfalls beträchtliche Spannweiten aufwiesen. Während das übrige Gebäude in Ziegelmauerwerk aufgeführt wurde, wurden diese beiden Bereiche deshalb mit Betondecken der



Konstruktionszeichnung mit der Armierung der Hauptträger der Brücke über den Flutkanal (Südbrücke). Auf der oberen Zeichnung sind links die Gegengewichte zu erkennen, die in den Böschungsbereich eingreifen; auf der unteren Zeichnung rechts die Gegengewichte auf der Insel sowie die durch die Pilaster verlaufende Eisenarmierung.

Vorlage und Reproduktion: Regierungspräsidium Freiburg, Referat 43 (das RP Freiburg behält sich alle Rechte vor).



Vorbild für die Statik der Brücke: Die von Brenzinger erstellte Decke über der Eingangshalle des heutigen Kollegiengebäudes I der Universität Freiburg. Die hohe Spannweite des Mittelschiffs wird durch Eisenträger ermöglicht, die mit Gegengewichten über den Seitenschiffen belastet sind.

Foto: Clemens Joos.

Firma Brenzinger versehen, die ebenfalls nach dem Auslegerprinzip konstruiert waren: Die Träger der dreigliedrigen Decke wurden an den Außenseiten mit Kies belastet, um das Hauptfeld überspannen zu können. Diese Konstruktion wurde durch eine Kassettendecke verborgen, die aus mit Steinmehl versetztem Vorsatzbeton bestand und an ihrer Schauseite lediglich eine händische Überarbeitung durch einen Steinhauer erhielt.¹⁰⁰

Bei der Wolterdinger Brücke stellen, wie schon erwähnt, die Wände die Ausleger dar. Die Träger laufen beidseitig in den Böschungsbereich, wo sie mit Gegengewichten belastet werden; auf der Insel verläuft diese Konstruktion durch die vier Pilaster, durch die sie zusätzlich beträchtlich¹⁰¹ verstärkt wird. Durch die Armierung sind die Pilaster fest mit der Brücke verbunden: „Die nach oben laufenden Eisen nehmen das negative Moment auf und greifen tief in die Pfeiler.“ Die erhaltenen Pläne und Fotos, die die Armierung der Brücke¹⁰² vor der Betonierung zeigen, lassen diese Verbindung gut erkennen. Das bedeutet, dass die gefällige Gestalt der Brücke mit ihren Pilastern nicht nur eine Laune der Architektur, sondern eine unmittelbare Folge der Brückenkonstruktion ist. „Bei den vorliegenden, sehr ungünstigen Konstruktionsverhältnissen“, schreibt Friedlaender, „war es schwer, eine auch architektonisch befriedigende Lösung zu finden.“ Das Erscheinungsbild, das man der Brücke letztendlich gab, war eine

Die Bregbrücke in Wolterdingen



Die Brücke über die Breg (Nordbrücke) während der Erbauung, aufgenommen von Norden, vom heutigen Rathaus aus. Deutlich zu erkennen sind die Armierungen für den Hauptträger in der Seitenwange (links), der tief in die Gegengewichte im Böschungsbereich (vorne) eingreift und für die Bodenplatte, die die Fahrbahn trägt (rechts).

Foto: Annemarie Brenzinger, Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Außenstelle Südbaden, BA 2000/2809.

perfekte Symbiose aus Form und Funktion. Das entsprach sehr exakt Heinrich Brenzingers Vorstellungen von der „*Einheit von Form und Konstruktion*“, dem Zusammengehen von Statik und architektonischer Gestaltung, vor allem aber dem richtungsweisenden Grundsatz „*Form follows function*“, den der amerikanische Architekt Louis Henry Sullivan 15 Jahre zuvor, 1896 mit Blick auf den frühen Hochhausbau formuliert hatte.¹⁰³

Im Planungsverlauf kamen zum Brückenbau noch weitere gefällige – und Kosten steigernde – Ergänzungen hinzu: Auf Bitten des Bürgermeisters bot die Firma im Februar 1911 an, die Brücke zu pflastern. Ein Pflasterbelag sei

*wesentlich solider als eine gewöhnliche Beschotterung des Strassenkörpers mit Steinsatz und Ueberkiesung [...]. Selbstverständlich ist die erstere Ausführung auch die teurere, wird jedoch wegen ihrer grossen Vorzüge vor allem in Städten bei grossem Verkehr immer mehr zur Anwendung gebracht. Bei Brücken ist sie ausserdem deshalb vorzuziehen, weil durch das Pflaster eine wesentlich grössere Druckverteilung der Raddrucke bedingt wird. Ein Fallen der Zugtiere ist wohl kaum mehr zu befürchten als bei jeder anderst [sic!] chausseierten Strasse,*¹⁰⁴

so das werbende Schreiben der Firma, aus dem ebenso deutlich herauszulesen ist, dass diese Ausführung für Wolterdingen eigentlich Luxus war. Bei allem technischen Fortschritt muss man sich vor Augen halten, dass das Automobil – wenngleich die Straßenbauverwaltung im Militärbereich bereits mit Lastwagen rechnete – 1911 noch immer eine vereinzelte Ausnahme darstellte und sich der Hauptverkehr mit Fuhrwerken abspielte. Am 3. März 1912 beschloss der Gemeinderat und am 11. März auch der Bürgerschaft schließlich den Bau der Brücken für einen Betrag von 88.000 Mark, was einen Mehraufwand von etwa 10.000 Mark gegenüber der von der Wasser- und Straßenbauinspektion ursprünglich favorisierten Eisenkonstruktion bedeutete.¹⁰⁵ Am 26. März 1912 wurden die endgültigen Pläne von der Wasser- und Straßenbauinspektion genehmigt.¹⁰⁶

Im Gemeindearchiv von Wolterdingen sind sowohl der Vertrag als auch die Abrechnungen über den Brückenbau erhalten, die recht exakte Aussagen über den Baufortschritt ermöglichen. Dank der Rechnungseinträge lässt sich jeder einzelne Tagelöhner, der an der Brücke mitgearbeitet hat, namhaft machen. Das für den Brückenbau Wesentliche sei hier herausgegriffen:

Die Arbeiten begannen mit der Errichtung von zwei Notbrücken, für die ein altes Waschhaus weichen musste.¹⁰⁷ Die Auslegerbauweise erforderte eine tiefe Verankerung der Bauteile im Boden. Für die Auflager-Fundamente und Gegengewichte wurden Baugruben ausgehoben.¹⁰⁸ Für die Wasserhaltung gab es eine Zentrifugalpumpe und eine von vier Männern bediente Handpumpe.¹⁰⁹ Der Kies für die Zementherstellung wurde, wie bereits erwähnt, von der Gemeinde gestellt,



Die Brücke über den Flutkanal (Südbrücke) mit Lehrgerüst, aufgenommen von Westen.

Foto: Annemarie Brenzinger, Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Außenstelle Südbaden, BA 2000/2598.



Oberflächenstruktur der Pilaster. Die händische Nacharbeitung des Steinmehlvorgusses mit dem Scharrieseisen und die nachträglich eingeschlagene Jahreszahl sind gut zu erkennen.

Foto: Clemens Joos.

der „Hornblendeschotter“ wurde beim Fabrikwehr gewonnen und anschließend gereinigt und zerkleinert.¹¹⁰ Die Firma Brenzinger besaß einen eigenen fahrbaren Steinbrecher. Im Sommer 1911 war dieses „Dampf-Lokomobil“¹¹¹ noch in Eisenbach im Einsatz und wurde dann nach Wolterdingen verbracht.¹¹² Kreuzwirt Otto Wetzel erhielt eine Entschädigung für die Verdienstaufälle, weil vor seinem Gasthaus Schutt abgeladen wurde und das „Dampf-Lokomobil [...] in unmittelbarer Nähe“ arbeitete und Übernachtungsgäste deshalb ausblieben.¹¹³



Die Prellsteine an den Pilastern. Steinmehlvorguss, anschließend von Hand überarbeitet.

Foto: Clemens Joos.

Die Gruben für die Widerlager und Gegengewichte wurden ausgehoben, neue Ufermauern errichtet, die Brückenaufleger fundamentierte, der Hauptträger mit seiner Armierung und die Querträger für die Fahrbahn wurden montiert, die Gelenke unter den Auflagern hergestellt, die Konstruktion ausgegossen und schließlich die Sichtflächen verputzt,¹¹⁴ „teils in gleichförmigem Zementspritzbewurf, teils sauber abgerieben“. Die Pilaster wurden aufgrund ihrer statischen Funktion „mit den Hauptträgern an Ort und Stelle ausgeführt“. Die Sichtflächen dieser Zierelemente bestanden ebenso wie die Abdeckplatten auf der Brüstung, die Sockel und die Prellsteine aus „Steinmehlvorguß“ und wurden anschließend „vom Steinhauer bearbeitet“.¹¹⁵ Am 23.10.1913 erhielten die Steinhauer Wittmann und Wehrle aus Donaueschingen für das Abzählen und Scharrieren der Brüstung und das Einhauen der Jahreszahl den Betrag von 48,38 Mark.¹¹⁶ Diese handwerkliche Oberflächengestaltung ist an den Pfeilern bis heute erkennbar.

Anschließend wurden die Auffahrten zu den Brücken angeschüttet. Interessanterweise fanden dabei mehrfach Transporte von „Schutt von der Burg zur Brücke“ statt.¹¹⁷ Die Auffahrt auf der Bahnhofsseite wurde offenbar höher gelegt, denn hier musste ein Hydrant verlegt werden.¹¹⁸ Die Brücke und die Auffahrten erhielten eine Pflasterung mit 14 cm Stärke; dafür wurde Basalt aus Immendingen verwendet.¹¹⁹ Brenzinger erstellte außerdem eine heute verschwundene „Eisenbetontreppe an der Flügelmauer auf der Landzunge zur Flußsohle hinabführend“, hier wurden die „Sichtflächen in Granitbeton“ ausgeführt und vom Steinhauer ebenfalls „sauber bearbeitet“.¹²⁰ Am 27. März 1912 war der Vertrag mit Brenzinger geschlossen worden, der Baubeginn wurde darin auf den 15. Mai und der Abschluss auf den 1. Oktober 1912 angesetzt (also nahezu zeitgleich zu den Freiburger Brückenbauarbeiten).¹²¹ Am 7. Mai 1913 wurden schließlich die Notbrücken zum Verkauf auf Abbruch ausgeschrieben und am 8. Oktober 1913 konnte die Firma Brenzinger feststellen, dass „die Nacharbeiten beendet und unsere vertraglichen Arbeiten vollständig ausgeführt sind.“¹²²

Großen Wert legte man auf die Befestigung der Böschung und die Gestaltung der Uferanlagen, obwohl der Bürgerausschuss hier Abstriche vorgenommen hatte, nachdem sich der Brückenbau verteuerte.¹²³ Hier wurden Birken, Blutahorn, Ulmen, Weiden, Rotdorn, Thuja und Robinien und Weißdornbüsche bepflanzt.¹²⁴ Die Herstellung dieser Anlage schlug im Jahr 1913 mit Kosten in Höhe von 1.362,97 Mark zu Buche, 1914 sollte „die ganze Anlage durch einen eisernen Gartenhag eingefriedet“ werden.¹²⁵ Dazu ist es wohl infolge des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs nicht mehr gekommen. Insgesamt hatte Wolterdingen Glück, dass diese gewaltige Infrastrukturmaßnahme vor Ausbruch des Kriegs abgeschlossen und finanziert war.

Die Baufirma, die ihre Schreiben stets nur mit „Brenzinger & Cie.“ zeichnete, betrachtete sich als Kollektiv und ließ sich in der Regel auch in Bezug auf die beteiligten Personen nicht in die Karten schauen. Die Zahlungen nahm – in bar! – der langjährige Mitarbeiter Wilhelm Schrempp entgegen.¹²⁶ In den firmeninternen Unterlagen sind die statischen Berechnungen von Dipl. Ing. H.

Die Bregbrücke in Wolterdingen

Thoemes gezeichnet, andere von N. Burkardt, wesentliche Entscheidungen traf auch der Firmeninhaber Brenzinger selbst.¹²⁷ Die architektonische Gestaltung der Brücke stammte nach Friedlaender von Regierungsbaumeister Rudolf Amman.¹²⁸ Zu den Vasenaufsätzen, die pro Stück mit 350 Mark veranschlagt wurden,¹²⁹ hat sich eine Entwurfszeichnung erhalten, die mit „Weißburger & Kubanek, Bildhauer & Stukkateur“ in Freiburg gezeichnet ist.¹³⁰

Damit weist auch die Entstehung des Brückenschmucks noch einmal auf die gemeinsame Entstehungsgeschichte mit der Freiburger Eschholzbrücke zurück: Brenzinger hatte mit dem zweiten Entwurf für die Brücke im Dezember 1910 eine architektonische Gestaltung vorgelegt, die von dem Architekten Carl Anton Meckel¹³¹ stammte, mit dem die Firmeninhaber auch privat eng verbunden waren.¹³² Meckel hatte seinerseits den Freiburger Bildhauer Ludwig Kubanek mit der Schaffung der Brückenplastik – vier weit überlebensgroße Skulpturen mit Figurengruppen, die Industrie und Landwirtschaft als Sinnbilder für die beiden verbundenen Stadtteile Stühlinger und Haslach verkörpern sollten¹³³ – beauftragt. Die darunter befindlichen Stiere sollten der Brücke noch vor ihrer Ausführung den Spitznamen „Ochsenbrücke“ eintragen.¹³⁴ Meckel, der für seinen Entwurf ein stattliches Honorar gefordert hatte, beanspruchte später auch die Urhebererschaft an den Skulpturen und ging dabei so weit, zu behaupten, dass Kubanek,



Entwurfszeichnung für den Brückenschmuck, entstanden im Freiburger Atelier der Künstler Hans Weißburger und Ludwig Kubanek „Bildhauer & Stukkateur“.

Vorlage und Reproduktion: Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, Best. 189 Bü. 68.

der „einen wesentlichen Teil seiner Schulung mir verdankt und den ich zu meinen Arbeiten mit Vorliebe verwende“ praktisch nur seine ausführende Hand sei.¹³⁵ Die Stadt ließ die Frage auf sich beruhen, betonte aber – und das ist im vorliegenden Zusammenhang von Bedeutung – dass ihr Vertragspartner nicht Meckel, sondern alleine Brenzinger sei.¹³⁶ Bei der Bregbrücke verfuhr die Firma genauso und brachte die künstlerische Arbeit Kubaneks in einem Gesamtpakt mit ein, ohne dass der Künstler dabei namentlich hervorgetreten wäre.¹³⁷ Die Freiburger und die Wolterdinger Skulpturen entstanden wiederum nahezu zeitgleich. Beide verbindet, dass sie aus dem Material der Brücken – Beton mit Steinmehl – hergestellt sind und mit ihnen eine Einheit bilden.¹³⁸ Doch damit hören die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Denn die gewählte Formsprache war denkbar unterschiedlich. Für Wolterdingen griff Kubanek auf das traditionelle Vasenmotiv zurück. „Im Straßenbild ist die Vase Ausdruck des Schmuck- und Bildungsbedürfnisses, ein Zwitter zwischen Architektur, Skulptur und Kunsthandwerk, der an feudale Schloss- und Gartenanlagen erinnert.“¹³⁹ Auf diese Weise erhielt die Brücke ihre schlossähnliche Anmutung. Die Skulpturen der Eschholzbrücke waren dagegen bewusst modernistisch und einem neuen, monumentalen Nationalstil verpflichtet. Meckel stimmte bei ihrer Beschreibung nicht zufällig nationale Töne an:

Seit jener Zeit hat aber auch die Auffassung der Monumentalplastik namentlich bei uns in Deutschland ganz andere Wege eingeschlagen. Immer mehr ist man von der blossen Nachahmung der Natur zu selbstständiger Bildung des Kunstwerkes durchgereift, man hat sich von dem modernen französischen und italienischen Vorbild [...] losgesagt und Anschluss an unsere eigenen hervorragenden Werke der Vergangenheit gesucht.¹⁴⁰

Ludwig Friedlaender betonte,

daß die Firma es sich angelegen sein ließ, die Brücken nicht nur als reine Nutzbauten, sondern in einer dem Zweck, dem Material und der Umgebung angepaßten gefälligen Form zur Ausführung zu bringen, eine Absicht, die sich nur verwirklichen läßt, wenn Architekt und Ingenieur Hand in Hand arbeiten.¹⁴¹

Auch die Freiburger Eschholzbrücke war noch dem kaiserzeitlichen Bauen verpflichtet und sämtliche Sichtflächen wurden von der Firma nach allen Regeln ihres Könnens mit Vorsatzbeton aus gelblichem Muschelkalkmaterial verblendet. Die von Carl Anton Meckel geschaffene Architektur, wies jedoch bereits in die Zukunft, zur neuen Sachlichkeit der Nachkriegsjahre.¹⁴² Die Gestaltung der Wolterdinger Brücke war dagegen noch ganz dem Historismus oder dem Elemente des Historismus und der Moderne amalgamierenden „badischen Jugendstil“ verpflichtet. Auch daran zeigt sich, wie passgenau die Firma die unterschiedlichen Lebenswelten und Repräsentationsbedürfnisse von Stadt und Land zu bedienen verstand.

4. Fazit

Von Interesse sind die Kosten der Brücke: Der Bürgerausschuss hatte bei seinen Beschlüssen einen „*Kostenaufwand von ungefähr 100.000,- Mark einschließlich Uferschutzarbeiten, Notbrücken usw.*“ angesetzt. Im Vertrag mit Brenzinger waren 88.172,66 Mark festgesetzt worden. Nach der Endabrechnung vom 7. Oktober 1913 beliefen sich die Gesamtkosten für den Brückenbau auf 90.474,98 Mark (nämlich 52.859,24 Mark für die Erstellung der Flutkanalbrücke und 37.615,74 Mark für die Bregbrücke).¹⁴³ Es handelte sich also um eine Überschreitung von rd. 2,5 %, sodass insgesamt auch hier von einer hohen Kostendisziplin der Baufirma gesprochen werden kann. Hinzu kamen 5.258,31 Mark für die Notbrücken sowie 1.336,97 Mark für die Bauaufsicht der Wasser- und Straßenbauinspektion, die diese auf die Gemeinde umlegte. Insgesamt kosteten die Baumaßnahmen 98.433,05 Mark.¹⁴⁴ Somit war die Ausführung des Brückenbaus in Eisenbeton – anders als in Freiburg – gegenüber der zunächst geplanten Eisenkonstruktion nicht günstiger, sondern erheblich teurer ausgefallen.

Hatte der Bürgerausschuss noch 1907 vehement darauf gepocht, dass die Nachbarn an den Baukosten beteiligt werden sollten, so war davon nun keine Rede mehr: Die Gemeinde Wolterdingen trug die Baukosten alleine. Die Finanzierung gestaltete sich folgendermaßen:¹⁴⁵

Deckung durch	Summe
Laufende Haushaltsmittel	3.278,50
Bei der Sparkasse angelegte Wirtschaftsgelder	81.051,97
Überschüsse der Sparkasse aus den Jahren 1911 und 1912 . .	1.692,31
Außerordentlicher Holztrieb 1913	14.410,27

Die Finanzierung des Brückenbaus erfolgte also alleine aus den Rücklagen der Gemeinde ohne Kreditaufnahme, oder mit anderen Worten: Die Gemeinde Wolterdingen erbaute die Brücke, weil sie sich sie leisten konnte.

Der Blick auf die Finanzierung beantwortet somit auch die Ausgangsfrage nach dem Repräsentationsanspruch, der sich mit der Brücke verbindet. Die Brücke war kein obrigkeitlich aufoktroiertes Bauwerk, sondern sie ist vielmehr von der Gemeinde der staatlichen Verwaltung regelrecht abgetrotzt worden und dafür nahm man die Mehrkosten gegenüber der ursprünglich geplanten Eisenkonstruktion billigend in Kauf. Das von Brenzinger vorgelegte Projekt war ein Befreiungsschlag gegen die unproduktiven Planungen der Bauinspektion. Mit seiner Verbindung von modernster Konstruktion und retrospektiver Formgebung setzte es aber vor allem architektonisch Akzente. Extras wie das Basaltpflaster, das zu dieser Zeit gerade erst in den Städten Einzug hielt, und die Grünanlage unterstrichen diese Absicht: Wolterdingen machte sich schön. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der gesamte Bereich zwischen Kirche und Gasthaus Kreuz (der heutigen Ortsverwaltung) nach einem verheerenden Brand von 1901 neu erbaut worden war. Für den Kirchenbau hatte die politische Gemeinde im Jahr 1902 ungedeckte Kosten in Höhe von 20.000 Mark übernommen.¹⁴⁶ Es ist



Die Brücke(n) nach ihrer Fertigstellung, um 1912.

Foto: Annemarie Brenzinger, Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Außenstelle Südbaden, BA 2000/1445.

sicherlich nicht zu weit hergeholt, wenn man dahinter auch eine Konkurrenz zu dem benachbarten, übermächtigen Donaueschingen vermutet, das nach dem Standbrand von 1908 eben dabei war, sich im Jugendstil neu zu erfinden. Wolterdingen wollte wohl mit seiner Brücke gegenüber der Amts- und Residenzstadt ein Zeichen setzen und beweisen, dass man sich ein solches Bauwerk leisten konnte und wollte. Finanziell war die Gemeinde aufgrund guter Gewerbebeeinhalten dazu in der Lage. Die Brücke war das Stein, genauer gesagt: Kunststein, gewordene Selbstverständnis und der Anspruch einer kleinen, aber wirtschaftlich potenten Gemeinde an der Grenze von Schwarzwald und Baar im späten Kaiserreich.

5. Epilog

Die Ästhetik der Jahrhundertwende, die Vorstellung vom Ingenieurbauwerk als Schmuck der Landschaft und Beitrag zum „Heimatschutz“, wurde in der Folgezeit schon bald verkannt. Als Karl Merz, „der Maler der Baar“,¹⁴⁷ 1953 für die damals noch selbständige Gemeinde Wolterdingen eine Ansicht des Rathauskomplexes schuf, von dem auch kleinere Varianten in Privatbesitz existieren, retuschierte er die Brücke aus dem gewählten Bildausschnitt heraus und malte statt dessen eine Holzbrücke im Stil des 1912 abgerissenen Vorgängerbauwerks. Merz malte damit einen Zustand, den es zu diesem Zeitpunkt bereits seit 40 Jahren nicht mehr gab – ein dezidiert antimodernistischer Zug, den man in seinem Œuvre einmal in größerem Umfang untersuchen müsste.

Neben der vier Meter breiten Fahrbahn der Brücke, war ursprünglich auf der flussaufwärts gelegenen Seite ein Gehweg von einem Meter Breite vorgesehen, der jedoch während der endgültigen Planungen gestrichen worden war.¹⁴⁸ Bereits 1929 erschien die Brücke deshalb eng und unübersichtlich, und die Gemeinde versuchte vergeblich, die Geschwindigkeit für Lastkraftwagen auf 20 km/h herabzusetzen.¹⁴⁹ Mit dem weiter zunehmenden Individualverkehr sollte sich der fehlende Gehweg als Schwachstelle erweisen. 1977/78 entstand deshalb neben der Brücke ein Fußgängerüberweg, der etwas flussaufwärts als Holzkonstruktion errichtet wurde.¹⁵⁰ Bei der Brückensanierung 1989/90 wurden auch diese beiden Stege wieder abgebaut und die Brücke erhielt dafür neue Fußgängerstege, die mit Billigung der Denkmalpflege und gegen den ausdrücklichen Rat des Donaueschinger Stadtbauamts¹⁵¹ beidseitig unmittelbar an die Konstruktion angesetzt wurden. Beide Stege, die – ganz auf der Linie von Merz – Holzgeländer mit Maschendrahtgittern erhielten, verstellen seither die ursprünglich intendierte Ansicht der Brücke.

Nach einer ersten Sanierung Anfang der 1920er Jahre durch den Stuttgarter Bauingenieur Wolfhart Andrä, über die nicht viel bekannt ist, erfolgte 1989/90 eine Generalsanierung und Ertüchtigung der Brücke unter Leitung des renommierten Ingenieurbüros Leonhardt, Andrä & Partner in Stuttgart. Die Träger der Konstruktion wurden nun mit zusätzlichen Spannstählen verstärkt und die Brücke erhielt eine stützende Substruktion aus Spannbeton. Bereits im Juli 1987 war die Brücke als Kulturdenkmal nach § 2 Denkmalschutzgesetz in die Denkmalliste der Stadt Donaueschingen eingetragen worden.

2011 wurden ein horizontaler Riss am Längsträger der Brücke über den Flutkanal und ein starker Eintrag von Chlorid im Mauerwerk festgestellt. Galt die Brücke 2013 noch als sanierungsfähig,¹⁵² so verlor sie in den folgenden Jahren beständig an Kurs. 2017 beantragte das Regierungspräsidium Freiburg „die Genehmigung [...] zur Beseitigung des Kulturdenkmals ‚Bregbrücken‘“, die von der Unteren Denkmalschutzbehörde bei der Stadt Donaueschingen kurz darauf erteilt wurde. Vorausgegangen war dem eine Abstimmung der beteiligten Fachämter. Man gewinnt den Eindruck, dass in diesem Prozess in Bezug auf einen Erhalt der Brücke nicht die Suche nach Lösungen, sondern nach Problemen im Vordergrund stand.

Die öffentliche Bekanntgabe dieser Genehmigung in einer Ortschaftsrats-sitzung am 31. Oktober 2018, rief umgehend Protest hervor,¹⁵³ der sich ebenso humorvoll wie plakativ öffentlich äußerte, als in der Neujahrsnacht 2019 Abbildungen des Heiligen Nepomuk mit – in Anlehnung an die gleichzeitige Protestbewegung in Frankreich – „Gelbweste“ auf der Brücke aufzogen, um an die Bedeutung des Kulturdenkmals zu erinnern.¹⁵⁴

Aber auch ernst zu nehmende Argumente gegen einen Abriss – dass noch 2013 umsetzbare Sanierungskonzepte vorgelegt worden waren, dass die angeführte Chloridbelastung beherrschbar und der Gesamtzustand der Brücke gut sei, dass die Hochwassersicherheit gegeben sei, dass die geforderte Traglast von



Stummer Protest gegen den geplanten Abriss der Brücke am Neujahrstag 2019: Der Hl. Nepomuk als „Gelbweste“ mit der Aufforderung „Brücken achten, nicht schlachten“. Foto: Hubert Mauz.

30 Tonnen statisch erreicht werde, dass eine Sanierung erheblich günstiger komme als Abbruch und Neubau, dass eine funktionierende Umfahrungsmöglichkeit existiere – wurden von einem Kreis von „Erhaltungsbefürwortern der Bregbrücke Wolterdingen“ vorgetragen. Gehör scheinen sie bislang nicht gefunden zu haben und auch ein Aufschrei der Einwohner Wolterdingens ist ausgeblieben, obwohl die Brücke das bedeutendste Bauwerk der mit bedeutender Architektur nicht eben reich gesegneten Ortschaft ist und ein Brückenneubau neuen Durchgangs- und vor allem Schwerlastverkehr in den Ort lenken würde. Die Vision müsste eine Sanierung der Brücke, bestenfalls mit Wiederherstellung ihrer ursprünglichen Ansicht sein, flankiert von einer Umfahrungsmöglichkeit. Aber augenblicklich mangelt es an Visionären für eine solche Vision ebenso wie an politischem Interesse und öffentlichem Druck, und auch die Bedeutung, die dem Brückenbauwerk zukommt, scheint kaum bekannt zu sein.

Denn das Szenario ähnelt nur vordergründig dem Ende der maroden Holzbrücke vor rund 100 Jahren. Der entscheidende Unterschied ist, dass es sich diesmal um ein bedeutendes technisches Kulturdenkmal handelt, ein besonders frühes und herausragendes Zeugnis einer Eisenbeton-Balkenbrücke in Auslegerbauweise, deren erhaltene Exemplare mittlerweile rar geworden sind. Nach Spangenberg's Auflistung ist die Bregbrücke die zweitälteste Eisenbeton-Balkenbrücke dieser Dimensionierung und nach dem Verlust der alten Mangfallbrücke in Weyarn¹⁵⁵ mittlerweile die älteste noch erhaltene. Über die Freiburger Ochsenbrücke schrieb Walter Vetter 1966:

*Bei der geschichtlichen und vor allen Dingen kunstgeschichtlichen Bedeutung dieses Werkes wäre es geradezu vermessen, im Zuge neuer Straßenprojekte eine Vernichtung dieses Kunstwerkes vorzunehmen. Man sollte hier nicht in den Fehler der Vergangenheit fallen, ein Kunstwerk erst dann schätzen zu lernen, wenn es für immer verloren ist. Wir haben heute Gelegenheit und auch die Verpflichtung unseren Nachkommen gegenüber, ein derartig bedeutendes Werk zu erhalten. Außerdem sollte man sicher sein, daß bei dem Einfallsreichtum der Architekten und Ingenieure eine Lösung gefunden werden kann, die den Bestand der Brücke nicht antastet.*¹⁵⁶

Bereits vier Jahre später musste diese Brücke dem Bau des Zubringers Mitte weichen. Die Figuren Ludwig Kubaneks blieben zwar erhalten. Doch um 90 Grad gedreht und auf Stelen neben der Brücke gestellt, die neuerdings noch einen hellgrauen Anstrich erhielten, wurden sie aus dem von Carl Anton Meckel geschaffenen Gesamtensemble aus Architektur und Kunst und ihrem ursprünglichen Bezugssystem zueinander herausgelöst und stehen nun ziemlich verloren da.¹⁵⁷ Für Kubaneks Vasen aus Wolterdingen wäre Ähnliches denkbar. Doch auch wenn sie eine neue Aufstellung im öffentlichen Raum finden sollten, wären damit lediglich die Kunstwerke und nicht das Denkmal gerettet. „*Form follows function*“, das Denkmal macht die Konstruktion der Brücke aus und nicht ihr künstlerischer Schmuck.

Und nun? Bei Redaktionsschluss war der Zeitplan für Abbruch und Neubau der Brücke noch offen. Wir stehen selbst enttäuscht und sehn betroffen den Vorhang zu und alle Fragen offen. Man muss kein Prophet sein, um vorherzusehen, dass ein Abriss schon in wenigen Jahren als ein fataler Fehler angesehen würde. Doch ein Abbruch ist irreversibel. Sollte der Vorhang für die Brücke für immer fallen, würden Wolterdingen, die Stadt Donaueschingen und der Schwarzwald-Baar-Kreis ein ortsbildprägendes Bauwerk und ein technisches Kulturdenkmal verlieren, das in ganz Südbaden und vermutlich weit darüber seines gleichen sucht.



Menetekel für die Zukunft der Bregbrücke? Kartusche vom Brückenschmuck der ehemaligen Mangfallbrücke in Weyarn.

Foto: Rudolph Buch.



Autor

CLEMENS JOOS

studierte Geschichte und Volkskunde in Freiburg und Innsbruck, absolvierte dann das Referendariat für den höheren Archivdienst am Staatsarchiv Marburg und leitet seit 2016 das Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis. Zahlreiche Veröffentlichungen zu geistes- und landesgeschichtlichen Themen.

Arnikaweg 2
78048 Villingen-Schwenningen
Clemens.Joos@t-online.de

Mein herzlicher Dank gilt Herrn Hubert Mauz, Wolterdingen, sowie Hans Rich, Freiburg, Inhaber des „Kleinen Stuckmuseums“, und allen Vertreterinnen und Vertretern der Institutionen, die Unterlagen für die Untersuchung bereitgestellt haben.

Anmerkungen

- 1 So auch MAX RIEPLE: *Donaueschingen. Stadt ohne Langeweile*, hg. v. ANNA RIEPLE, Hüfingen [ca. 1975], S. 50 f.: *Der Architekt „war von seiner originellen Lösung wohl selbst so befriedigt, daß er die Betonpfeiler mit barocken Blumenvasen schmückte, die das Bauwerk in den Rang einer prunkvollen Schloßbrücke erheben.“*
- 2 EMIL HAUGER: *Wolterdingen. Geschichte eines Baardorfes*, überarb. von AUGUST VETTER (Schriften des Landkreises Donaueschingen 14), Freiburg 1960, S. 214 f.
- 3 *Fürstenbergisches Urkundenbuch*, unter Beihilfe von FRANZ LUDWIG BAUMANN bearb. von SIGMUND RIEZLER, Bd. 6, Tübingen 1889, S. 43 Nr. 25 Anm. a.
- 4 HAUGER (wie Anm. 2), S. 148 f., vgl. S. 224: *„Holzbruck“* 1320, *„die Brucken“* 1488.
- 5 HAUGER (wie Anm. 2), S. 151; wie Anm. 6, Tumbült an Bürgermeisteramt, 1912 Jul 15; Gegenüberlieferung Schreitmüller an Tumbült, 1912 Jul 12: F.F. Archiv Donaueschingen, Domänenadministration Wolterdingen, Archivauskünfte I/1, freundlicher Hinweis von Dr. Andreas Wilts.
- 6 Gemeindearchiv (GA) Wolterdingen, Rubrik XVII, *„Die Ersetzung der beiden Holzbrücken [...]“*, 1901.
- 7 Wie Anm. 6.
- 8 ARTUR KAISER: Hans Schroedter, ein Maler auf der Baar (Kulturhistorische Reihe der Stadt Hüfingen 10), Hüfingen 2012, S. 22 f., 78 Abb. 9, 30.
- 9 Wie Anm. 6, Bezirksamt Ds. an Gemeinde, 1907 Dez 16: Steinpfeiler *„in“* (!) der nördlichen Brücke ist schadhaft.
- 10 Ebd.: 1842 stellte die Wasser- und Straßenbauinspektion Villingen fest: *„[...] und bemerken, daß es bey dem unregelmäßigen Laufe dieses Flusses, welcher an mehreren Stellen das Nebengelände bey dem hohen Stand überströmt und bey der schweren Durchfahrt durch denselben eine schwierige Aufgabe ist, hier eine passende Brücke anzubringen, wenn solche anders nicht sehr theuer zu stehen kommen solle.“*
- 11 GA Wolterdingen, Rubrik XVII, *„Bregbrücken“*, 1822–1910: Bereits 1822 ist von der *„Zurichtung zum Brückenbau“* die Rede. Wohl von 1831 datiert eine Entwurfszeichnung des Zimmermeisters Josef Schütz für eine neue Brücke. 1855 entstand eine Kalkulation für einen Brückenneubau, währenddessen eine Notbrücke über die Breg angebracht werden sollte. 1870 ist wieder von Reparaturmaßnahmen die Rede.
- 12 Ebd.
- 13 HAUGER (wie Anm. 2), S. 151.
- 14 FRED LUDWIG SEPAINTNER: *Die badi-*

- schen Ortsbereisungsakten als Quellen für ortsgeschichtliche Forschung über das 19. und frühe 20. Jahrhundert, in: Gemeindebeschreibungen und Ortschroniken in ihrer Bedeutung für die Landeskunde, hg. v. EUGEN REINHARD (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 12) Stuttgart 1999, S. 215–231. Die eigentlichen Ortsbereisungsakten für das Bezirksamt Donaueschingen sind verloren, vgl. Staatsarchiv Freiburg (StAF), Best. A 96/1 Nr. 4013.
- 15 Wie Anm. 6, Auszug Ortsbereisung, 1901 Okt 26.
 - 16 Ebd., Auszug Ortsbereisung 1903 Jul 17.
 - 17 Ebd., Wasser- und Straßenbauinspektion an Bezirksamt, 1901 Feb 5.
 - 18 Ebd., Bezirksamt an Gemeinderat, 1906 Sep 27.
 - 19 Hof- und Staatshandbuch des Großherzogtums Baden, Karlsruhe 1910, S. 674. Kinzler folgte auf Oberbauinspektor Hermann Frey.
 - 20 Regierungspräsidium (RP) Freiburg, Ref. 43, Bregbrücke, Plan 3: Der Plan wurde im August und November 1906 entworfen und gezeichnet von dem Ingenieur Eisenlohr, am 31. Januar von der Wasser- und Straßenbauinspektion Donaueschingen (Philipp Kinzler) unterzeichnet und lag am 23. März 1907 bei der Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues in Karlsruhe vor. Nach Abschluss des Brückenbaus wurde er im Februar 1914 von der Donaueschinger Inspektion nachträglich auf die Ausführung in Eisenbeton korrigiert.
 - 21 Wie Anm. 6, Beschlussprotokoll Bürgerausschuss 1907 Apr 25.
 - 22 Wie Anm. 16.
 - 23 Wie Anm. 6, Bürgermeisteramt an Bezirksamt, 1907 Apr.
 - 24 Ebd., Protokollauszug 1907 Apr 25.
 - 25 Ebd., Bezirksamt an Gemeinderat, 1907 Dez 16.
 - 26 Ebd., Wasser- und Straßenbauinspektion an Bezirksamt, 1908 Apr 21.
 - 27 Ebd., Bezirksamt an Gemeinderat, 1908 Jun 17.
 - 28 Das Originalschreiben fehlt, damit ist auch die Identifizierung Nestles nicht zweifelsfrei möglich. Vielleicht war es Paul Nestle, Professor an der Großherzogl. Baugewerkeschule Karlsruhe, vgl. Hof- und Staats-Handbuch des Großherzogtums Baden. (Gekürzte Zwischenausgabe) 1905 (Nach dem Stande von Mitte Januar 1905), Karlsruhe 1905, S. 156.
 - 29 Wie Anm. 6, Wasser- und Straßenbauinspektion an Bürgermeisteramt, 1907 Jun 4.
 - 30 Ebd., Protokollauszug 1907 Jun 25.
 - 31 Ebd., 1910 Dez 21 und 22.
 - 32 Zum Folgenden: FERDINAND WERNER: Der lange Weg zum neuen Bauen, 2 Bde., Worms 2016, hier Bd. 2, S. 434–446; MICHAEL DYLLICK-BREZNINGER: Eine Freiburger Familie in der Wiehre, in: 1000 Jahre Wiehre. Ein Almanach 1008–2008, Freiburg 2007, S. 175–181; ANDREA HAUSSMANN: Heinrich Brenzinger (1879–1960), hg. v. FRANK DYLLICK-BREZNINGER: Freiburg 1996, S. 84–90; Brenzinger & Cie GmbH. Beton- und Stahlbetonbau, Zementwarenfabrik, in: Der Stühlinger. Festschrift zur 850-Jahrfeier der Stadt Freiburg im Breisgau, [Freiburg 1970] S. 83–86; Elementenach Maß – 100 Jahre B+C Beton. Brenzinger & Cie. GmbH. Beton, Stahlbeton, Spannbeton, Rohrfabrikation. Fertigbauteile 1872–1972, Freiburg 1972 (von der Firma hg. Sonderausgabe des Buchs); J[ULIUS] BREZNINGER: Werkstätten für Cementarbeiten, in: Freiburg im Breisgau, die Stadt und ihre Bauten [„Freiburger Architektenbuch“], Freiburg 1898, S. 65 f.

- 33 HAUSSMANN (wie Anm. 32), passim; RENATE LIESSEM-BREINLINGER: Brenzinger, Heinrich, Ingenieur und Bauunternehmer *20.6.1879 Freiburg, ev., †23.11.1960 Freiburg, in: Baden-Württembergische Biographien, hg. v. BERND OTTNAD, Bd. 1, Stuttgart 1994, S. 44 f.; DIES.: Heinrich Brenzinger 1879–1960. Ingenieur, Unternehmer, Historiker. Biographie eines Freiburgers, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins Schau-ins-Land (SiL) 109 (1990) S. 165–177; SANDRA LIPNER: Tragende Verbindungen. Heinrich Brenzinger und Felix Ganz im Ersten Weltkrieg, in: ebd. 139 (2020) S. 95–112.
- 34 JOANNA FLAWIA FIGIEL: Beton, Kunststein, Stuck: Firma Brenzinger und ihre Konkurrenten, in: Jugendstil in Freiburg. Begleitbuch zur Ausstellung „Jugendstil in Freiburg“ [...] im Augustinermuseum Freiburg, Freiburg 2001, S. 103–112; DIES.: Jugendstil in Freiburg. Mit einem Vorwort von HANS H. HOFSTÄTTER, Freiburg 2002, S. 144, 154 Anm. 3 und passim; MICHAEL KLANT: Kunststein, Stuck & Co. Vom Artefakt zum Industrieprodukt, in: Skulptur in Freiburg, hg. v. DEMS., Bd. 2: Kunst des 19. Jahrhunderts im öffentlichen Raum, Freiburg 2000, S. 27–30.
- 35 FIGIEL, Beton (wie Anm. 34), S. 107 f., 111 f.
- 36 LEO SCHMIDT: Stadtcharakter und Architektur. Freiburger Baugeschichte seit 1800, in: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau, Bd. 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart, hg. von HEIKO HAUMANN und HANS SCHADEK, Stuttgart 1992, S. 561–586, hier 574 f.
- 37 KLANT (wie Anm. 34), S. 28.
- 38 Brenzinger & Cie. Freiburg im Breisgau. Beton- und Eisenbetonbau, Cementwarenfabriken, Hoch- und Tiefbau; [Kalender] zum fünfzigjährigen Geschäftsjubiläum 1872–1922, Freiburg [1922]. Benutzt wurde das Exemplar im Besitz des Kleinen Stuck-Museums Freiburg.
- 39 HAUSSMANN (wie Anm. 32), S. 86 f.
- 40 Abb. Kalender 1922 (wie Anm. 38).
- 41 FIGIEL, Beton (wie Anm. 34), S. 105–107.
- 42 JOHANNES WERNER: St. Konrad in Freiburg. Ein Meilenstein des neuen Kirchenbaus, in: Freiburger Almanach (FA) 55 (2004) S. 25–32.
- 43 ACHIM LANDWEHR: Von der ‚Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‘, in: Historische Zeitschrift 295 (2012) S. 1–34.
- 44 HAUSSMANN (wie Anm. 32), S. 99–117.
- 45 Ebd., S. 104.
- 46 Ebd., S. 92 f.
- 47 Ebd., S. 54–57; GERDA SÄUFFERER: Im Auftrag der Firma. Annemarie Brenzingers Industriefotografie, in: Gut Licht! Fotografie in Baden 1840–1930. Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe und des Generallandesarchivs Karlsruhe im Karlsruher Schloss [...], hg. v. ELISABETH HAUG (Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe 6), Karlsruhe 2003, S. 194–201 und ebd. passim sowie Kalender 1922 (wie Anm. 38).
- 48 Infolgedessen wurde die Brücke auch gerne abgebildet, vgl. Kalender 1922 (wie Anm. 38) oder 100 Jahre Bauen in Baden, hg. v. Verband der Bauwirtschaft Südbaden e.V., Freiburg 2007, S. 7.
- 49 [LUDWIG] FRIEDLAENDER: Interessante, neuartige Brückenbauten in Eisenbeton, in: Deutsche Bauzeitung [Berlin; Beilage:] Mitteilungen über Zement, Beton- und Eisenbetonbau 10 (1913) S. 145–150, 153–155 (auch separat

- Freiburg 1913).
- 50 Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), Best. C 3 Nr. 740/4 und 5: „*Dreisambrücke in der Verlängerung der Eschholzstraße – Ochsenbrücke – ...*“, 2 Bde., 1901–1920.
- 51 M[AX] BUHLE: Brücken und Stege, in: Freiburger Architektenbuch (wie Anm. 32), S. 124–133, hier 125; FIGIEL, Jugendstil (wie Anm. 34), S. 192–195, 330; HANS v. RUDLOFF: Unser Rinnsal, unser Strom, unsere Dreisam. Von Hochwassern der Dreisam im 19. Jahrhundert, in: FA 42 (1991) S. 91–98.
- 52 StadtAF, Best. C 3 Nr. 740/4: Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1903 Jan 12.
- 53 Der Stühlinger und seine Entwicklung in hundert Jahren, in: Der Stühlinger (wie Anm. 32), S. 9–20.
- 54 Wie Anm. 52, Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1901 Mai 30.
- 55 Ebd., Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1909 Dez 4; vgl. zur Planung der Brücke WALTER VETTER: Architektur und Plastik aus der Zeit des Jugendstils in Freiburg, in: SiL 84/85 (1966/67) S. 251–264, hier 259. Auch H[EINRICH] SPANGENBERG: Grössere Eisenbeton-Balkenbrücken in Deutschland, in: International Association for Bridge and Structural Engineering, IABSE. Congress report 1 (1932) S. 385–414, hier 387 bemerkt, dass man in Deutschland vollwandige Betonbrücken gegenüber fachwerkartigen bevorzuge.
- 56 Wie Anm. 52, 1908 Nov 12. Das Angebot Brenzingers datiert vom 5. September 1908.
- 57 M[AX] MÖLLER: Die Königsbrücke in Düsseldorf mit flacheingespanntem Eisenbeton-Bogen und Gelenk im Widerlager, in: Deutsche Bauzeitung [Berlin, Beilage:] Mitteilungen über Zement, Beton- und Eisenbetonbau 4 (1907) S. 25 f.; zu Möller CHRISTINA KRAFczyk: Die Entwicklung des sogenannten Möllerträgers in Braunschweig, in: Bestandsaufnahme. 1. Jahrestagung der Gesellschaft für Bautechnikgeschichte in Aachen 2013, hg. v. MARTIN TRAUTZ, Aachen 2016, S. 33–38, bes. 33, 37.
- 58 Wie Anm. 52, 1908 Nov 26 und Dez 5.
- 59 Ebd., Alois Krems an Stadtrat, 1909 Feb 12. Zur Firma Krems vgl. FIGIEL, Beton (wie Anm. 34), S. 105.
- 60 CARL KERSTEN: Brücken in Eisenbeton. Ein Leitfaden für Schule und Praxis, Teil 1: Platten- und Balkenbrücken, Berlin ³1912, S. 135 f. Abgebildet in Kalender 1922 (wie Anm. 38) („*Brücke über die Aach bei Wehhausen*“).
- 61 Auch Brenzinger wusste zu renommieren, im Kalender zum Jubiläumsjahr 1922 (wie Anm. 38) ist dieselbe Brücke einmal als „*Brücke über den Neckar Schlierbach-Ziegelhausen*“ und einmal als „*Neckarbrücke bei Heidelberg*“ abgebildet. Freundlicher Hinweis von Joachim Stephan, Kreisarchiv Rhein-Neckar-Kreis.
- 62 Adreßbuch der Hauptstadt Freiburg im Breisgau Jahrgang 1909, Freiburg 1909, S. 73.
- 63 Wie Anm. 52, Oberdirektion des Wasser- und Straßen-Baues Karlsruhe an Stadtrat, 1909 Mai 17. Damit sollten auch bei einem Hochwasser wie 1896 die Kämpfer der Brücke noch 20 cm über dem Wasserspiegel liegen.
- 64 Ebd., Tiefbauamt an Stadtrat, 1909 Dez 4.
- 65 VIKTOR MIHAILICH: Die Parkgassenbrücke in Temesvár, in: Beton und Eisen 8 (1909) S. 359–362 (auch separat).
- 66 Wie Anm. 52, Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1910 Dez 2.
- 67 Ebd., Bautechnisches Bureau Karlsruhe, Fliegaut (Abschrift), 1911

- Mai 27: „Die Brücke ist als sog. „Balanceträger“ d.h. als ein Balkenträger mit über die Stützen hinaus verlängerten Armen angeordnet. Das Gewicht der überhängenden Arme, welches durch Belastung künstlich vergrößert [sic!] wird, wirkt der Belastung des mittleren Trägerteils entgegen, wodurch die Momente in der Mittelöffnung erheblich reduziert werden. Die Enden der überhängenden Arme sind freischwebend angeordnet, so daß die Träger statisch bestimmt werden. Die Träger entsprechen kontinuierlichen Gelenkträgern und zwar einem Mittelfelde ohne Gelenk.“ (Unterstreichung im Original).
- 68 Ebd.
- 69 CHRISTINE KLUSACEK/KURT STIMMER: Die Stadt und der Strom. Wien und die Donau, Wien 1995, S. 100 f.; MARTIN PAUL: Technischer Führer durch Wien, Wien ³1910, S. 193–195.
- 70 Emil Mörsch (1872–1950) war Bauingenieur bei Wayss & Freytag und Professor am Eidgenössischen Polytechnikum (später ETH) Zürich und an der TH Stuttgart, beratendes Mitglied im Deutschen Beton-Verein und Mitglied des Deutschen Ausschusses für Eisenbeton. Er war Verfasser des Standardwerks „Der Eisenbetonbau, seine Anwendung und Theorie“.
- 71 KNUT STEGMANN/SABINE KUBAN: „Ruhelos und unsteten Sinnes“. Zur Bedeutung des Stahlbetonpioniers Gustav Adolf Wayss (1851–1917), in: Beton- und Stahlbetonbau 112 (2017) S. 545–555; WERNER (wie Anm. 32), Bd. 1, S. 206–213.
- 72 Wie Anm. 52, Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1912 Mrz 13.
- 73 Siehe oben S. 82 und Anm. 28 sowie Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), Best. 466-22 Nr. 2102.
- 74 Wie Anm. 52, Beschluss des Stadtrats, 1912 Apr 29.
- 75 Ebd., Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1912 Mrz 13.
- 76 Ebd., Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat 1909 Dez 4 und StadtAF, Best. D Pe 92/7.
- 77 Wie Anm. 52, Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1910 Dez. Später ergab sich, dass das Modell von „Bildhauer Meinecke nach Anleitung der Firma Brenzinger & Comp.“ stammte und ein „Maler Haller“ „Figurenskizzen“ geliefert hatte (ebd. 1912 Apr 16). Das sind seltene Einblicke in die sonst unbekannt Namen der von der Firma Beschäftigten.
- 78 StadtAF, Best. D Pe 92/7. Julius Brenzinger hatte zu den Mitbegründern des „Deutschen Betonvereins“ gehört und die Firma blieb dem Verein eng verbunden, vgl. HAUSSMANN (wie Anm. 32), S. 97 f.
- 79 Über Andreas Fritsch, gleichfalls Inhaber eine Firma für Beton- und Eisenbetonbau in Freiburg, urteilte Buhle: „[...] wir würden aber die Verantwortung ablehnen, wenn wir mit einer Firma von der Art des Herrn Andreas Fritsch ein derartiges Bauwerk herstellen wollen, das an die Sachkenntnis und Leistungsfähigkeit des Unternehmers sehr hohe Anforderungen stellt und deshalb nur erfahrensten und bewährtesten Firmen übertragen werden kann. [...] Wir haben die Firma ja auch zu Kanalherstellungen herbeigezogen auf ihren Wunsch. [...] Es wurden ja nicht einmal die Kanalgräben richtig eingeschalt. [...]“: Wie Anm. 52, Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1912 Mrz 14.
- 80 Bereits die ersten Pläne Krems‘ legte Buhle dem Stadtrat mit der lapidaren Bemerkung vor: „Jedenfalls ist dankbar anzuerkennen, daß sich die Firma in dieser Weise bemüht hat“, 1909 Apr 19; im Dezember unterstrich er, „[...] dass wir die Ausführung eines

- solchen Entwurfes unter den hiesigen Firmen allein der Firma Brenzinger & Co. [sic!] anvertrauen möchten“, 1909 Dez 4; im Vorfeld der Ausschreibung schlug er vor: „Wir stellen uns vor, dass dabei der Firma Brenzinger & Cie. bei diesem Wettbewerb ein kleiner Vorrang mit Rücksicht darauf eingeräumt werden kann, dass ihre durch eingehende Projektvorbearbeitung gemachten Vorschläge die Grundlage für die weitere Behandlung abgegeben haben“, was reichlich kurios erscheint, da Brenzinger aufgrund der Vorplanungen ja einen erheblichen Wissensvorsprung besaß, 1910 Dez 2 (wie Anm. 52).*
- 81 Die Endabrechnung weist eine Kostenüberschreitung von 3.321,13 M, das sind rd. 1,0122 %, aus, StadtAF, Best. C 3 Nr. 740/5: Tiefbauamt (Wüst) an Stadtrat, 1914 Dez 24.
- 82 Wie Anm. 52, Tiefbauamt an Stadtrat, 1912 Apr 14.
- 83 SPANGENBERG (wie Anm. 55), S. 386 Tab. A: Mangfallbrücke Weyarn (1911), Bregbrücke Wolterdingen (1912), Eschholzstrassenbrücke Freiburg (1913), Brücke über den Ems-Weser-Kanal bei Hannover (1913), Hindenburgbrücke über die Saale in Hof (1927). Spangenberg war zeitweise Vorstand bei Dyckerhoff & Widmann gewesen und erhielt 1920 eine Professur für Eisenbeton- und Massiv-Brückenbau an der TH München.
- 84 Wie Anm. 6, Brenzinger an Bürgermeisteramt, 1910 Dez 21. Zu Schreitmüller: HAUGER (wie Anm. 2), S. 223; [FRANZ GOTTWALT] Gesegnete Fluren. Feldkreuze und Bildstöcke auf der Gemarkung Wolterdingen, [Wolterdingen 1997], S. 42 f.
- 85 Wirtschaftsarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart-Hohenheim (WABW), Best. 189 Bü. 5, 10, 730, 98, 111.
- 86 ERNST ZIMMERMANN: 1908 – Donaueschingen brennt. Begleitbuch zur Ausstellung [...] in der Donauhalle B in Donaueschingen, Donaueschingen 2008, S. 62–95, hier 91; der Rathausneubau erhielt Fassadenschmuck aus Naturstein (ebd. S. 80); JOSEPH GRAF: Donaueschingen nach dem Brande von 1908. Ein Beispiel modernen Kleinstadtbaues, in: Mein Heimatland 1 (1914) S. 33–48.
- 87 Wie Anm. 6, Wasser und Straßenbauinspektion an Brenzinger, 1911 Jan 4.
- 88 Wie Anm. 84.
- 89 Wie Anm. 6, 1911 Jan 12. Die Pläne, ein Lageplan und ein Konstruktionsplan, mit „Projekt II“ bzw. „Entwurf II“ überschrieben, haben sich im Firmenarchiv Brenzinger erhalten. Der Konstruktionsplan zeigt zwei Eisenbogenbrücken über Flutkanal und Breg mit jeweils sechs Vertikalstreben, WABW, Best. 189 Bü. 68.
- 90 Wie Anm. 6, Mrz 10, Jun 14.
- 91 Wie Anm. 6, Brenzinger an Gemeinderat, 1911 Jun 14.
- 92 Ebd., 1911 Jun 22, Jul 8.
- 93 Ebd., Bezirksamt an Gemeinderat, 1911 Jul 6.
- 94 Dies legt HAUSSMANN (wie Anm. 32), S. 205, 97 nahe.
- 95 RP Freiburg, Ref. 43, Bregbrücke, Pläne.
- 96 Wie Anm. 84.
- 97 Wie Anm. 6, Ausschreibungsunterlagen Wasser- und Straßenbauinspektion, 1911 Jul 1.
- 98 Friedlaender geriet 20 Jahre später in größte Bedrängnis, weil er Jude war. Im Dezember 1937 prangerte ‚Der Stürmer‘ an, dass die Firma einen jüdischen Direktor beschäftige. Firmeninhaber Heinrich Brenzinger, der selbst unter Druck geriet, weil seine Frau Annemarie aus einer jüdischen Familie stammte, versetzte ihn daraufhin von

- der mittlerweile erreichten Direktorenstellung in eine nachgeordnete Position im technischen Büro der Firma. 1938 wanderte Friedlaender mit Brenzingers Hilfe nach Indien aus, vgl. HAUSSMANN (wie Anm. 32), S. 118–121.
- 99 FRIEDLAENDER (wie Anm. 49), S. 150; vgl. oben Anm. 78.
- 100 FIGIEL, Jugendstil (wie Anm. 32), S. 114–122, 315 f.; ANTJE HAUPT: Der Wettbewerb für den Bau der Freiburger Universität, mit einem Nachtrag von GERHARD KABERSKE, in: Freiburger Universitätsblätter 32 (1993) Nr. 122, S. 75–124, bes. S. 116–122; GERHARD KABERSKE: Der Architekt Hermann Billing (1867–1946), Leben und Werk (Materialien zu Bauforschung und Baugeschichte 7), Karlsruhe 1996, S. 75 f. Kat. Nr. 101, S. 177–179 Kat. Nr. 212, S. 236–240, 281–823; FRIEDLAENDER: (wie Anm. 49), S. 150; H. MARCUS: Eisenbetonkonstruktionen im Neubau des Kollegiengebäudes der Universität Freiburg i. B., in: Deutsche Bauzeitung [Berlin; Beilage:] Mitteilungen über Zement, Beton- und Eisenbetonbau 8 (1911) S. 1–3, 13–15 (auch separat).
- 101 FRIEDLAENDER: (wie Anm. 49), S. 150: „Das Gegengewicht auf der Inseite hat eine Auskrägung von 10^m und das entlastende Moment beträgt für den Hauptträger 1370^m; am anderen Ende sind die bezüglichen Zahlen 9^m und 540^m. Es ergibt sich dann ein Mittelmoment von nur 137^m, während es bei Annahme eines einfachen Balkens sich auf 1100^m gestellt hätte. Diese Zahlen zeigen am besten den großen Einfluß der Gegengewichte, durch die das Moment in Balkenmitte auf etwa ein Zehntel desjenigen eines einfachen Balkens herabgedrückt worden ist.“
- 102 Ebd.: „Die Hauptträger [...] erhielten Längsarmierung mit Considère-Haken [...], außerdem sowohl im mittleren Teil oben, wie vor allem über den Auflagern starke Spiral-Armierung. Es sind jeweils 2 in einander geschobene rechteckige und rhombische Spiralen, bei den größeren Breiten 2 solcher Doppelspiralen neben einander, zur Ausführung gekommen. Ueber den Auflagern sind zur Ueberleitung der großen Auflasten auch noch lotrecht stehende runde Spiralen angeordnet.“
- 103 LOUIS H. SULLIVAN: The tall office building artistically considered, in: Lippincott's Monthly Magazine 57 (1896) S. 403–409, hier: 408.
- 104 Wie Anm. 6, Brenzinger an Bürgermeisteramt, 1911 Feb 11.
- 105 GA Wolterdingen, Gemeinderrechnung 1912, S. 189, 303 und Beil. 742.
- 106 Wie Anm. 95.
- 107 Rechnung 1912 (wie Anm. 105), S. 305 f. Nr. 749–755, S. 308 Nr. 399.
- 108 Rechnung 1912 (wie Anm. 105), Wasser- und Straßeninspektion, 3. Aufstellung von Leistungen der Fa. Brenzinger 1912 Sep 18.
- 109 Angebot (wie Anm. 114).
- 110 Rechnung 1912 (wie Anm. 105), S. 309–311, Nr. 291, 382; GA Wolterdingen, Gemeinderrechnung 1913, S. 295 mit Beil. 773.
- 111 Wie Anm. 6, Brenzinger an Bürgermeisteramt, 1911 Dez 28.
- 112 Ebd., Brenzinger an Bürgermeisteramt, 1911 Dez 28. Vermutlich für den Fabrikneubau für J. Morat und Söhne im Jahr 1911, vgl. WABW Best. 189 Bü. 77. – Das Dampf-Lokomobil ist teilweise zu sehen auf der Abbildung der Neckarbrücke Heidelberg in Kalender 1922 (wie Anm. 38).

- 113 Rechnung 1912 (wie Anm. 105), S. 311 mit Beil. Nr. 780, Wetzlar an Gemeinderat, 1912 Jul 5.
- 114 Vgl. dazu im Einzelnen das Angebot Brenzingers von 1912 Feb 27 und die Schlussabrechnung von 1913 Aug 19 in: Rechnung 1913 (wie Anm. 110), Beil. 723 zu S. 291.
- 115 Angebot (wie Anm. 114).
- 116 Rechnung 1913 (wie Anm. 110), S. 292 mit Beil. 741.
- 117 Rechnung 1913 (wie Anm. 110), Beil. 786 zu S. 298. Das Burgareal, beim Hallenberg gelegen, war 1905 an den Kreuzwirt verkauft worden, der vor hatte, hier eine Pension einzurichten, HAUGER (wie Anm. 2), S. 22 f.
- 118 Rechnung 1913 (wie Anm. 110), S. 292 mit Beil. 742.
- 119 Ebd. Nr. 294 mit Beil. 759–761, vgl. S. 293 mit Beil. 753 und S. 295 mit Beil. 668 (Rinnenpflaster).
- 120 Wie Anm. 114.
- 121 Rechnung 1913 (wie Anm. 110), Beil. 734 zu S. 291.
- 122 Ebd. S. 296 mit Beil. 776; Schreiben bei Beil. 793 zu S. 291.
- 123 Rechnung 1912 (wie Anm. 105), Beil. 752 zu S. 303.
- 124 Die Baumschule Georg Arndt in Ottenheim lieferte „5 Birken, 6 Acer Schwedleri, 2 Trauerulmen, 2 Trauerweiden, 2 Rotdorn, 4 Thuya, 2 Robina hypsida“, der Kunstgärtner W. Rall aus Eningen u. A. Weißdorn, Rechnung 1913 (wie Anm. 110), Beil. 791 und 794 zu S. 299 f.
- 125 Ebd. S. 300.
- 126 Rechnung 1912 (wie Anm. 105), Beil. Nr. 748 zu S. 305; zu Schrempf vgl. HAUSSMANN (wie Anm. 32), S. 94 f.
- 127 WABW, Best. 189 Bü. 68; 1912 schrieb Gustav Mayer an die Wasser- und Straßenbauinspektion: Schreiben 1912 Feb 5, Rechnung 1913, Beil. 723 zu S. 291.
- 128 FRIEDLAENDER (wie Anm. 49), S. 150; WABW, Best. 189 Bü. 68.
- 129 Wie Anm. 114.
- 130 WABW, Best. 189 Bü. 68.
- 131 WERNER WOLF-HOLZÄPFEL: Der Architekt Max Meckel (1847–1910). Studien zur Architektur und zum Kirchenbau des Historismus in Deutschland (Materialien zu Bau-forschung und Baugeschichte 10), Lindenberg 2000, S. 257 f.
- 132 HAUSSMANN (wie Anm. 32), S. 97, 99, 106; vgl. etwa CARL ANTON MECKEL: Holzbauten am Tuniberg. Mit 18 Abbildungen nach Aufnahmen von ANNEMARIE BRENZINGER (Vom Bodensee zum Main 7), Karlsruhe 1920. Meckel sollte nach dem Tod Julius Brenzingers 1924 die in mehrfacher Hinsicht außergewöhnliche Familiengrablege auf dem Freiburger Hauptfriedhof planen.
- 133 CARMEN ZILS: Carl Anton Meckel/ Ludwig Kubanek, in: Skulptur in Freiburg, Bd. 3: Kunst des 20. Jahrhunderts im öffentlichen Raum, hg. v. MICHAEL KLANT, Freiburg 2010, S. 28 f., 198.
- 134 Und das schon vor ihrer Fertigstellung, vgl. wie Anm. 52, 1912 Apr 1, Sitzung der Spezialkommission und 1912 Jul 8, Meckel an Tiefbauamt.
- 135 Ebd., Meckel an Tiefbauamt, 1912 Apr 18: „Die Lösung dieser Aufgabe ist zunächst eine vorwiegend architektonische und nur durch Zusammenarbeit von Architekt und Bildhauer kann hier [...] eine befriedigende Arbeit und ein wirkliches Kunstwerk entstehen“. Kubanek entgegnete kurz darauf, „daß es ihm jedenfalls sehr peinlich wäre, in seiner künstlerischen Tätigkeit durch Architekt Meckel beschränkt zu werden“, ebd. Tiefbauamt (Buhle) an Stadtrat, 1912 Apr 23.
- 136 Ebd., 1912 Apr 23, Tiefbauamt

- (Buhle) an Stadtrat.
- 137 Wie Anm. 114. Im Angebot Brenzingers ist nur von „*Vasen [...] vom Bildhauer überarbeitet, einschließlich der Modellkosten*“ die Rede.
- 138 Das war Meckel sehr wichtig: „*Alle vier Gruppen sollen mit der Brücke und den Postamenten, auf welchen sie stehen, ein grosses ungeteiltes Ganzes bilden. Sie sollen gleichsam aus dem Boden, aus dem sich die Brücke hinüberschwingt an das andere Ufer, herauswachsen. Deshalb sind die Gruppen unmittelbar aus den Postamenten herausgearbeitet. Sie sind nicht mit einer Plinte aufgesetzt, sondern gewachsen aus denen zu ihnen gehörenden Unterbauten. Ganz verfehlt scheint es mir, die Gruppen aus einem anderen Material wie die Brücke und die Postamente zu bilden. Die gleiche Struktur, die gleiche Arbeit wie an der gesamten Brücke sollen auch sie zeigen*“, wie Anm. 52, Meckel an Tiefbauamt, 1912 Jul 8.
- 139 OLIVER DIESKAU: Freiburg à la grecque. Vasomanie, in: Skulptur in Freiburg (wie Anm. 133), S. 142–144, 203, hier 144.
- 140 Wie Anm. 52, Meckel an Tiefbauamt, 1912 Jul 8. 11 Jahre zuvor hatte Meckel noch die Neugotik als deutschen Nationalstil ausgegeben, vgl. Haupt (wie Anm. 100), S. 99–101.
- 141 FRIEDLAENDER (wie Anm. 49), S. 155.
- 142 FIGIEL, Jugendstil (wie Anm. 34), S. 195.
- 143 Rechnung 1913 (wie Anm. 110), S. 290 f.
- 144 Bspw. ebd. S. 301 und Beilagen.
- 145 Ebd. S. 301 f. Die Aufstellung ergibt eine Summe von 100.433,05 Mark. Der Gemeinderechner hat sich also um 2.000 Mark verrechnet, sodass die Deckung durch den Holztrieb um diese Summe hätte verringert werden können.
- 146 HAUGER (wie Anm. 2), S. 121, 205 f., 252.
- 147 LORENZ HONOLD: Karl Merz – der Maler der Baar, in: Ekkhart (1981) S. 57–61 und in: Almanach Schwarzwald-Baar-Kreis 5 (1981) S. 138–140; ANDREAS ZOLLER: Karl Merz (1890–1970) zum 100. Geburtstag. Eine Ausstellung der Stadt Donaueschingen, Donaueschingen 1990.
- 148 WABW, Best. 189 Bü. 68: Berechnung von N. Burkardt, 1913 Mai 21, Randbemerkung: „*Gehweg fällt weg!*“
- 149 Wie Anm. 6, 1929 Feb 14 und Mrz 2.
- 150 Schwarzwälder Bote Donaueschingen, 19.09.1978.
- 151 „*Gerade die wichtige Ansicht aus Donaueschingen kommend wäre beeinträchtigt.*“ Stadtbauamt Donaueschingen (H. Bunse) an Straßenbauamt Donaueschingen, 1988 Apr 27, Akte Ortsverwaltung Wolterdingen.
- 152 Pressemitteilung des Regierungspräsidiums Freiburg, 11.04.2013.
- 153 ANITA REICHART: Hitzige Debatte: Wolterdinger Bregbrücke soll abgerissen werden, in: Südkurier Donaueschingen, 2.11.2018.
- 154 ANITA REICHART: Pseudonym Gelbweste Nepomuk gelüftet. Hubert Mauz für Brückenaktion in Wolterdingen verantwortlich, in: Südkurier Donaueschingen, 2.01.2019.
- 155 SPANGENBERG (wie Anm. 55), S. 386 Tab. A: Von der Brücke blieb lediglich eine Kartusche mit der Jahreszahl 1912 in der Holzkirchener Straße in Weyarn erhalten. Bayerischer Denkmatalas 2.0, Akten-Nr. D-1-82-137-1 < <https://geoportal.bayern.de/denkmatalas/searchResult.html?koid=18597&objtyp=bau&top=1#> > letzter Aufruf am 12.12.2021.
- 156 VETTER (wie Anm. 55), S. 260.
- 157 ZILS (wie Anm. 133), S. 29.

Frühe Stromgewinnung im Hintervillinger Raum: Das Kraftwerk Roth in Fischbach 1911–1928

von JOACHIM STURM

Das ausgehende 19. und beginnende 20. Jahrhundert war auch im Hintervillinger Raum, ganz wie im Gebiet des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises und darüber hinaus, eine Zeit des Aufbruchs und Vorwärtstastens im Bereich der Elektrizitätsversorgung kleiner Gemeinden. Während auf der Baar und an der jungen Donau erste Wasserkraftwerke schon vor dem Jahr 1900 Strom produzierten, begann die Ära der Elektrizitätsgewinnung in den Städten nahe Fischbach erst rund ein Jahrzehnt später.

1895 wurde Donaueschingen durch das fürstlich fürstenbergische Flusskraftwerk Stallegg (Göschweiler) mit Strom versorgt. 1897 belieferte die EGT (Elektrizitätsgesellschaft Triberg) über ein Filialwerk die Stadt St. Georgen.¹ Seit 1883 hatte man in Triberg die Wasserkraft genutzt und mit zwei Bogenlampen den Marktplatz und den Wasserfall beleuchten lassen. Wenige Jahre später lieferten auch städtische oder private Elektrizitätswerke wie in Rottweil (1894), Schwenningen (1902) oder Villingen (1906) ihren jeweiligen Städten diese Energie. Eine gemeindliche Vorreiterrolle spielte auch Mundelfingen im Bezirksamt Donaueschingen, das nach Erwerb der Wasserrechte der Burgmühle und Neubau 1905 der Wasser- und Stromversorgung an der Gauchach ab 1907 eigenen Strom produzierte.²

Der ländliche Raum war dabei jedoch insgesamt im Hintertreffen. Zu weit lagen gerade im Schwarzwald die Höfe auseinander, um den ab 1891 aufkommenden Drehstrom für größere Entfernungen kostenverträglich und mit Versorgungssicherheit zu garantieren. Nicht wenige Bauern, durch deren Land Bäche führten und die zudem oft schon eine Mahlmühle (wie zum Beispiel die Kobismühle in Oberkirnach) besaßen, schlossen daher einen Dynamo an das Wasserrad an oder stauten das Bachwasser, um eine kleine Turbine zu betreiben. Denn vor allem strombetriebene landwirtschaftliche Maschinen, die rasch das Land eroberten, boten eine große Erleichterung und Arbeitersparnis. Sie einzusetzen war daher das Ziel auf vielen Höfen.

In Dörfern, die abseits der ersten Hochspannungstrassen, jedoch an größeren Bächen lagen, schlug daher zunächst einmal die Stunde der Mühlen- und Sägewerksbesitzer. Sie versuchten sich in den Jahren von etwa 1890 bis 1920 als lokale Stromversorgungsunternehmen, und dies umso mehr, als vielen kleinen Gemeinden die nötige Finanzkraft und wohl auch Entschlussfreude zum Aufbau

einer eigenen Straßenbeleuchtung und eines Ortsnetzes fehlten. Vorreiter dieser privatwirtschaftlichen Versorgung auf der Baar scheint die Mühle in Neudingen gewesen zu sein, die ab 1890 die Wasserkraft der jungen Donau zur Stromproduktion nutzte.³

Dies galt auch für Fischbach (heute Teilort von Niedereschach) im sogenannten Hintervillinger Raum, das weit abseits bereits bestehender Hochspannungsleitungen lag und dazu noch am Rande des Bezirksamts und an der Landesgrenze zu Württemberg. Im Herbst 1909 ließ hier Sägewerksbesitzer Martin Roth einen Dynamo installieren.⁴ Im April 1910 versorgte er bereits einige nahe gelegene Anwesen mit Gleichstrom, darunter die Kirche, die „in reicher Weise mit elektrischen Lampen ausgestattet ist.“⁵ Auch die Stromzuführung zu den angeschlossenen Privatgebäuden hatte er veranlasst. 1912 baute er das Netz und die Anlage weiter aus und schloss weitere fünf Gebäude in Sinkingen an.⁶ 1913 gab es dann noch einmal eine kleine Netzerweiterung hinter der dortigen Kapelle.

Obwohl vorgesetzte technische Behörden der Gemeinde vor 1910 noch signalisiert hatten, dass mit einem Anschluss an das Kraftwerk Laufenburg aufgrund der Abgelegenheit und der geringen Einwohnerzahl nicht gerechnet werden könne, blieb die Kommune gegenüber dem Roth'schen Unternehmen auf Distanz, zumal das Bezirksamt bereits seit Beginn vor einem Vertragsabschluss gewarnt hatte.



Mühle Roth in Fischbach, Lageplan 1913/14. Blau eingezeichnet sind die vom „Elektrizitätswerk“ ausgehenden Kabelleitungen für die Stromversorgung des Dorfs.

Vorlage und Reproduktion: KrA SBK, Best. A7 Nr. 5462.

Inzwischen hatte Roth auch den Strompreis kalkuliert und verlangte von den mit 20-Jahresverträgen an sich Gebundenen immerhin beachtliche 40 Pfennig pro Kilowattstunde. Um Schwankungen in der Stromlieferung, insbesondere in Perioden der Trockenheit, auszugleichen, ließ er auch eine Dampflokomobile aufstellen. Insgesamt standen ihm nun eine Wasserkraftanlage mit 50 PS und eine Dampfreserve mit 31 PS zur Verfügung.⁷ Mit Kohle befeuert, musste sie einspringen, wenn nicht genügend Wasserkraft zur Stromgewinnung vorhanden war. 1914 waren 35 Lichtenanlagen, das heißt Häuser, und 28 Motoren zum Betrieb durchgängig landwirtschaftlicher Maschinen angeschlossen. Der etwas südwestlich über dem Fischbacher Ortsende gelegene Zinken Pfaffenberg wurde schließlich 1919 in das Netz integriert. Nun mussten 400 Lampen und 40 Motoren mit Strom versorgt werden. Der neu berechnete Strompreis betrug jetzt 35 Pfennig pro Kilowattstunde.

Kurz danach geriet Roth in eine Stromerzeugungskrise. Anhaltende Trockenheit und die Kohlenknappheit der unmittelbaren Nachkriegszeit beschworen einen bevorstehenden Stromausfall herauf. Eine nervenaufreibende Verhandlung mit Bürgermeister Stamm von St. Georgen, dem Vorsitzenden der Bezirkskohlenstelle, begann. Roth erhielt am Ende einen Bezugsschein unter der Bedingung, dass sein bisheriger Kohlenlieferant Heinrich Mann aus Rottweil den Güterwagen nach der Station Peterzell-Königsfeld adressiert und dass ein Teil der Kohlen an das Mangel leidende Königsfeld abgegeben werden.⁸

Obwohl ein erster Vertrag am 23. Oktober 1913 von der Gemeindeversammlung abgelehnt worden war⁹, hatte das Kraftwerk Laufenburg mit der Gemeinde zur gleichen Zeit Kontakt aufgenommen und bot erneut einen Normvertrag A zum Strombezug an. Doch winkte diese ab, da schon zu viele Anwesen bei Roth angeschlossen seien und es zudem schien, als seien die laufenden und einmaligen Kosten geringer. Dies war ein Irrtum, denn während Roth sich für die Einrichtung eines 3-PS-Motors 450 Reichsmark (RM) bezahlen ließ, verlangte der Strombezugsverband Villingen, über den der Laufenburger Strom verteilt wurde, lediglich 135 RM. Die Darlegung des Sachverhalts durch den Bezirksamtmann zusammen mit Bezirksrat Hauser zauberte „in [die] *Gesichter der Gemeinderäte manch bedenkliche Miene*“, zumal auch das bei der Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln einzuholende Gutachten nicht vorlag und damit keine Aussage zur Güte der Roth'schen Versorgung getroffen werden konnte.

Das Kriegsende und die Mangelwirtschaft schufen dem inzwischen an den Sohn, Josef Roth, übergebenen Werk keine Atempause. Schon seit Ende November 1920 waren bis auf wenige Ausnahmen alle Privatgebäude in Fischbach und Sinkingen angeschlossen und hingen damit von der Roth'schen Stromversorgung ab. Die dadurch nochmals gestiegene Nachfrage nach elektrischer Energie und eine unregelmäßige Stromgewinnung wegen schlechten Wasserstands zwangen mit bezirksamtlicher Genehmigung ab Herbst 1921 zu scharfer Rationierung. Vormittags zwischen 10 und 12 Uhr durften nur jeweils 8 Motoren in Betrieb genommen werden, da der Rest des Tages dem Laden des Akku-

mulators diente, um die inzwischen gemeindlich organisierte Straßenbeleuchtung zu garantieren. Seine zuletzt installierte Gleichstrom-Dynamomaschine (230/300 Volt, 50/36 Ampere) wurde von einer maximal 14,5 PS liefernden Wasserturbine angetrieben, die Lokomobile setzte zusätzlich eine Gleichstrom-Dynamomaschine von 220 Volt und 35 Ampere¹⁰ in Bewegung. Als Stromspeicher diente die Akkumulatorbatterie mit 120 Zellen und einer Kapazität von 94 Amperestunden bei dreistündiger Entladung. Angeschlossen waren insgesamt 41 Motoren mit einer Gesamtkapazität von 100 PS und etwa 440 Glühlampen. Der Preis war wegen beginnender Inflation nun auf 1,60 RM pro Kilowattstunde für Kraft und Licht gestiegen.

1921 beschloss Roth deshalb eine weitere, 24-PS-starke neue Turbine unterhalb seines Mühlenneubaus mit zwei Wasserrädern¹¹ einzulassen, nachdem die 20-PS-Dampfmaschine im expandierenden Netz keine Entlastung gebracht hatte.

Auch ein neuer Zuleitungskanal durch die umliegenden Wiesen sollte hergestellt werden, was gleich zu Beginn schwierige Verhandlungen mit dem einen Verkauf ablehnenden Nachbargrundstücksbesitzer Johann Link nach sich zog.¹² Zu einem Baubeginn scheint es dann aber doch nicht mehr gekommen zu sein. Bei der Korrektur des Gemeindeverbindungsweges von Fischbach nach Weiler im Jahr 1925 mit immerhin einer Steigung von 13 % zum Ortsausgang hin war von einem parallel verlaufenden Kanal keine Rede.¹³



Früheste Aufnahme kurz nach 1909. Links vom Hofgebäude das „Elektrizitätswerk“, von dessen Giebel die Freileitungen zur Stromversorgung ausgehen. Foto: Familienarchiv Roth.

Trotz einer Turbine der neuesten Art und einer modernen, mit Hackschnitzeln befeuerten Dampfmaschine gelang es nicht, den Energiehunger des Dorfes zu stillen. Alle Investitionen blieben vergeblich und zudem zeichneten sich erneute Preiserhöhungen ab. So geriet Roth mit seinem Unternehmen im Folgenden rasch an die Grenzen der Leistungsfähigkeit und die gesamte Anlage erwies sich als „*unzulänglich*“.¹⁴ Zugleich beschwor er eine zwei Jahre währende scharfe Diskussion herauf, ob und wie die Gemeinde die Stromversorgung stärken oder gar übernehmen solle. Die Würfel fielen 1922 dann zu seinen Ungunsten. Versuche der Stabilisierung des Stromkundenkreises durch unwahre Behauptungen Ende 1922 wirkten wie eine Trotzreaktion entgegen aller Einsicht, dass neue technische Normen, gesetzliche Vorgaben und ein Ausbau der Leistung selbst finanziell potentere Unternehmen überfordert hätten.

Am 27. April 1923 machte der Bürgerausschuss der schwächelnden lokalen Stromgewinnung ein Ende und beschloss den Ankauf des Roth'schen Leitungsnetzes, nachdem der Anschluss an das E-Werk Rottweil (Kunstmühle und E-Werk Gebr. Lang) und der Übergang zu Drehstrom bereits zum 30. Januar erfolgt war¹⁵. Kurz zuvor hatte man im Hinblick auf die neue Versorgung ein Transformatorienhaus in der Nähe des Rathauses errichtet.¹⁶ Dies veranlasste den Beamten im Bezirksamt, der den Vertrag prüfte, zu dem säuerlichen Randvermerk „*Elektrische Eroberung Badens durch Württemberg*“.¹⁷

Das nach einem Brand im Jahr 1926 vollständig zerstörte Mühlen-, Wohn- und Ökonomiegebäude scheint trotz des feststellbaren Vorhandenseins zweier Wasserräder nicht noch einmal zur Stromgewinnung eingerichtet worden zu sein.¹⁸ Ein Anlagenteil allerdings könnte noch intakt gewesen sein, denn von einer vom Sägewerk nach außen gehenden (kommerziellen) Stromversorgung liest man 1928 zum letzten Mal. Der nahe gelegenen kleinen Metallwarenfabrik von Johann Gaum hatte die Gemeinde wegen Zahlungsrückständen den Strom abgedreht, so dass Gaum künftig von Roth elektrische Energie beziehen wollte. Ob es dann wirklich zum Anschluss und zur Energielieferung kam, ist nicht mehr festzustellen. Es ist dies zu bezweifeln, denn trotz mehrfacher Aufforderungen durch das Bezirksamt 1929 und 1930 kam Roth der Entfernung eines Wurzelstocks im Bachbett und der Uferbefestigung nur unwillig und verzögernd nach.¹⁹

Im Jahr 1931 fand man bei der Bachschau einen unzulässigen, nicht beseitigten Uferanbruch. Dies deutet darauf hin, dass Roth an einer Instandhaltung kein Interesse mehr hatte, da er keinen Strom zum Verkauf mehr produzierte und eine Stromproduktion wohl nicht mehr beabsichtigt war. Auch in den Folgejahren bis 1945 finden sich im Mühlenbereich des Fischbachs immer wieder einmal Bachanlandungen, Ausbrüche und Verwachsungen. Einer kontinuierlichen berechenbaren Wasserversorgung der Dynamos zur Wiederaufnahme der Produktion wäre dies abträglich gewesen.²⁰

So geriet das Kraftwerk Roth als einstiger Stromlieferant schließlich in Vergessenheit.

Gründe des Scheiterns: Technik und Wirtschaft

Roths Energiegewinnung war zum Zeitpunkt der Betriebsaufnahme eine bereits längere Jahre in der Region bewährte Technik. Schon im Jahr 1891 war in die Mühle in Neudingen eine Turbine eingebaut worden, die 20 Jahre lang Strom lieferte und sogar später noch einmal durch eine Francis-Turbine erweitert wurde.²¹ Um 1900 hatte man ein elektrisches Kraftwerk in der Walke (Walkmühle) bei Villingen installiert, das Strom in das Hotel Kirneck und das Waldhotel lieferte und im Jahr 1907 nachweisbar 21 kWh auch ins Villingener Stromnetz einspeiste.

Das Scheitern des Fischbacher Stromwerks Roth war daher keine Frage einer neuen, wenig erprobten Technik, sondern einer auch bei anderen regionalen Kleinanbietern feststellbaren strukturellen Schwäche. Eine starke wirtschaftliche und landwirtschaftliche Entwicklung in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg bewirkte einen ständig steigenden Energiehunger. Hier konnten die Privatkraftwerke trotz Nachrüstungen und Aufrüstungen wie beispielsweise bei Roth mit einer Lokomobile oder neuen, leistungsfähigeren Turbinen nicht genügend Strom liefern. Private expandierende und maschinenintensive Betriebe wie zum Beispiel die Fürstenberg-Brauerei in Donaueschingen²² oder die Uhrenfabrik Jerger in Niedereschach suchten diesen Mangel durch Aufstellung von eigenen Lokomobilen zur Stromerzeugung auszugleichen. Trotz allem erwiesen sich diese Maßnahmen als ungenügend und im Vergleich zu Großversorgern wie dem Kraftwerk Laufenburg als zu kostenintensiv und daher nicht konkurrenzfähig.

Hohe Wartungs- und Instandhaltungskosten, verbunden mit Personalkosten und teilweise schwieriger Brennstoffbeschaffung in Kriegs- und Nachkriegszeit, läuteten das Ende ein. So wirken Roths Versuche einer Stabilisierung der Stromversorgung und der Steigerung von Effizienz und Ausbeute wie ein Handeln entgegen aller Einsicht, dass die Einhaltung stets neuer technischer Normen und der rasche Ausbau der Leistung selbst finanziell potentere Unternehmen (E-Werke) in der wirtschaftlichen Krisenzeit nach 1918 an ihre Grenzen brachten.

Erschwerend kam für Roth von Anfang an hinzu, dass er weder von korrekter elektrischer Installation noch von bestehenden Vorschriften Kenntnis besaß oder diese bewusst ignorierte. 1910 wurde er vom Bezirksamt bestraft, da er mit seinen schräg über den Kreisweg Nr. 17 geführten 2 x 220 V-Leitungen eigenmächtig, das heißt ohne vorherige Genehmigung und ohne Einhaltung inzwischen festgelegter Standards, öffentliche Wege überquerte.

Allein schon die aufgrund zu großer Distanz bemängelten, jeweils 75 Meter auseinander stehenden Masten zeugen von einem Versuch, den Aufwand möglichst gering zu halten. Haftungsrechtlich relevante Gefährdungen durch seine Billigstinstallationen schien er dabei bewusst ignoriert oder für vernachlässigbar gehalten zu haben. Die Rechnung kam 1918, als sich am 5. Mai die Lichtleitung auf die Telegraphenleitung senkte. Der Starkstrom ließ die Leitung schmelzen und sämtliche Sicherungen durchbrennen. Der Fernsprechkverkehr zwischen den Telegraphenstationen Niedereschach, Kappel, Schabenhäusern und Erdmannsweiler fiel aus. Die Reparaturkosten in Höhe von 17,08 RM waren jedoch bescheiden

und eher ein Warnschuss. Anschließend musste er nachweisen, den Schutzvorkehrungen bei Näherung von Fernsprechleitungen nachgekommen zu sein.

Ebenfalls im Jahr 1912, bei der Weiterführung des Anschlusses nach Sinkingen, wurde der Kreisweg 33 ohne Einwilligung der Behörde gequert.²³ Die stichprobenweise von den technischen Beamten des Bezirksamts besichtigten Anwesen, die von Roth mit Strom versorgt wurden, hinterließen den Eindruck, dass „*die Installation der Motoren und Transmissionen keine meistermäßige*“ sei. Eine Sachverständigenprüfung wurde angeordnet, obwohl es bereits zu diesem Zeitpunkt dem Bezirksamtsmann bei der Ortsbereisung schwante, dass „*die Anlage nicht von langer Dauer*“ sein würde. Der Vorläufer des TÜV, seit 1883 als Badische Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln firmierend, musste 1914 zudem in fast allen Privatanwesen Sicherheitsmängel, „*hauptsächlich Probleme bei der Isolierung*“, monieren.

Das augenscheinliche Provisorium schien auch dadurch bedingt, dass Roth die ihm bei der Installation zur Seite stehenden Personen zu höchster Kostenvermeidung bei Material und Aufbau anhielt. Neben seinem Sohn Josef beschäftigte er noch den Schwenninger Elektriker Robert Pfäffle. Ersterem war ein dreiwöchiger Unterricht im Bergmannswerk Stuttgart zuteil geworden, doch scheint fraglich, ob er daraus genügend Wissen und Können für das väterliche Elektrizitätswerk heimbrachte.²⁴ Und Pfäffle, der die Anlage ausgesucht hatte, scheiterte wohl an der Vorgabe, mit billigsten Materialien und größter Ersparnis bei großzügigster Auslegung staatlicher elektrotechnischer Vorgaben ein ausbaufähiges, solides Stromnetz zu errichten und zu unterhalten.

Diese amateurhafte Einrichtung des Netzes ab 1910 mit zahlreichen „*teils erheblichen Mängeln bei den Hausinstallationen*“²⁵ wurde erst nach Übernahme durch das E-Werk Rottweil nach und nach korrigiert. Auch von einer Umsetzung neuer Vorschriften der Elektrotechnik in den letzten Jahren des Bestehens konnte keine Rede mehr sein.

Der komplette Neubau des Wohn- und Wirtschaftsgebäudes 1920 scheint dabei der letzte Versuch einer wirtschaftlicheren Stromerzeugung und zugleich Effizienzsteigerung des Drei-Sparten-Unternehmens Roth – Mühle, Sägewerk, Stromgewinnung – zur Erhöhung der Einnahmen gewesen zu sein. Von welcher finanzieller Schwäche auch dieses Unterfangen begleitet war, zeigt Roths sechsjährige Weigerung, den baurechtlich vorgeschriebenen rauchfreien Zugang zur Mädchenkammer seiner beiden Schwestern zu bewerkstelligen, hätte dieser doch weitere Kosten verursacht.²⁶

Das neue Gebäudeensemble brannte 1926 unter ungeklärten Umständen völlig nieder. Der von dem bekannten Villinger Architekten Karl Drissner geleitete Wiederaufbau stockte schon 1927 aus Geldgründen und der Bau blieb jahrelang unvollendet und dann weitgehend ungenutzt.²⁷ Dies erscheint wie der Zusammensturz des von Anbeginn an schwachen Finanzgerüsts und eines provisorisch anmutenden technischen Auf- und Ausbaus, obwohl das Stromwerk doch in einer wirtschaftlichen Blütezeit errichtet worden war.

Lokal- und regionalpolitische Komponente

Nahezu gleichzeitig mit der Einrichtung privater kleiner Stromversorgungsunternehmen wie demjenigen Roths war jedoch auch der Bezirksrat in Sachen Elektrizitätsversorgung aktiv geworden. Eine entsprechende badische Rahmengesetzgebung ab 1913 hatte einen Strombezugsverband Villingen unter Führung des Bezirksamts hervorgebracht, der auf eine Versorgung möglichst vieler Bezirksgemeinden abzielte und zugleich mit den Großproduzenten wie dem Kraftwerk Laufenburg in Kontakt trat. Die von letzterem bei Lieferung, Ausbau des Netzes und Unterhalt gewährten Konditionen waren äußerst günstig und zielten wohl auch auf die Elimination der lokalen Kleinstkraftwerke. Die im Bezirk wie auch andernorts bestehende politische Hinwendung zu Großversorgern und die technische wie finanzielle Schwäche von Roth gab diesem keine reelle Chance, zumal man allgemein schon rasch nach 1918 die Wasserkräfte im Schwarzwald als zu gering zur Sicherstellung der Stromproduktion einstufte. So läuteten die im Großherzogtum Baden gesetzten wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen, welche Zusammenschlüsse und Großunternehmen unterstützten, das Ende der kleinen, lokalen oder regionalen privaten Stromgewinnung und Stromvermarktung nach dem Ersten Weltkrieg mit ein.

Zu Beginn dieses überregionalen Tauziehens zwischen lokalen und überregionalen großen Stromerzeugern nahm die Gemeinde eine unentschlossene und abwartende Haltung ein. Zwar hatte man die wirtschaftliche Entwicklung Roths 1912 als günstig beurteilt, doch führte dies zunächst nicht zu einer vertraglichen Vereinbarung, zumal auch das Bezirksamt vor einem Abschluss gewarnt hatte. Zugleich hatte die Wasser- und Straßenbaudirektion im März 1912 bereits zum Prinzip erhoben, dass elektrische Energie allen, die dies wollten, zur Verfügung stehen müsse. Dies zu garantieren, sei zudem eine öffentliche Aufgabe und könne nur durch einen Vertrag zwischen dem E-Werk und der Gemeinde gesichert werden.

Die Direktion stieß mit diesem Ansinnen in Fischbach allerdings angesichts der zu erwartenden hohen öffentlichen Kosten auf taube Ohren und bestand bereits ein Jahr später angesichts der geringen Stromerzeugung und der weiterhin ablehnenden Haltung der Gemeinde nicht mehr auf Erfüllung. Die von den unterschiedlichen Akteuren bedrängte Gemeinde, die zwischen lokaler und überregionaler Stromerzeugung entscheiden sollte, verharrte schließlich in einer abwartenden Haltung und Nichtstun bis über das Kriegsende hinaus.

Am Ende gelang es Roth nicht, den Gemeinderat von seiner lokalen Lösung zu überzeugen. 1921 tat sich ein tiefer Graben zwischen Befürwortern und Gegnern einer lokalen Stromversorgung auf. Der Gemeinde, die auf bessere und stabilere Versorgung drängte, schlug Roth vor, mit gemeindlicher finanzieller Unterstützung eine weitere 24-PS-Turbine zu beschaffen. Auch wolle er einen größeren Akkumulator kaufen. Dazu solle die Gemeinde sein Leitungsnetz kaufen, damit er mit dem Erlös das Werk weiter ausbauen könne.

Die Befürworter einer überregionalen Lösung hingegen dachten unter anderem an eine völlige Neuerrichtung des Ortsnetzes samt Trafostationen und wollten mit einer 15-kV-Leitung Strom vom Kraftwerk Laufenburg beziehen. Es entstand ein erbitterter Streit über das Für und Wider, der sogar in der Regionalpresse ausgetragen wurde. Einem befürwortenden Artikel im Villingener Volksblatt folgte sogleich eine geharnischte Antwort in Form eines Leserbriefes, welcher die Gegenposition bezog und eine lokale Versorgung für sicherer hielt.²⁸

In den letzten Monaten des Jahres 1921 gewannen dann die Befürworter einer regionalen und auch einer überregionalen Lösung die Oberhand. Unterstützend war dabei, dass sich auf dem Gebiet des Bezirksrats Villingen eine rasche und weitgehende Integration in das südbadische Stromversorgungsnetz und darüber hinaus abzeichnete und Roths Vorschläge nicht mehr in Betracht gezogen wurden. Ein Lösungsvorschlag, zuletzt der Wasser- und Straßenbauinspektion Donaueschingen Anfang September 1921, einen neuen Kanal vom Abhang der Schramberger Straße her zu graben anstatt unterhalb der neu geplanten Turbine, wurde denn auch vom Gemeinderat verworfen.²⁹ Man optierte für die Aufnahme von Verhandlungen mit Laufenburg, nahm jedoch kurz darauf Anfang Dezember auch Gespräche mit dem Elektrizitätswerk Rottweil auf mit dem Ziel der Erstellung eines ersten summarischen Projekts.

Im Frühjahr verlor das Bezirksamt ob der gemeindlichen Entschluslosigkeit die Geduld. Am 6. April 1922 wurde Fischbach zur Pflicht gemacht, endlich



Das Hauptgebäude um 1925. Foto: Familienarchiv Roth.

Klarheit zu schaffen. Die Waage neigte sich nach Rottweil. Selbst als das E-Werk wegen der Inflation die Kosten noch einmal nach oben korrigieren musste, ging alles ganz schnell, zumal die Badische Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln den Preis als sehr günstig beurteilte. Die Bürgerversammlung sprach sich am 19. Mai für die Rottweiler Lösung aus. Roth musste das Leitungsnetz an die Gemeinde verkaufen und sich verpflichten, alle Stromlieferverträge bis zum Beginn der projektierten Rottweiler Stromlieferung zum 30. Januar 1923 zu lösen.

Versuche Roths, das Abkommen zu hintertreiben, um im Stromgeschäft zu bleiben, schlugen noch einmal kommunalpolitische Wellen. Durch seine Behauptung, dass er weiterhin Strom liefere, suchte er Bürger zum Abschluss eines Vertrags zu überreden,³⁰ und es gelang ihm zudem bei Teilen der Bevölkerung, zunächst eine Zurückhaltung gegenüber Rottweil zu schaffen.

Angesichts dieser Zuspitzung sah sich der Gemeinderat sogar veranlasst, durch die Wasser- und Straßenbauinspektion eine Aussprache zwischen Roth und dem Gemeinderat moderieren zu lassen.

Zuletzt verwickelte sich Roth gar in ein juristisches Rückzugsgefecht mit dem Argument, etwaige Schadenersatzansprüche seiner Stromkunden zu verhindern. Der von Rechtsanwalt Spitznagel in Villingen geführte Prozess verhinderte die Übernahme des Kundenstammes durch die Gemeinde nicht und verursachte nur weitere Kosten bei der Abwicklung. Noch einmal Kosten verursachte die Forderung an die Gemeinde im Jahr 1925, den letzten Teil der Kaufsumme zu entrichten. In der von Rechtsanwalt Schloß vor dem Villinger Amtsgericht am 18. November 1925 begleiteten Güteverhandlung bekam er Recht. Damit war die Episode des Kraftwerks Roth endgültig abgeschlossen.

Kommunalpolitisch gesehen hatte Roth die Spaltung der Gemeinde vertieft und sich regionalpolitisch verrannt, da er die Zeichen der Zeit nicht erkannt hatte. Angesichts der Forderung der öffentlichen Hand nach einer stabilen Stromversorgung der Bevölkerung und Wirtschaft und deren Durchsetzung war an einen Erfolg nicht mehr zu denken. Die Präferenz des Staates für Großversorger und Zusammenschlüsse, begleitet von immer komplexer werdenden gesetzlichen und technischen Vorgaben zu Sicherheit und Störungsresistenz, taten ein Übriges.

Bis heute sind im Landkreis noch und wieder Wasser(kleinst)kraftwerke mit wechselndem Erfolg, jedoch effizienterer Technik in Betrieb. Dabei wird wie bei der Hüfinger Stadtmühle ein Wasserrad mit Dynamo betrieben, Turbinen eingesetzt wie beim Wasserkraftwerk Zwick in Wolterdingen oder der Elektrizitätserzeugung für Bräunlingen und Vöhrenbach an den Talsperren des Brändbachs und der Linach. Eine Besonderheit und bisher ein Einzelfall stellt die Wasserschnecke in Bräunlingen dar.³¹

Soweit diese Anlagen funktionieren und permanent Strom liefern, ergibt sich für die Politik die Aufgabe, eine Antwort zu liefern auf die Frage nach einer neuen, dezentralen Energiegewinnung. Die einstige Anlage des Sägewerksbesitzers Martin Roth in Fischbach dient hier als Lehrstück.



Autor

Dr. phil. JOACHIM STURM

Studium der Geschichte und Germanistik, Promotion zum Thema Bürgerliche Absolutismuskritik vor 1789 in der Reiseliteratur. Archivar in Frankfurt a. M. und Lehr, 1988–2016 Kreisarchivar des Schwarzwald-Baar-Kreises. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Kreis- und Ortsgeschichte. Lebt in Niedereschach (siehe auch *Schriften der Baar*, Band 57, 2014, S. 107).

joa.sturm@t-online.de

Anmerkungen

Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis
(im Folgenden: KrA SBK)

- 1 RUDOLF FLEIG: Elektrizitätsversorgung im Schwarzwald: Porträt der EGT Elektrizitätsgesellschaft Triberg GmbH. In: LANDRATSAMT SCHWARZWALD-BAAR-KREIS: Almanach 6 (1982), S. 77–79.
- 2 HARALD KETTERER: Strom für Mundelfingen – die Elektrifizierung eines Dorfes auf der Baar. In: *Schriften der Baar*, Band 63 (2020), S. 93–118.
- 3 Umfassend dazu: HUGO OTT und THOMAS HERZIG unter Mitarbeit von RUDI ALLGAIER und PHILIPP FEHRENBACH: Elektrizitätsversorgung von Baden, Württemberg und Hohenzollern 1913/14. In: *Historischer Atlas von Baden-Württemberg: Erläuterungen*, Beiwort zur Karte 11, 9. Stuttgart 1982.
- 4 Eine erste Darstellung bei ALBERT BANTLE: Die Anfänge der Elektrizitätsversorgung in Fischbach. In: *900 Jahre Fischbach-Sinkingen. Gemeinde Niedereschach 1994*, S. 307–311.
- 5 KrA SBK, A 7/1183: Ortsbereisungen in Fischbach, 1888–1933.
- 6 KrA SBK, A 7/1214: E-Werk des Müllers Martin Roth in Fischbach und Belieferung des Ortes mit Strom, 1910–1919. Installiert waren in Sinkingen 3 Motoren mit je 3 PS und 37 Kohleladlampen mit 5 bis 6 NK.
- 7 KrA SBK, A 7/1214: E-Werk des Müllers Martin Roth in Fischbach, 1910–1919.
- 8 KrA SBK, A 7/1194: Die Versorgung der Gemeinde Fischbach mit Elektrizität (Stromversorgung), 1913–1932.
- 9 KrA SBK, A7/2997: Einführung der Elektrizität in Fischbach, 1913–1914, darin: Vertragsentwurf mit dem Kraftwerk Laufenburg 1912/13 und Gemeindearchiv Niedereschach, Best. Fischbach 1/4309 u. 4311.
- 10 KrA SBK, A 7/1194: Elektrizitätsversorgung Fischbach, 1913–1932, darin: Bericht der Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln, 27.4.1921.
- 11 KrA SBK, A 7/5462: Geplanter, jedoch nicht vollzogener Neubau eines Wohn- und Ökonomiegebäudes für den Müller (Mühlen- und Sägewerksbesitzer) Martin Roth in Fischbach, Giebelaufbau und Umwidmung der eingebauten Wohnräume in Lageräume, 1920–1926.
- 12 KrA SBK, A 7/1194: Elektrizitätsversorgung Fischbach, 1913–1932. Die wirkliche Leistung muss offen bleiben, da die Gesellschaft zur Überwachung von Dampfkesseln zuvor von einer 16-PS-Lokomobile spricht.
- 13 KrA SBK, A 7/1183: Ortsbereisungen Fischbach, 1888–1933, hier: Ortsbereisung 1925.
- 14 KrA SBK, A 7/1183: Ortsbereisungen Fischbach, 1888–1933, hier: Ortsbereisung 1925.
- 15 KrA SBK, A7/1194: Elektrizitätsversorgung Fischbach, 1913–1932.

- 16 KrA SBK, A7/5582: Errichtung eines Transformatorenhauses (Umspannstation) für die Gemeinde Fischbach, 1922.
- 17 KrA SBK, A 7/1183: Ortsbereisungen Fischbach, 1888–1933, hier: Ortsbereisung 1925.
- 18 KrA SBK, A7/5667: Wiederaufbau des abgebrannten Sägewerks des Mühlen- und Sägewerksbesitzers Josef Roth, 1926, und A 7/5648: Neubau Sägewerk 1926–1945.
- 19 GA Niederschach, Bestand Fischbach 1, 19.101.
- 20 KrA SBK, B 7/2533: Bachschau an Eschach und Fischbach 1931–1950.
- 21 KLAUS KOCH: Historische Wasserkraftanlage in Neudingen: Es klappert die Mühle, doch nur sacht rauscht der Bach. In: LANDRATSAMT SCHWARZWALD-BAAR-KREIS: Almanach 22 (1998), S. 287–291.
- 22 Selbst das FF-Elektrizitätswerk konnte seine Lieferungen nicht erhöhen, siehe CHRISTOPHER DEUTSCH: Des Kaisers Bier. Der Ausbau der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei zur Exportbrauerei. In: HEINRICH FÜRST ZU FÜRSTENBERG/ANDREAS WILTS (Hg.): Max Egon II. zu Fürstenberg – Fürst, Soldat, Mäzen. Thorbecke-Verlag. Ostfildern 2019, S. 333.
- 23 KrA SBK, A 7/1183 Ortsbereisungen Fischbach 1888 ff. Darin auch die folgenden Angaben.
- 24 KrA SBK, A 7/1214 E-Werk des Müllers Martin Roth in Fischbach.
- 25 KrA SBK, A 7/1194. Feststellung bei Übernahme des Netzes 1923 durch E-Werk Rottweil.
- 26 KrA SBK, A7/5462 Neubau Wohn- und Ökonomiegebäude Roth, Fischbach, 1920, Bauakte. Das Ende der Roth'schen Stromerzeugung muss auch innerhalb der Familie zu erheblichen sozialen Spannungen geführt haben. Kurz nach 1926 verließen die beiden Schwestern die elterliche Heimat und traten in ein Kloster ein (ebd.).
- 27 Zu Drissner und der Qualität seiner Bauten siehe GERD JEHL: Stätten der Arbeit, Stätten der Verwaltung, Wohnstätten: Die Industriearchitektur in Villingen und Schwenningen bis 1945 (Hochbauten), Dissertation. Freiburg, 2001, online: <https://freidok.uni-freiburg.de/fedoralobjects/freidok:313/datastreams/FILE1/content>, S. 41 f., 49.
- 28 Siehe Artikel im Villingener Volksblatt vom 29. Juli 1921 und Leserbrief vom 1. August 1921.
- 29 Vorschlag des Regierungsbaumeisters Knauf vom 6. September 1921. In: KrA SBK, A 7/1194.
- 30 KrA SBK, A 7/1194, Feststellung des Gemeinderats Müller und dreier weiterer Räte am 9. Oktober 1922.
- 31 JOACHIM STURM: Eine Schnecke gibt Licht. In: LANDRATSAMT SCHWARZWALD-BAAR-KREIS: Almanach 28 (2004), S. 238–241.

Schülerkarten aus Meßkirch

von ULF WIELANDT

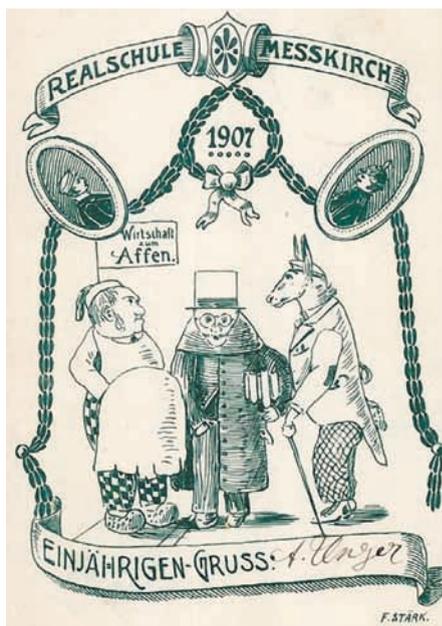
Im April 2016 sind im Band 59 der „Schriften der Baar“¹ vier Schülerkarten der Realschule Meßkirch veröffentlicht worden. Sie stammten aus den Jahren 1919 und 1922 bis 1924. Nun sind zwischenzeitlich weitere zwei Karten aus den Jahren 1907 und 1915 aus Meßkirch aufgetaucht, die im Folgenden kurz vorgestellt werden.

Über die Geschichte der Realschule Meßkirch wurde im oben genannten Beitrag bereits ausführlich berichtet. Für die folgende Darstellung ist jedoch daraus festzuhalten, dass im Schuljahr 1904/1905 die Aufstockung der im September 1894 mit vier Klassen mit Realschullehrplan eröffneten Bürgerschule zur sechsklassigen Realschule begann. Daraus kann gefolgert werden, dass eine die Realschule abschließende Prüfung, das sogenannte „Einjährige“ am Ende der sechsten Realschulklasse, somit in Meßkirch zum ersten Male im Schuljahr 1906/1907 stattgefunden haben könnte.

Es darf deshalb auch vermutet werden, dass die hier abgebildete Einjährigkarte aus dem Jahre 1907 wohl die erste Schülerkarte aus der Realschule Meßkirch sein dürfte.

Sie zeigt unter der jugendstilartigen Girlande mit der Jahreszahl 1907 zwei Miniaturdarstellungen: Oben links ist der bisherige Schüler mit seiner Schülermütze zu erkennen, oben rechts der künftige Rekrut in Uniform und Pickelhaube. Darunter stehen in der Bildmitte drei großformatige Gestalten. Links vermutlich der wohlgenährte Wirt der Wirtschaft „Zum Affen“ – wohl eine Anspielung an das anlässlich des bestandenen Examens zu erwartende oder bereits stattgefundene Generalbesäufnis – daher der Affe.

Bei der mit Büchern unter dem Arm beladenen Gestalt in der Mitte könnte es sich um eine Lehrkraft der Schule handeln, während sich rechts der Absolvent der Schule interessanter-



weise als „Mulus“ darstellt, eigentlich eine dem Abiturienten vorbehaltene Bildfigur. Der einvernehmliche Blickkontakt zwischen dem Wirt und dem Absolventen lässt auf ein zünftiges Feiern im genannten Lokal schließen.

Ein direkter Bezug zur Schule selbst oder zum Schulort ist – außer der Namensnennung „Realschule Messkirch“ – nicht vorhanden. Auch wird die weitere Zukunft des Absolventen lediglich in dem vorgestellten Medaillon als einjähriger Rekrut deutlich. Im Mittelpunkt der Aussage scheint das Feiern des erfolgreichen Erreichens des „Einjährigen“ zu stehen.

Als Autor der sehr symmetrisch aufgebauten und recht originellen, von A. Unger versandten Grußkarte zeichnet rechts unten F. Stärk. Die Karte ist an Erwin Westermann in Sasbach adressiert. Im Telegrammstil schreibt A. Unger auf der Vorderseite dazu:

Die Prüfung gut bestanden. Alle sind durchgekommen. Vergnügte Ferien. Wie ist es bei Euch allen abgelaufen? In Offenburg sind 7, wie ich gehört habe, durchgeplumst. Habt Ihr noch keine Nachricht von Fritz? Herzlichen Gruß A. Unger,

wobei der Buchstabe „ß“ bei „Gruß“ damals anders geschrieben wurde als heute üblich.

Vermutlich im 1. Kriegsjahr 1915 signalisiert die Abschlussklasse der Realschule Meßkirch ihr Bestehen mit einer dem Zeitgeist eines vaterländischen Patriotismus entsprechenden schlichten, aber politisch eindeutigen Aussage durch die an einem fiktiven Mast wehenden beiden Fahnen: unten die schwarz-weiß-rote Flagge des Deutschen Reichs, darüber die Kriegsflagge des Deutschen Reichs.² Eindeutig tritt hier mit dieser Mitteilung der persönliche Erfolg zugun-



Schülerkarten aus Meßkirch

ten des nationalen Bewusstseins in den Hintergrund, die Karte ist somit als „nationales Bekenntnis“³ zu sehen.

Auch hier wird sowohl bei „Gruß“ als auch bei „Meßkirch“ eine Schreibweise für „ß“ verwendet, die heute nicht mehr üblich ist.

Mit diesen beiden zusätzlichen Karten – die zweite Karte ist nicht gelaufen, von daher ist die Jahresangabe nicht restlos gesichert⁴ – ist eine, wenn auch nur kleine Ergänzung dieses Schülerbrauchs aus der Realschule Meßkirchs möglich – vielleicht bringt die Zeit noch weitere Ergänzungen zu Tage.

Verglichen mit den übrigen bekannten Schülerkarten derselben Schule zeigt sich ein interessantes Wechselspiel, was die Bedeutung des „Einjährigen“ für die Absolventen anbelangt. So steht in einigen Karten das Feiern des freudigen Ereignisses selbst, in anderen eine die persönliche Zukunft betreffende Entscheidung im Mittelpunkt. Und wiederum bei einigen ist es die politische Aktualität, die die Kernaussage der Karte kennzeichnet.





Autor

Dr. phil. ULF WIELANDT

Schulzeit in Donaueschingen,
bis 2004 Gymnasiallehrer in Rottweil
(siehe auch *Schriften der Baar*, Band 61,
2018, S. 79).

Friedlandstraße 46
78628 Rottweil
ulf.wielandt@googlemail.com

Anmerkungen

- 1 ULF WIELANDT: Schülerkarten der Realschule Meßkirch. In: *Schriften der Baar*, Band 59 (2016), S. 67–72.
- 2 Vgl. *Wappenfibel. Handbuch der Heraldik*, Neustadt an der Aisch 1991, S. 223.



- 3 Vgl. WILHELM STÖCKLE: *Deutsche Ansichten*. München 1982, S. 7. – Auch DERS.: *Das deutsche Kaiserreich. Ansichtskarten und Texte aus der wilhelminischen Zeit 1888–1918*. Stuttgart 1985.
- 4 Eine im Internet-Handel angebotene Karte gleichen Aussehens wird mit der Jahresangabe 1915 beworben, was sich möglicherweise aus Datumsangaben der (nicht einseharen) Vorderseite ergibt.

Die Freiwillige Feuerwehr Unterkirnach während des Nationalsozialismus¹

von KLAUS MAIWALD

„Die Feuerwehr ist eine gemeinnützige, der Nächstenhilfe dienende Einrichtung der Gemeinde [...]. Sie ist in ihrer Einrichtung von der Polizei unabhängig.“ (§ 1 Feuerwehrgesetz von Baden-Württemberg)

Diese Formulierung ist das Ergebnis von zwölf Jahren Erfahrung im sogenannten „Dritten Reich“, in der die Feuerwehren von der NS-Regierung als Hilfspolizei für politische und vielerlei andere Zwecke missbraucht wurden. Davor waren Feuerwehren weitgehend unpolitisch. Die gemeinsame Aufgabe des Brandschutzes war wichtiger als die Einstellung des einzelnen Wehrmannes. Die Feuerwehr schützte jeden, denn aus einem kleinen Brand konnte ganz schnell ein Großbrand werden, der eine ganze Gemeinde bedrohte.

Im „Dritten Reich“ jedoch wurden auch die Feuerwehren zu Werkzeugen der NS-Politik, sie wurden gleichgeschaltet und dem Einfluss und der Kontrolle der Partei unterworfen. Auch sie hatten den Zielen des Regimes zu dienen, das sich schon ab 1934 heimlich auf den Krieg vorbereitete. Die Wehrmänner verhielten sich dazu auf ihre Weise, ihre Reaktion konnte von begeisterter Mitwirkung bis zu Verweigerung reichen.

Am Beispiel der Freiwilligen Feuerwehr Unterkirnach lässt sich die schleichende Entwicklung exemplarisch beobachten, wie aus einer traditionellen Gemeindeeinrichtung ein staatlich gesteuertes Organ zur Disziplinierung, ideologischen Manipulation und vormilitärischen Ausbildung wurde.

Von der Weimarer Republik bis zur Machtergreifung

Anlass zur Gründung der freiwilligen Feuerwehr in Unterkirnach war ein Schreiben des Bezirksamtes in Villingen vom 1. Dezember 1928, in dem die Gemeindeverwaltung „dringend“ aufgefordert wurde, die Gründung einer freiwilligen Feuerwehr anzugehen, da die vorhandene Löschmannschaft mangels Übung und Führung den Brandschutz nicht ausreichend gewährleisten könne. Die Gründung wurde schließlich am 27. April 1929 vollzogen. 63 Männer traten ihr bei. Karl Moser (Rösslewirt und Ratschreiber) wurde zum Kommandanten, Leonhard Beha (Schreinermeister), Johann Georg Günter (Maurermeister), Franz Winz (Hauptlehrer) und Rudolf Furtwängler (Schmiedmeister) zu Obleitern gewählt. Bezirksfeuerlöschinspektor Karl Häßler von Villingen wies die Anwesenden auf

die Pflichten eines Feuerwehrmannes hin und machte besonders deutlich, „daß die Schlagfertigkeit einer Wehr nur durch freiwillige Unterordnung, volles Pflichtbewußtsein und treuer Kameradschaftlichkeit eines jeden Feuerwehrmannes erzielt werden kann.“² Von Kenntnissen, Übung und guter Ausrüstung war keine Rede!

Trotz der schwierigen Lage kurz nach der Weltwirtschaftskrise fand am 29. Juni 1930 ein großes Gründungsfest mit Hauptprobe statt, an dem sich der Musikverein, der Kriegerverein und zahlreiche Feuerwehren aus nah und fern beteiligten.³

Nach diesem Gründungsfest kehrte für mehrere Jahre Ruhe im Dorf ein. Wichtigste Themen in der Dorfpolitik um 1930 waren der Ausbau des elektrischen Ortsnetzes und die beginnende Umdeckung der Schindeldächer bei zahlreichen Häusern.

Die politische Einstellung der Bürger war unspektakulär, wie ein Blick auf die Ergebnisse der Reichstagswahlen zeigt. Das politische Spektrum der Wähler (524 Wahlberechtigte) reichte im November 1932 von Nationalsozialisten (8,2 % / 33 Stimmen) über Sozialdemokraten (7,5 %) bis Kommunisten (2,5 %), aber die überwiegende Mehrzahl der Wähler entschied sich als Katholiken für das Badische Zentrum (73,4 %). (Tab. 1)

Die letzte „freie“ Reichstagswahl fand am 5. März 1933 statt, nachdem Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war. Mit Sicherheit kam jetzt Unruhe auf im Dorf, denn Hitlers Anhänger traten überall in Erscheinung. Aber unbeirrt wählten die Unterkirnacher fast wie bisher. Zwar verloren die Kommunisten deutlich (0,9 %), aber die Sozialdemokraten nur eine Stimme (6,2 %). Das



Gründungsfest der FFW Unterkirnach am 29. Juni 1930 mit Übung am Gasthaus „Rössle-Post“.

MAIWALD u. a.: Unterkirnach, S. 270. Foto: Leopold Schreiber.

Tab. 1: Ergebnisse der Reichstagswahlen in Unterkirnach 1928-1933

	20. Mai 1928	14. Sept. 1930	31. Juli 1932	6. Nov. 1932	5. März 1933
Wahlberechtigte	551	532	520	524	529
Gültige Stimmen	373	459	501	402	465
Wahlbeteiligung	(67,7%)	(86,3%)	(96,3%)	(76,7%)	(87,9%)
Nationalsozialistische Dt. Arbeiterpartei	1 (0,3)	15 (3,3)	46 (9,2)	33 (8,2)	83 (17,8)
Sozialdemokratische Partei Deutschlands	16 (4,3)	29 (6,3)	38 (7,6)	30 (7,5)	29 (6,2)
Kommunistische Partei Deutschlands	1 (0,3)	7 (1,5)	10 (2,0)	10 (2,5)	4 (0,9)
Badisches Zentrum	290 (77,7)	334 (72,8)	370 (73,8)	295 (73,4)	300 (64,5)
Deutsche Volkspartei	57 (15,3)	54 (11,8)	26 (5,2)	27 (6,7)	34 (7,3)
Evangelischer Volksdienst	--	7 (1,5)	6 (1,2)	5 (1,2)	13 (2,8)
Dt.-Nationale Volkspartei	2 (0,5)	3 (0,6)	2 (0,4)	--	--
Übrige Parteien	6 (1,6)	10 (2,2)	3 (0,6)	2 (0,5)	2 (0,4)
(Prozentwerte in Klammern)					
Quellen: Der Schwarzwälder (= Villingener Tageblatt) und Schwarzwälder Tagblatt (= NS-Zeitung)					

Zentrum (64,5 %) gewann wie die Deutsche Volkspartei (7,3 %) sogar einige Stimmen hinzu, aber die höhere Wahlbeteiligung von knapp 88 % nützte vor allem der NSDAP (17,8 %). Die allgegenwärtige Propaganda hatte 50 neue NS-Wähler gewonnen. (Tab. 1)

Dennoch erzielte die NSDAP in Unterkirnach das zweitschlechteste Wahlergebnis im ganzen Amtsbezirk Villingen. Nur in Weilersbach war die Niederlage mit 14,9 % der Stimmen noch deutlicher. Wie ein älterer Unterkirnacher im Gespräch meinte, waren die Unterkirnacher „zu schwarz, um braun zu werden“, was heißt, sie waren überzeugte Katholiken und Zentrumswähler. Und das blieb auch später so. Glänzende Wahlsiege konnte die NSDAP dagegen vor allem in den kleinen evangelischen Gemeinden im Norden des Amtsbezirks (Langenschiltach 82,1 %, Buchenberg 82 %), aber auch in Brigach (82,6 %) und vor allem in Oberkirnach (84,7 %) feiern. (Tab. 2)

Bürgermeister August Beha (seit 1917 im Amt) wurde schon am 14. März 1933 durch Verfügung des Bezirksamts beurlaubt, da man ihn für einen verlorenen teuren Prozess der Gemeinde verantwortlich machen wollte. Stellvertretend übernahm Gemeinderat Karl Gutmann, Schreinermeister und Hitleranhänger, sein Amt. Schon wenige Wochen später begann auf Grund des Gleichschaltungsgesetzes die Entlassung von Gemeinderäten. Der Bürgerausschuss wurde um mehr als die Hälfte verkleinert, die „zuverlässigen“ Mitglieder wählten Karl

Die Freiwillige Feuerwehr Unterkirnach

Tab. 2: Ausgewählte Reichstagswahl-Ergebnisse im Amtsbezirk Villingen (5.3.1933)

	Villingen-Stadt	Brigach	Herzogenweiler	Mönchweiler	Oberkirnach	Peterzell	Pfaffenweiler	St. Georgen	Stockburg	Unterkirnach	Amtsbezirk Villingen
Wahlberechtigte	9559	264	51	704	194	507	288	3711	74	529	31420
Gültige Stimmen	8659	213	51	628	170	418	247	3393	70	465	27707
Nationalsozialistische Dt. Arbeiterpartei	2883 (33,3)	176 (82,6)	18 (35,3)	411 (65,4)	144 (84,7)	228 (54,5)	113 (45,7)	1735 (51,1)	43 (61,4)	83 (17,8)	11802 (42,6)
Sozialdemokratische Partei Deutschlands	1010 (11,7)	7 (3,3)	1 (2,0)	42 (6,7)	--	71 (17,0)	5 (2,0)	493 (14,5)	10 (14,3)	29 (6,2)	2465 (8,9)
Kommunistische Partei Deutschlands	1056 (12,2)	9 (4,2)	1 (2,0)	75 (11,9)	--	41 (9,8)	13 (5,3)	308 (9,1)	6 (8,6)	4 (0,9)	2084 (7,5)
Badische Zentrumspartei	2868 (33,1)	11 (5,2)	30 (58,8)	8 (1,3)	10 (5,9)	19 (4,5)	105 (42,5)	349 (10,3)	2 (2,9)	300 (64,5)	8940 (32,3)
Kampffront Schwarz-weiß-rot	204 (2,4)	-- (2,0)	1 (1,1)	7 (1,1)	-- (1,1)	2 (0,5)	8 (3,2)	69 (2,0)	2 (2,9)	1 (0,2)	588 (2,1)
Deutsche Volkspartei	139 (1,6)	-- (1,6)	-- (0,6)	4 (0,6)	3 (1,8)	3 (0,7)	-- (10,6)	48 (1,4)	-- (1,4)	34 (7,3)	353 (1,3)
Deutsche Staatspartei	175 (2,0)	2 (0,9)	-- (1,9)	12 (1,9)	-- (2,4)	10 (2,4)	3 (1,2)	30 (0,9)	1 (1,4)	-- (1,4)	393 (1,4)
Evangelischer Volksdienst	319 (3,7)	4 (1,9)	-- (10,7)	67 (10,7)	13 (7,6)	44 (10,5)	-- (10,6)	360 (8,6)	6 (8,6)	13 (2,8)	1043 (3,8)
(Prozentwerte in Klammern)											
Quellen: Der Schwarzwälder (= Villingen Tageblatt) und Schwarzwälder Tagblatt (= NS-Zeitung)											

Gutmann am 8. Oktober 1933 zum neuen Bürgermeister. Er nahm die Wahl an, nachdem sein Gehalt geklärt war.⁴ Als Bürgermeister war er auch der Ortspolizeiverwalter.

Die völlig unpolitische innere Einstellung der Feuerwehren zu dieser Zeit vermittelt ein Rundschreiben des Präsidenten des Badischen Feuerwehrverbandes zum St. Florianstag am 7. Mai 1933. Patriotische und christliche Aufgabe war der vorbeugende Brandschutz, die Brandbekämpfung, der Dienst am Nächsten mit St. Florian als Schutzheiligem.

Wenn Einwände deshalb erhoben werden sollten, daß die St. Floriansfeier einen religiösen Einschlag habe, so ist dem entgegenzuhalten, daß unser Dienst in der Feuerwehr, den wir getreu unserem Wahlspruch: „Gott zur Ehr, dem Nächsten zur Wehr“ ausüben, in höherem Sinne auch „Gottesdienst“ ist.

Etwas politischer sollte wohl der Aufruf des Kreisvorsitzenden Wehrle vom 23. April 1933 klingen, er zeugt jedoch eher von einer konservativen, patriotischen Gesinnung:

So wie es früher war, muss es auch jetzt wieder werden. Früher gab es keine vaterländische Veranstaltung, an welcher die Freiw. Feuerwehren gefehlt hätten. [...] In diesem Sinne ist es Pflicht auch der kleinsten Freiw. Feuer-

wehr, mitzuarbeiten an dem grossen Werk, zu dem unsere Führer im Reich heute berufen sind, unser geliebtes Deutsches Vaterland wieder besseren Zeiten entgegenzuführen. [...] Mit frischem Mut ans Werk für ein einiges, freies und stolzes Deutschland.

Das waren große, aber letztlich folgenlose Worte. Dennoch schwingt in ihnen die Hoffnung mit, nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und der Schmach des als ungerecht empfundenen Versailler Friedensvertrages möge eine bessere Zeit kommen, in der Deutschland wieder unbesetzt zu alter Größe gelangen könnte. Versailles blieb für die meisten Deutschen eine offene Wunde, in die Hitler reichlich Salz streute, um Wähler für sich zu gewinnen.

Beginn der Gleichschaltung in Baden und Einsatz der Feuerwehr für die Partei

Eine völlig neue Aufgabe kommt auf die Feuerwehren im Kreis zu, als der Besuch des neu ernannten Reichsstatthalters Robert Wagner⁵ am 9. Mai 1933 in Villingen angekündigt wird:

Ich halte es für eine Ehrenpflicht der Freiw. Feuerwehren des Kreises Villingen, dem Herrn Reichsstatthalter durch eine vollzählige Beteiligung an diesem feierlichen Staatsakt ihre Treue und Ergebenheit zu beweisen. [...] Ich ersuche daher die Wehren des Kreises, [...] Delegationen nach Villingen zu beordern, auch wenn es nur ein oder mehrere Offiziere sein können. [...] Beweist durch ein zahlreiches Erscheinen die Liebe und Verehrung der Feuerwehren des Kreises Villingen zu unserem Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg, zu unserem Herrn Reichskanzler Adolf Hitler und zu unserem Herrn Reichsstatthalter Wagner. Beweist dadurch ferner, dass Deutsche Feuerwehrmänner auch im Kreis Villingen einen mächtigen Schutzwall für unser liebes Deutsches Vaterland bilden. Mit kameradschaftlichem Gruß⁶

Ob der Kreisvorsitzende Wehrle mit diesem sanften Appell wirklich eine „vollzählige Beteiligung“ erzielte oder erzielen wollte, darf man getrost bezweifeln. Aber Personenkult und Propaganda mit Massenaufmärschen gehörten ab jetzt auch zu den Aufgaben der Feuerwehren. In seinem Bild vom „Schutzwall“ deutet er schon die militärische Zukunft der Feuerwehren an. Doch die Vereinnahmung und Steuerung durch Partei und Staat musste erst noch in die Wege geleitet werden. Dazu wurden Richtlinien für die Gleichschaltung der freiwilligen Feuerwehren des Badischen Landesfeuerwehrverbandes erlassen (26. Mai 1933):

Die verantwortliche Leitung einer Wehr darf nur in den Händen eines Verwaltungsrates liegen, dessen Mitglieder die Gewähr dafür bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten. Dieses Ziel muß unter möglicher Ausschaltung derjenigen Persönlichkeiten erreicht werden, die nicht diesen Erfordernissen entsprechen.

Gemeint waren zwar Angehörige von KPD, SPD, Gewerkschaften, aber man zielte damit natürlich auch auf alle Konservativen, die man verunsichern und entweder zur Anpassung oder zum Rückzug drängen wollte, um frei gewordene Stellen mit NSDAP-Anhängern zu besetzen und dadurch die eigene Position zu stärken. Dass dieser Druck früher oder später wirkte, ist in den Schreiben ebenfalls abzulesen. Auch der „Kreisfeuerwehrführer“ Wehrle beugte sich und beendete im November 1933 zum ersten Mal ein Schreiben: „*Mit kameradschaftlichem Gruß. Heil Hitler!*“ Noch markiger formulierte er einen Monat später: „*Mit Deutschem Kameradengruß! Heil Hitler!*“ Dabei blieb es dann für die folgenden Jahre und er behielt seinen Posten.

Kommandant Moser passte sich ebenfalls den neuen Gepflogenheiten an und grüßte mit „*Heil Hitler!*“ Aber noch bestimmten der gemeinsame Auftritt mit dem Musikverein, der feierliche Gottesdienst, die Schauübung, Tanz und „*kameradschaftliche Unterhaltung*“ den Feuerschutztag, wie der Bericht des Kommandanten Moser an den Kreisfeuerwehrverband Villingen über die Feuerschutzwoche 1934 in Unterkirnach zeigt. Mit der Musikkapelle, „*die für Fest- und Paradezwecke zugleich Feuerwehrkapelle (uniformiert) war*“, wurde nach dem Antreten durch den Ort zur Kirche marschiert und geschlossen am Gottesdienst teilgenommen.

Um 1/2 3 Uhr nachmittags begann die Vorführung der Übung und hernach unter den Klängen der Musik der Marsch durch die Ortsstraße mit anschließendem Vorbeimarsch vor dem Kommandanten. Im Rest des Tages fand sich die Wehr im Lokal zum „Stadthof“ zusammen, der ausgefüllt war durch Musikvorträge, Tanz und kameradschaftliche Unterhaltung. Im Mittelpunkt dieses Teiles stand die Ansprache des Kommandanten der Wehr, der [...] Sinn und Wichtigkeit des Feuerschutzes und das Bestehen der Feuerwehr in eingehenden Ausführungen darlegte und seine Worte im „Sieg Heil auf unseren Führer“ ausklingen ließ. Das anschließend von der Gesamtheit gesungene Deutschland- und Horst-Wessel-Lied beschloß den offiziellen Teil des Tages.

Sein Bericht gibt wahrscheinlich recht genau den Verlauf dieses Tages wieder. Karl Moser war kein Parteimitglied, deshalb wollte er damit vielleicht auch zeigen, dass er der richtige Mann auf seinem Posten war. Dass das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied gesungen wurden, lässt nicht unbedingt auf die Gesinnung aller schließen, denn sie gehörten bereits wie das „Sieg Heil auf den Führer!“ zu jeder öffentlichen Veranstaltung. Schließlich sei auch erwähnt, dass Kommandant Karl Moser bis 1. Mai 1937 nicht Mitglied der NSDAP war,⁷ während zwei seiner Adjutanten, Hauptlehrer Franz Winz und Stützpunktleiter Johann Georg Günter, schon ab 1933 als Hitler-Anhänger sehr aktiv waren.

Die Partei braucht Geld – Widerstand der Feuerwehren

Im Landkreis – und vielleicht darüber hinaus – entwickelte sich die Feuerschutzwoche 1934 zu einem Kräftemessen mit Partei und Staat. Am 9. September 1934 traf eine ziemlich rüde Anweisung zum Verkauf von Broschüren während der Feuerschutzwoche ein, deren Erlös Parteizwecken dienen sollte. Die „Feuerschutz“-Broschüren wurden den Wehren in reichlicher Anzahl zugeschickt und mussten umgehend bezahlt werden. Mit dem Erlös sollte die NS-Volkswohlfahrt unterstützt werden. Wie die Feuerwehren die Hefte verkauften, war deren Problem. Offensichtlich sollte die NS-Volkswohlfahrt mit dem eingenommenen Geld bei den ärmeren Bevölkerungsschichten „auf Stimmenfang“ gehen.

Der Verkauf der Broschüren wurde jedoch ein ziemlicher Misserfolg. Viele Feuerwehren weigerten sich, den Preis für die nicht verlangten Broschüren zu bezahlen, danach wurde der Preis von 18 auf 16 Pfennig gesenkt. Gleichzeitig wurde gedroht, über die Weigerung werde zu gegebener Zeit noch zu sprechen sein, und sofortige Bezahlung gefordert. Diese Reaktion ist bemerkenswert, denn sie zeigt, dass die Partei sich des Erfolgs nicht sicher sein konnte, wenn couragierte Bürger sich gegen diese Bevormundung auflehnten. Hinzu kam, dass die NS-Regierung 1934 deutschlandweit Rückschläge bei der Volksabstimmung hinnehmen musste.

In Unterkirnach war der Widerstand gegen die Vereinigung von Reichspräsidenten- und Kanzleramt nach dem Tod Hindenburgs deutlich spürbar. Bei der Volksabstimmung am 19. August 1934 hatten 13,8 % gewagt, mit Nein zu stimmen, 5,2 % hatten ungültige Stimmzettel abgegeben. Insgesamt verweigerten also 19 % Hitler ihre Zustimmung. Beide Werte sind mit Abstand die höchsten im ganzen Amtsbezirk. Dass die Gesamtzahl aller Stimmzettel um etwa 50 über der in Unterkirnach üblichen Stimmzahl lag, legt zudem den Verdacht nahe, dass die Zahl der Ja-Stimmen erfolgreich manipuliert wurde.

Am 23. Oktober machte der Kreisfeuerwehrverband erneut Druck wegen der Broschüren:

Das Geld für die Broschüren „Feuerschutz“ fehlt noch von 10 Wehren des Bezirks Donaueschingen und 7 Wehren des Bezirks Villingen. Einige Wehren haben das Geld nur für die tatsächlich verkauften Broschüren eingesandt. Der Herr Präsident hat ausdrücklich angeordnet, daß jede Wehr pro Feuerwehrmann 3 Broschüren zu erhalten hat und daß eine Rückgabe der zugeteilten Broschüren nicht in Frage kommt. Er hat ferner angeordnet, daß die Feuerwehren auch die nicht verkauften Broschüren bezahlen müssen. [...] Wir müssen die Wehren, die das Geld nicht restlos und rechtzeitig bezahlen, sowie die Kommandanten dieser Wehren dem Herrn Präsidenten namentlich mitteilen.

Doch auch diese Drohung erreichte wenig. Vielleicht hatte die stattliche Anzahl der sich weigernden Wehren sogar als Bestätigung gewirkt. Deshalb wurde eine

Woche später nochmals an die Kommandanten appelliert. Noch immer hatten sieben Wehren überhaupt nichts und 11 Wehren zu wenig bezahlt.

Kameraden! Mit der Einführung des Führerprinzips haben sich die Pflichten für jeden Kommandanten wesentlich gesteigert. [...] Lässt ein Kommandant, Löschzug- oder Abteilungsführer es an Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit fehlen, so hat er künftighin mit Strafe und Abberufung zu rechnen. Die Kameraden in führender Stellung bitte ich daher in kameradschaftlicher Weise, ihre Pflichten ernst zu nehmen und mich [...] zu unterstützen.

Randnotiz des Kommandanten Moser: „erledigt“. Offensichtlich gehörte auch er zu den säumigen Zahlern. Wie verzwickt die Lage war, ist daraus abzulesen, dass die starke Unterkirnacher Wehr etwa 60 Mitglieder hatte, die jeweils 3 Exemplare abnehmen mussten. Wem im Dorf sollten sie die 180 (unnützen) Hefte verkaufen? Da diese Auseinandersetzung in den vorhandenen Unterlagen nicht mehr erwähnt wird, ist nicht auszuschließen, dass die Geschichte am Ende im Sand verlief. So etwas sollte sich zukünftig nicht wiederholen.

Es ist überraschend, wie oft und mit welchem Zwang im Dritten Reich für wohlthätige Zwecke gesammelt wurde. Das lässt vermuten, dass die NSDAP einen großen Teil dieser Gelder für ihre Zwecke benutzte und ihre Propaganda damit finanzierte.

Im „nationalen Dienst vereint mit Partei und Staat“ beteiligte sich im März 1935 zum ersten Mal die Freiwillige Feuerwehr am „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“. Aber es fehlte noch immer an der rechten Begeisterung und Gefolgschaft. Das zermürbte auch manchen „Führer“. So beklagt sich der Präsident des Badischen Landesfeuerwehrverbandes, Müller, in einem Schreiben bei den

Unterkirnach. (Wahlbeteiligung und Wahlergebnis.) Wie überall, so war auch hier die Wahlbeteiligung eine sehr große. Von den 588 Wahlberechtigten (mit Einschluß der Stimmscheine) nahmen 578 an der Wahl teil. Der Rest setzt sich aus den Kranken zusammen, die auch infolge des vorzüglich organisierten Schlepperdienstes nicht zur Wahl-

urne konnten. Es stimmten mithin 99 % ab. Die Propaganda hatte ihre Pflicht und Schuldigkeit restlos erfüllt. Am Samstag morgen zogen die Schüler durch die Dörfer und forderten in geeigneten Sprechhöfen die gesamte Einwohnerschaft auf, ihre Treue und vor allem die Dankbarkeit gegenüber dem Führer, der ja für jeden einzelnen schon so viel getan hat, durch ein „Ja“ zu bekunden. Leider blieb trotz allen Bemühungen der 100prozentige Erfolg aus. Unter den abgegebenen Stimmen befanden sich 80 mit „Nein“ und unglückliche Stimmen. Die Reinsager konnten es nicht übers Herz bringen, ihre teilweise persönlichen Feindschaften zurückzustellen, sondern zeigten dem großen Führer ihren schändlichen Unmut. Die Reinstimmer stammen wohl in der Hauptsache aus jenen Kreisen, die zu allen Zeiten abseits standen, die zu keiner Aufbauarbeit fähig sind und deren Tätigkeit einzig und allein im Mörgeln und Kritifizieren besteht. Das Abstimmungsergebnis vom 19. August hat ihnen von neuem bewiesen, daß alle Hoffnungen auf einen Zusammenbruch des Rationalsozialismus eitle Hirngespinnste sind.

Bericht im „Schwarzwälder Tagblatt“ (22. August 1934) über die Volksabstimmung am 19. August 1934 in Unterkirnach. Das Misstrauen gegenüber Hitler steigt, der Gegenwind im Dorf bleibt spürbar. Die frustrierten Parteianhänger suchen Zuflucht bei Goebbels' Kampagne gegen „Miesmacher und Kritischer“.

Kommandanten, dass „Anordnungen des Präsidiums und der Kreisfeuerwehrführer nur sehr schleppend und erst auf wiederholte Erinnerung ausgeführt wurden“. Er bringe sich bei den übergeordneten Stellen „unliebsam in Erinnerung“. Seine Klage lässt erkennen, dass das Führerprinzip auch von unten nach oben Auswirkungen hatte, wenn der Erfolg zu wünschen übrig ließ. Sein Posten war gefährdet, wenn er versagte.⁸

Zu den unstrittigen Verdiensten der Feuerwehrführung gehörte 1936 sicherlich die Einführung der Reichsnormalkupplung (System Storz) für Feuerwehrschläuche. Sie war von großer praktischer Bedeutung, da nun endlich die Schläuche aller Wehren im Reich zueinander passten. Ein Großbrand in Öschelbronn bei Pforzheim am 10. September 1933 hatte gezeigt, dass viele Feuerwehren in Baden und Württemberg noch unterschiedliche Kupplungen oder Schlauchdurchmesser hatten. Die heute noch verwendeten B- und C-Schläuche wurden jetzt zum Standard. In Unterkirnach war der Austausch der alten Grether-Kupplungen am 20. Mai 1936 abgeschlossen.

Gleichschaltung der Feuerwehren auf Reichsebene

Am 5. Februar 1936 verfügte der Reichsinnenminister per Runderlass, dass außerpreußische Feuerwehren den preußischen anzugleichen seien. Diese waren auf Grund des preußischen Gesetzes über das Feuerlöschwesen vom 15. Dezember 1933 zu anerkannten öffentlichen Feuerwehren geworden und damit berechtigt, das polizeiliche Hoheitszeichen (Hakenkreuz) zu tragen und am Tag der Deutschen Polizei teilzunehmen. Sie waren damit zur Hilfspolizei „aufgestiegen“.

In den anderen Ländern wollten die Feuerwehren angeblich ebenfalls „befördert“ und gleich behandelt werden. Bedingung war jedoch, dass der Führer der Wehr sich schriftlich verpflichtete, seine Feuerwehr dem Ortspolizeiverwalter zu unterstellen und alle Vorschriften durchzuführen, die zukünftig für die Feuerlöschpolizei erlassen würden. Das war eine wirklich raffinierte Vorgehensweise, um die Feuerwehren auf Linie zu bringen, die außerdem noch sehr eng terminiert war. Man musste sich bis 20. März entscheiden, um am Tag der Polizei teilzunehmen.⁹

Am 17. März 1936 stellte auch Wehrführer Moser einen Antrag auf Anerkennung der Freiwilligen Feuerwehr Unterkirnach als öffentliche Feuerwehr:

Als Führer dieser Wehr verpflichte ich mich, diese Wehr dem zuständigen Ortspolizeiverwalter¹⁰ zu unterstellen und die Vorschriften, die in Zukunft für die als Feuerlöschpolizei anerkannten Freiw. Feuerwehren erlassen werden, auch bei der mir unterstellten Feuerwehr durchzuführen.

Die Anerkennung durch das Bezirksamt Villingen erfolgte am 14. April 1936. Kommandant Moser war damit zum Handlanger des Systems geworden, aber was hätte er tun sollen?

Am 8. Mai 1936 wurde per Runderlass die neue Mustersatzung für die Freiwilligen Feuerwehren bekanntgegeben, die die Feuerwehren zu einer Ausbil-

dungs- und Erziehungseinrichtung des Staates machte. Unter dem Deckmantel des Brandschutzes sollten staatlich gelenkt ideologische Erziehung und vormilitärische Ausbildung durchgeführt werden:

Die Wehr hat den Zweck, im Auftrage des Ortspolizeiverwalters gemäß den Weisungen der Polizeiaufsichtsbehörden und des Reichs- und Preussischen Ministers des Innern die Gefahren abzuwehren, die der Allgemeinheit oder den einzelnen durch Schadenfeuer drohen. Diesem Zweck dient die Wehr insbesondere dadurch, daß sie

- a) *die Mitglieder der Wehr im Sinne des nationalsozialistischen Staates zu opferwilliger Gefolgschaft, zum mutvollen und unermüdlichen Einsatz ihrer besten Kräfte für Volk und Vaterland und zu treuer Kameradschaft und Pflichterfüllung erzieht;*
- b) *die Mitglieder der Wehr den Dienstvorschriften entsprechend schult und zu Einheitsfeuerwehrmännern ausbildet. [...]*
- c) *die Mitglieder der Wehr durch Vorträge und sportliche Übungen an Geist und Körper ertüchtigt.¹¹*

Jeder neue Feuerwehrmann hatte die Erklärung abzugeben: „*Ich gelobe, im Sinne des nationalsozialistischen Staates meinen Führern gehorsam und meinen Kameraden ein treuer Kamerad zu sein.*“ Grundsätzlich galt: „*Die Wehr wird nach dem Führerprinzip geleitet.*“ Damit waren Kritik und Widerspruch ausgeschlossen.

Am 8. August 1936 fand im „Rössle“ in Unterkirnach eine außerordentliche Mitgliederversammlung der Freiwilligen Feuerwehr statt, um über die neuen Satzungen abzustimmen und den Führerrat zu wählen. Erscheinen war Pflicht. Aber es wurde nichts beschlossen. Vermutlich fehlten zu viele Mitglieder, aus welchen Gründen auch immer. Auch ein Streit ist denkbar, denn erst am 17. November 1936 fand erneut eine Generalversammlung statt. Entschuldigungen konnten dieses Mal nur schriftlich beim Kommandanten abgegeben werden. Laut dem vorgedruckten Berichtsformular wurde die Satzung von 1930 außer Kraft gesetzt, die neuen Satzungen angenommen und der Führerrat gewählt.¹² Nachdem der neue Bürgermeister Edmund Weißer¹³ die politische Zuverlässigkeit der fünf Gewählten bestätigt hatte, wurde die Feuerwehr im Vereinsregister eingetragen.

Mit dem „Reichsgesetz über das Feuerlöschwesen“ vom 23. November 1938 wurde die gesetzliche Umgestaltung abgeschlossen. Es wurde nur zwei Wochen nach den Pogromen an der jüdischen Bevölkerung erlassen, bei denen Feuerwehrleute tatenlos zuschauten, wie Synagogen abbrannten. Es erweiterte die Aufgaben der Feuerwehren auf den Luftschutz und bereitete deren Umwandlung in eine Hilfspolizeitruppe, genannt „Feuerschutzpolizei“, unter staatlicher Aufsicht und Polizei-Führung vor. Der Polizeistaat hatte einen weiteren „Arm“ bekommen, der seiner Gewalt unterstellt war.

Entlassung wegen „staatsfeindlicher Gesinnung“

Kaum waren die Feuerwehren Teil der Polizei geworden, rief Heinrich Himmler, der Reichsführer SS (RFSS) und Chef der Deutschen Polizei im Reichsministerium des Innern, die gesamte Polizei-Beamtenschaft im Januar 1937 zu einer Sonderspende auf. Die Mitglieder wurden massiv gedrängt, für das Winterhilfswerk zu spenden und zu sammeln. Die Geldbeträge mussten mit der Mitgliederstärke übermittelt werden. Wer sich jetzt verweigerte, musste mit Sanktionen rechnen. Doch auch in Unterkirnach war nicht jeder bereit, „am Dritten Reich mitzubauen“, und mancher machte keinen Hehl aus seiner Einstellung. Aber das konnte jetzt gefährlich werden.

An Herrn Feuerwehrkommandant Moser, Unterkirnach.

Bei der Abrechnung der Sammlung vom Tag der Nationalen Solidarität wurde vom Leiter des W.H. W. [Winterhilfswerk] und Bürgermeister Weißer festgestellt, daß sich der beauftragte Sammler Feuerwehrmann N. ganz nebensächlich in den Dienst der Sache gestellt hat, indem derselbe von den 6 Abzeichen, die ihm zum Verkauf zugeteilt waren, nur ein Stück verkauft hat. Der Mann hat dadurch eine staatsfeindliche Gesinnung zum Ausdruck gebracht, was gegenüber andern Volksgenossen nicht geduldet werden kann. Ich ordne daher an, daß N. auf Grund dessen aus der Feuerwehr entlassen wird.

Der Ortspolizeiverwalter: gez. Weißer

Da N. sich einer „schweren Dienstverletzung“ schuldig gemacht hatte, gab Kommandant Moser nach Aussprache im Führerrat der Wehr Anweisung, N. die Anordnung des Bürgermeisters zu eröffnen. Wegen „staatsfeindlicher Gesinnung“ hätte daraus leicht eine größere Angelegenheit mit Haft werden können, wenn jemand die Situation ausgenutzt hätte, um sich zu profilieren. Dass Bürgermeister Weißer diesen Begriff verwendet, lässt darauf schließen, dass N. bekanntermaßen ein Nazigegner war. So blieb sein Ausschluss eine Mahnung und Warnung für andere Feuerwehrleute.¹⁴

Neuer Kurs der Feuerwehren: Verbot der Teilnahme an Festen und religiösen Feiern

Mit dem Führerbefehl 2/37 des Kreisfeuerwehrverbandes auf Anordnung des Präsidenten des Badischen Landesfeuerwehrverbandes wurde ideologisch eine Kehrtwendung vollzogen und ein neuer Kurs eingeschlagen. Die Teilnahme an den üblichen Vereins- und Dorffesten und an religiösen Feiern wurde verboten. Dagegen waren Aufmärsche, Fackelzüge und nationalsozialistische „Feiern“ zu Zwecken der Partei erwünscht, auch sollten sich die Feuerwehren mehr an Wehrmacht, Polizei, SA und SS orientieren. Dies führte in Unterkirnach mit Sicherheit zu einem Konflikt, da Mitglieder der Feuerwehrkapelle gleichzeitig auch im Musikverein spielten, der bei kirchlichen und anderen Feiern eine wichtige Rolle einnahm.

Bei der Tatsache, daß die Feuerwehren als Feuerlöschtrupp in die Polizei-Exekutive eingeordnet sind, ist es nicht statthaft, ein Jubiläum in ein „Fest“ zu gestalten, dazu noch „Bankett, Volksbelustigung, Festball und Früh-schoppenkonzert“. Bei einem Feuerwehrjubiläum muß statt des Festes eine nationalsozialistische Feiargestaltung gefordert werden.¹⁵

Mit demselben Schreiben wurde auch auf den Erlass des badischen Innenministers vom 20. August 1936 hingewiesen, der die Teilnahme der Feuerwehren an kirchlichen Feiern, zum Beispiel Fronleichnam, untersagte. Um Kirchgänger abzuhalten, wurde es deshalb vielerorts üblich, Appelle während der Gottesdienste anzusetzen.

Wie widersprüchlich und brüchig die Nazi-Ideologie war, zeigt unter anderem der Aspekt der Kameradschaft und des Gemeinsinns. Die Feuerwehr war zuerst eine freiwillige, ehrenamtliche Organisation mit Vereinscharakter, also auch mit geselligen Zusammenkünften, die die Kameradschaft unter den Männern stärkten, und vielen sozialen Funktionen in der Gemeinde. Unter den Nazis wurden diese sozialen Funktionen nach und nach unterbunden und durch deren Ziele ersetzt. Aufmärsche dienten hauptsächlich nur noch der Propaganda von Staat und Partei, nicht mehr den Bürgern zur Identifikation mit ihrer Gemeinde.

Sankt Florian als Schutzpatron hatte ausgedient; Kirche, Gott und Gottesdienst wurden durch den Dienst fürs Vaterland und den Glauben an den Führer ersetzt. Der Ehren-Dienst für die Gemeinschaft wurde ausgehöhlt und missbraucht. Alles, was Partei und Staat nützte, war jetzt eine „Ehre“. Der Gemeinsinn wurde korrumpiert und von Partei und Staat erpresserisch ausgebeutet. Die gesellige Kameradschaft der Feuerwehrleute wurde durch den Eid auf den Führer, durch Befehl und Gehorsam, durch unzählige Aufmärsche und Übungen in Uniform und Stahlhelm allmählich verbogen, bis daraus die stramme Kameradschaft von Soldaten geworden war. Sie waren für den Krieg einsatzfähig.

Ideologische Schulung und Propaganda

Der Führerbefehl 3/37 des Kreisfeuerwehrverbandes forderte bereits den „rückhaltlosen Einsatz für den nationalsozialistischen Staat“ von jedem Feuerwehrmann. Die Kommandanten hatten zu überwachen, dass alle möglichst vollzählig die politischen Schulungen besuchten.¹⁶ Verweigerer waren zu melden.

Weltanschauliche Schulung der Feuerwehrmänner:

Ich nehme es als selbstverständlich an, daß die Feuerwehrmänner als Träger des Hoheitsabzeichens der Bewegung [das heißt des Hakenkreuzes] die von der NSDAP veranstalteten politischen und sonstigen Schulungsvorträge regelmäßig besuchen, um sich auf diese Weise weltanschaulich zu schulen und immer mehr mit dem Gedankengut des Nationalsozialismus vertraut zu machen.

Die Bevormundung und Steuerung von oben machte nach und nach jeden zur Marionette, wie der Führerbefehl 4/37 des Kreisfeuerwehrverbandes als Regieanweisung zur Inszenierung des Kreisappells anschaulich zeigt.

Am diesjährigen Kreisappell in Furtwangen am Sonntag, den 27. d. M. hat von jeder Wehr der Führer der Wehr und der Schriftführer teilzunehmen. [...] Es müssen also von jeder Wehr am Kreisappell mindestens zwei Kameraden teilnehmen; die Teilnahme weiterer Kameraden ist gestattet und erwünscht. [...]

Wenn der Herr Präsident [des Landesfeuerwehrverbandes, Müller] die angetretenen Kameraden mit den Worten: „Kameraden vom Kreis II, Heil Hitler“ begrüßt, so rufen alle Kameraden mit kräftiger Stimme: „Heil Hitler“. Bei diesem Gruß und beim Abschreiten der Front durch den Herrn Präsidenten grüßen nur die Bezirksbrandmeister und der Wehrführer der Freiw. Feuerwehr Furtwangen durch Erheben des rechten Armes. Alle übrigen Kameraden lassen den Arm unten.

Kommandant Moser will zurücktreten

Ob auch Austritte aus der Feuerwehr eine Folge dieser Gängelung waren, war in den vorhandenen Unterlagen nicht festzustellen. Welche Gründe Karl Moser insgeheim bewegten, bleibt ebenfalls verborgen, aber am 18. Juni 1937 reichte er wegen Arbeitsüberlastung sein Rücktrittsschreiben beim Kreisfeuerwehrverband ein:

Schon vor Jahren [...] habe ich Ihnen mitgeteilt, daß man sich für Unterkirnach nach einem anderen Wehrführer umsehen müsse. Die Gründe, die damals meinerseits Ihnen vorgetragen wurden, gelten auch heute und in erhöhtem Maße. Ich bin infolge Arbeitsüberhäufung nicht einmal mehr in der Lage, Ihre der Wehr zugeleitete Post, die geradezu ins Unermeßliche anwächst, mit Aufmerksamkeit zu lesen, viel weniger alle Anordnungen voll durchzuführen. Eine Mittellösung [...] scheiterte an der strikten Ablehnung seitens meines Stellvertreters Kameraden Hauptlehrer Winz, da auch er schon genug mit Arbeit belastet sei.

Ich bitte Sie nun, mich von den sämtlichen Dienstgeschäften mit sofortiger Wirkung zu befreien. Falls diese Befreiung nur mit dem gleichzeitigen Ausscheiden aus der Wehr möglich werden sollte, werde ich selbstverständlich auch statutengemäß die Kündigung der Mitgliedschaft einreichen.

Aber vermutlich wurde sein Rücktritt nicht akzeptiert, weil er keinen Nachfolger benennen konnte.¹⁷ So bestellte er am 13. September 1937 als Brandmeister die neuen Uniformstücke.

Die Gleichschaltung und zentrale Steuerung der Feuerwehren und ihr Missbrauch zu Partei- und Staatszwecken führte zwangsläufig dazu, dass weder der Bürgermeister noch der Kommandant und schon gar nicht die Wehrmänner etwas zu bestimmen hatten. Obwohl der Bürgermeister offiziell „Führer“ der

Gemeinde war und der Kommandant als „Wehrführer“ bezeichnet wurde, waren doch beide kaum mehr als Befehlsempfänger, die vor allem damit beschäftigt waren, die Flut von Anweisungen auszuführen und deren Durchführung zu melden. Die Brandbekämpfung war zu einer Nebensache geworden.

Feuerwehrzeitungen als Propagandamedien

Welcher Druck „von oben“ erzeugt wurde, um Beschlüsse durchzusetzen, lässt sich recht gut daraus ersehen, wie die Feuerwehrzeitungen als Propagandamedien und Sprachrohr zwangsverordnet wurden. Schon 1934 wurde den Wehren die „Badische Feuerwehr-Zeitung“ vorgeschrieben. 1937 kamen neue Anweisungen „von ganz oben“. Auf Veranlassung des Reichs- und Preuß. Ministers des Innern forderte das Bezirksamt im Oktober 1937 die Bürgermeister auf, die Zeitschrift „Die Feuerlöschpolizei“ zu abonnieren. Das Abbestellen der bisherigen Zeitschriften war aus Kostengründen möglich.

Die ablehnende Antwort von Bürgermeister Edmund Weißer am 22. Oktober 1937 war mutig, aber vergeblich:

Die Gemeinde hält das Fachblatt „Die bad. Feuerwehrzeitung“. Ich halte es nicht für erforderlich, daneben eine Zeitschrift ähnlichen Inhalts zu lesen. Ich halte es aber auch nicht für zweckmäßig, die badische Zeitschrift abzubestellen, vorläufig wenigstens dürfte deren Beibehaltung zweckdienlich sein.

Der knappe Bescheid des Bezirksamts Villingen lautete:

Die Anordnung zur Bestellung des amtlichen Organs „Die Feuerlöschpolizei“ ist vom Reichs- und Preuss. Minister des Innern ergangen. Sie muß auch von der dortigen Gemeinde gehalten werden. [...] Ich sehe umgehendem Bericht über die Bestellung entgegen. Aktenvermerk: 4.11.37 bestellt.

Eigentlich konnte Bürgermeister Weißer davon ausgehen, dass sein Einspruch abgelehnt würde. Dass er es trotzdem tat, lässt den Gedanken aufkommen, ob er nicht einfach Sand ins Getriebe streuen oder seinem Ärger Luft machen wollte.

Der Nationalsozialismus auf dem Höhepunkt der Macht

Welche Kontrolle Partei und Staat inzwischen ausübten, zeigt auch der folgende Aufruf zur Volksabstimmung nach dem Anschluss Österreichs 1938, der einem Befehl an Kommandanten und Wehrmänner gleichkommt. Die Wehr hatte zu Propagandazwecken in militärischer Ordnung mit Helm und Ehrenzeichen aufzutreten. Sie stand der Partei für Wahlkundgebungen ebenso selbstverständlich zur Verfügung wie die Musikkapellen. Darüber hinaus sollten die Kommandanten ihre Männer kontrollieren, dass sie vollzählig zur Wahl gingen. Abweichler sollten gemeldet werden. Selbstverständlich war es eine „Ehrenpflicht“ für alle Uniform- und Hakenkreuzträger, dass sie mit Ja stimmten. Ob sie Hitler trotzdem ihre Stimme verweigerten, war eine Frage des Mutes und der Gelegenheit.

Unterkirnach hatte mit 5,4 % die höchste Zahl an Nein-Stimmen im Amtsbezirk. 28 Wähler blieben standhaft und widerspenstig. In Wirklichkeit war die Zahl der inneren Verweigerer sicher noch höher. Durch viele Familien ging ein Riss zwischen Hitler-Anhängern und Gegnern.

Der Führer hat die gesamte deutsche Nation zum 10. April d. J. zum Appell aufgerufen. Es gilt, ein feierliches Bekenntnis abzulegen zu der geschichtlichen Großtat der Wiederangliederung Österreichs an das Deutsche Reich, aber zugleich auch zu dem grandiosen Werk, das der Führer in fünf Jahren nationalsozialistischer Aufbauarbeit eingeleitet und durchgeführt hat. [...] Der Wahltag vom 10. April d. J. wird ein Tag von wahrhaft historischer Bedeutung sein, es muß aber auch ein Ehrentag für unsern Führer und sein Volk sein. [...]

Bei den etwa noch stattfindenden Kundgebungen zur Wahl, insbesondere am „Tag des Großdeutschen Reiches“ (am Samstag, den 9. April d. J.) müssen auch die Feuerwehren zur Stelle sein und zwar jeweils im großen Dienstanzug (mit Helm). Die bei den Wehren vorhandenen Spielmannszüge und Feuerwehrkapellen stehen für etwaige Kundgebungen, Propagandamärsche und dergl. selbstverständlich jederzeit zur Verfügung der Partei.¹⁸ Auf strammes Auftreten und einwandfreie Uniformierung ist hierbei besonders zu achten.¹⁹

Die Feuerwehren hatten sich selbstverständlich auch an Massenaufmärschen zu beteiligen. Hier ein Auszug aus dem Programm des Landesfeuerwehrtages in Karlsruhe anlässlich des 75-jährigen Bestehens des Landesverbandes Baden am 15. Mai 1938:

*10.00 Uhr Appell der 10 000 Feuerwehrmänner auf dem Platz der SA
11.30 Uhr Vorbeimarsch der 10 000 Feuerwehrmänner in der Kaiserstraße*

Der Appell beginnt mit der Flaggenhissung an 16 mechanischen Leitern und einer automobilen Drehleiter. (Zur Flaggenhissung wird für die Feuerwehrmänner „stillgestanden“ befohlen, ebenso beim Siegheil auf den Führer und beim Singen der Nationallieder). [...]

Der Vorbeimarsch erfolgt in Marschblocks von je 1000 Mann. Den Vorbeimarsch wird Herr Minister Pflaumer abnehmen. Die Abnahme erfolgt in der Kaiserstraße beim Adolf-Hitler-Platz.

Kein Wunder, dass diese monumentalen, schon militärischen Auftritte Eindruck machten und die Sehnsucht vieler Deutschen nach Größe und Bedeutung stillten, wenn schon das Streben nach Wohlstand nicht in Erfüllung ging. Viele Deutsche glaubten inzwischen tatsächlich, dass Hitler der Garant für eine gute Zukunft war.

Davon zeugt auch das Rundschreiben des neuen, linientreuen Kreisfeuerwehrführers Bäuerle zum Jahreswechsel 1938/39:

Ein Jahr unfaßbar geschichtlicher Größe des Deutschen Reiches und Volkes liegt hinter uns. Der Führer hat Großdeutschland geschaffen. Gewaltig sind die Erfolge in wirtschaftlicher, kultureller und politischer Hinsicht. Auch den Freiw. Feuerwehren hat das nun abgelaufene Jahr das Gesetz über das Feuerlöschwesen gebracht, das den Freiw. Feuerwehren Anerkennung und Gleichberechtigung bringt und der Freiw. Feuerwehrsache einen neuen Auftrieb geben wird. [...] Möge ein gütiges Schicksal ihn auch im kommenden Jahr für sein Deutsches Volk erfolgreich arbeiten lassen.

Unser Dank an den Führer sei das Gelöbnis treuester Pflichterfüllung für Führer, Volk und Vaterland. Unsere aufrichtigsten Wünsche begleiten unsern Führer ins neue Jahr hinein; an ihn glauben wir.

Und so marschierte Deutschland ein halbes Jahr später in den Krieg.

Vorbereitung auf den Krieg

Schon im November 1934 erhielten die Wehren Anordnungen des Innenministers:

Da bei der Brandbekämpfung im Luftschutz damit zu rechnen ist, daß die Einsatzstellen der Feuerwehr durch chemische Kampfstoffe vergiftet werden, ist allen Feuerwehreinheiten die Ausbildung im Gasschutz zur Pflicht zu machen.

Es liegt nahe, dass diese „Bedrohung“ aus einer Strategie heraus entstanden ist. Man suggerierte der Bevölkerung eine Kriegsgefahr, um damit die eigene geheime Aufrüstung moralisch zu rechtfertigen.²⁰

Im „Schwarzwälder“ vom 12. November 1936 machte C. Görlacher Werbung für Verdunklungspapier angesichts der bevorstehenden Verdunklungsübung. Wer sehen wollte, der konnte also – trotz aller öffentlichen Friedensbekundungen – schon 1936 Hitlers Kriegsabsichten erkennen.

1937 kamen die Veränderungen auch in der Feuerwehr an. So schrieb Kommandant Moser im Mai an den Bez.-Feuerlöschinspektor Häßler in Villingen:

Betr.: Vorläufige Dienstanweisung für den Fußdienst der Feuerwehren. Ich nehme an, daß der nach der vorläufigen Anweisung vorgeschriebene Fußdienst genau dem Dienst bei der Wehrmacht entspricht.

Er hatte wohl richtig vermutet. Am 15. August 1939 beantragte der Stützpunktleiter der NSDAP bei der Gemeinde die Nutzung des Schützenhauses für Schießübungen. In derselben Sitzung wurde beschlossen, zur Schulung der örtlichen Selbstschutzkräfte ein „Brandhaus“ zu erstellen, um zu vermeiden, dass die Wehrmänner häufig auswärts zur Schulung mussten. Die Feuerwehrübungen hatten weniger als je zuvor mit Brandbekämpfung und Brandverhütung zu tun, wie der Übungsplan der Feuerwehr Unterkirnach für die Monate Februar, März und April 1940 zeigt. Die militärische Ausbildung (10 Termine für Fußexerzieren, Gas

und Gasschutz, Gewehrunterricht, Zielen, Schießen, Geländeübungen) hatte eindeutig Vorrang vor Feuerwehrgerateübungen (4 bis 5 Termine).

Mit Beginn des Krieges wurden vor allem die jungen Männer eingezogen, was den Mannschaftsbestand reduzierte. Es fehlte der Nachwuchs. Die Meldung über Stärke und Ausrüstung der Unterkirnacher Wehr vom 11. November 1941 zeigt knapp zwei Jahre später die prekäre Lage: Mannschaftsstärke 30 Mann („die genannte Zahl ist an Wochentagen während der Arbeitszeit nie erreichbar“); Kraftspritze: keine; moderne Schiebeleiter: eine; Schlauchmaterial: B-Schläuche keine, C-Schläuche 200 m; Gasmasken sind vorhanden; „Mannschaft (meist nur in geringer Zahl) abfahrbereit beim Rathaus innerhalb 15 Minuten“.

Zunächst lichteten die zahlreichen Einberufungen die Reihen der Feuerwehr. Dann zählte man die ersten Gefallenen. Aus Frankreich waren die meisten Soldaten noch heil heimgekommen. Im Russlandfeldzug fiel der erste Feuerwehrmann am 13. September 1941. Kommandant Moser, der den Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte, drückte der Familie sein Beileid aus. Am 10. Januar 1942 wurde der zweite gefallene Feuerwehrmann in Unterkirnach beerdigt. Die Feuerwehr erwies ihm noch die letzte Ehre. Im April 1942 fiel in Russland der nächste Soldat, ein halbes Jahr später sein jüngerer Bruder. Kommandant Moser versuchte, die Familie des Kameraden zu trösten. Ebenfalls 1942 starb ein Soldat an der Ostfront, der schon mit der Legion Condor 1936 im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte. Und bis 1945 verlor die Feuerwehr drei weitere Männer. Der letzte war ein Volkssturm-Mann an der Westfront.²¹

Eine neue Motorspritze wird beschafft

Kommandant und Bürgermeister mussten jetzt aktiv werden, um die schrumpfende Wehr einsatzbereit zu halten. Die Brandbekämpfung fand bisher mit zwei altmodischen Pumpen statt, die jeweils von einer Mannschaft transportiert und bedient wurden. Bürgermeister Weißer beantragte am 6. Februar 1941 beim Landrat eine

trag- und fahrbare Kraftspritze mit 800 l/min Leistung einschließlich Zubehör und einem Kraftspritzen-Anhängewagen mit Gummibereifung. [...] Die vorhandenen Geräte sind heute als völlig unzureichend zu bezeichnen. Es sind nahezu 100 Jahre her, daß die heute noch verwendete Druckspritze angeschafft wurde.²² Schnelle und ausgiebige Hilfe ist mit dieser Spritze nicht möglich, da der Transport in die entlegenen Zinken und Höfe viel zu schwerfällig und zeitraubend ist und vor allem auch zu viel Mannschaftsbedienung erfordert.

Am 4. Juli 1941 antwortete die Firma Carl Metz dem Bürgermeister:

Wir können Ihnen heute die erfreuliche Mitteilung machen, daß uns inzwischen die Kennziffer vom RFSS für die von Ihnen bestellte Kraftspritze mit Transportwagen zugeht. Da die Reichsstelle für Kautschuk und Asbest

Luft- bzw. Elastikreifen für derartige Zwecke nicht mehr freigibt, rüsten wir unsere Kraftspritzenanhänger mit Eisenreifen aus. Die Holzräder mit Eisenbereifung können Sie jedoch später ohne weiteres in Scheibenräder mit Luftbereifung auswechseln. Infolge Rohstoffknappheit liefern wir nur noch 4 Längen Saugschlauch.

Da es noch knapp zwei Jahre dauern sollte, bis die neue Spritze tatsächlich geliefert wurde, mussten weitere Schritte ergriffen werden. Alle jungen Männer ab 15 Jahren wurden zur Feuerwehr zwangsverpflichtet, soweit sie durch die Sirene erreichbar waren. Vier Tage später hatten sie sich am Sonntagmorgen um 7 Uhr nach dem Sirenen-Alarm beim Rathaus zu einer kurzen Übung vorzustellen.

Bereits eine Woche später fand eine große Luftschutzübung statt. In zweihundert Metern Umkreis um die Schule im Ortskern wurden an 9 Häusern 9 Szenarien mit Schäden durch Spreng-, Brand- und Phosphorbrandbomben, mit Bränden, Verschütteten und Verletzten inszeniert.

Jedermann dürfte dabei klar erkannt haben, wie dringend eine funktionsfähige neue Motorspritze benötigt wurde. Sie traf am 28. Mai 1943 in Unterkirnach ein. Die Freude darüber sollte allerdings nicht lange währen. Am 16. Juni 1943 meldete der Bürgermeister mehrere Schäden an die Firma Carl Metz in Karlsruhe:

Bei der ersten zur Vorführung erforderlichen Fahrt nach Villingen sprang nach etwa 3 km das linke Anhängerwagenrad ab. Der geringen Fahrgeschwindigkeit wegen sind Personen nicht zu Schaden gekommen.

Doch dabei sollte es nicht bleiben. Am 16. März 1944 schrieb der Bürgermeister erneut an die Firma Carl Metz von gravierenden Schäden:

Ich gebe Mitteilung, daß am Überdruckstutzen das Ventilgehäuse gerissen ist. Ferner ist der Flansch am Auspuff-Anschluß gerissen. Ich wiederhole die Mitteilung, daß die Zugstange zum Anhängerwagen nicht geliefert wurde.

Die neue Motorspritze verursachte auch weitere Ausgaben, denn der Transportanhänger war wohl unbrauchbar. Als Transportfahrzeug für die Kraftspritze wurde nun ein gebrauchter Lieferwagen angekauft. Danach musste man feststellen, dass ein neues Feuerwehrgerätehaus nötig wurde, da das alte Leiternhaus und ein Raum im Rathaus nicht mehr ausreichten.²³

Ausbildung und Einsatz von Feuerwehrhelferinnen

Gerade waren diese Probleme einigermaßen gelöst, da standen dem ziemlich zusammengeschmolzenen Häuflein Wehrmänner neue Aufregungen bevor, wie das Rundschreiben des Kreisfeuerwehrverbandes vom 22. Juni 1944 ankündigt:

Ausbildung von Feuerwehrhelferinnen:

Da bis jetzt kaum die Hälfte der Wehren Feuerwehrhelferinnen haben, erhalten die übrigen Wehrführer jetzt den Auftrag, auch in ihren Wehren

Feuerwehrhelferinnen zum Feuerwehrdienst heranzuziehen und auszubilden. [...] Die Feuerwehrhelferinnen sollen auch als Maschinisten für Kraftspritzen ausgebildet werden. Wehrführer, die auch jetzt noch immer versäumen, ihre Wehren so stark als möglich zu machen, müssen damit rechnen, daß sie eines Tages zur Rechenschaft gezogen werden.

Bürgermeister Weißer setzte diese Aufforderung sogleich in die Tat um und gab bekannt:

Der totale Krieg erfordert totalen Einsatz. Nach den neuesten Bestimmungen müssen nun auch weibliche Kräfte als Feuerwehr-Helferinnen zum Feuerwehrdienst herangezogen werden. In Betracht kommen zunächst weibliche Personen im Alter vom 16. bis zum 24. Lebensjahr und zwar aus dem geschlossenen Ortsteil. [...] Wenn genügend freiwillige Meldungen einlaufen, wird auf zwangsweise Anordnung verzichtet.

Auf einem beigehefteten Blatt waren 15 Feuerwehrhelferinnen verzeichnet.

Mit Sicherheit wollten Feuerwehr-Männer damals keine Frauen in ihren Reihen haben, denn Feuerwehren waren schon immer eine „Männer-Domäne“. Aber auch während des Ersten Weltkrieges waren 1915 infolge der vielen Einberufungen alle Männer von 16 bis 60 Jahren und alle weiblichen Personen von 16 bis 35 Jahren zum Löscheinsatz im Brandfall verpflichtet worden.²⁴ Dennoch ist bis heute der Frauenanteil in den Feuerwehren gering, während sie bei den Rettungsdiensten, zum Beispiel dem Roten Kreuz, in weit größerer Zahl und ebenso großer Verantwortung „ihren Mann stehen“.

Kaum waren die jungen Frauen einigermaßen ausgebildet, hatten sie schon den ersten Einsatz bei einem Gebäudebrand im Moosloch. Dabei sollte auch die neue Motorspritze ihre erste Bewährungsprobe bestehen. Doch der Treibstoff ging schnell zur Neige. Deshalb musste nachts mit der alten Spritze nachgelöscht werden. Wehrführer Moser bat deshalb Kreisführer Bäuerle in Villingen „um sofortige Zuweisung von Tankausweiskarten“. Dass die Zuteilung von Treibstoff sofort erfolgte, darf bezweifelt werden.

Kriegsende und Entnazifizierung

Wahrscheinlich wurden aber „alle Mann“ und auch die mutigen Feuerwehrhelferinnen bei Kriegsende benötigt, als das Dorf am 25. April 1945 beim Rückzug deutscher Truppen von der französischen Artillerie heftig beschossen und zahlreiche Häuser im Ortskern beschädigt wurden. Das Schwesternhaus und das Rathaus erhielten Volltreffer, auch das „Rössle“ von Karl Moser, der Stadthof und die Kirche wurden schwer beschädigt.²⁵ Karl Moser und etwa ein Dutzend Parteigenossen wurden über viele Wochen in Villingen interniert.

Im Herbst 1945 begann schließlich die Bereinigung der Feuerwehren, das heißt die Entnazifizierung. Die Feuerwehren wurden wieder auf ihre ursprünglichen Aufgaben ausgerichtet. Anfang November wurde mit einem Erhebungs-

bogen die Stärke der Wehr abgefragt. Unterkirnach meldete: 4 Unterführer und 34 Mannschaften, davon 11 abwesend.

Am 26. November 1945 folgte ein Schreiben des neuen Landrats an alle Bürgermeister des Landkreises:

Nach einer Anordnung der Militärregierung sind die Feuerwehrcorps zu bereinigen, soweit sie bisher als gleichmilitärische oder polizeiliche Einrichtungen galten.

Diese Bereinigung hat zum Ziel, die Formationen von Nazi-Elementen sowie von ihrem militärischen oder polizeilichen Charakter zu befreien. Die neu gegründeten Einheiten haben nur die einzige Funktion zu erfüllen, nämlich den Kampf gegen Feuersbrunst und andere Katastrophen.

Es wird in Zukunft keine Dienstverpflichtung als Feuerwehrmann [...] bestätigt werden können, wenn der Interessent die gestellten Bedingungen des Personalfragebogens nicht erfüllt. Das Durchsehen der Fragebogen geschieht von hier aus. Aufgrund dieser Überprüfung haben dann z.B. diejenigen Feuerwehrleute auszuscheiden, die in der Partei ein Amt bekleideten oder neben der Partei noch in der SS, SA, NSKK usw. tätig waren oder vor dem 1.5.1937 in die Partei eingetreten sind oder besonders fanatische Nazis waren. [...]

Die Feuerwehrmänner sind zur Ausfüllung des üblichen politischen Fragebogens binnen einer Woche zu veranlassen.

Verständlicherweise waren nicht alle Feuerwehrleute bereit, den Fragebogen auszufüllen, obwohl die Kontrolle der Bögen nicht durch die französischen Militärbehörden, sondern durch das Landratsamt („von hier aus“) erfolgte. Wie die noch vorhandenen, mit Namen beschrifteten, aber leeren Fragebogen zeigen, zogen einige es vor, aus der Feuerwehr auszuscheiden, weil sie ein Amt in einer Partei-Organisation gehabt hatten. Vier Wehrmänner waren schon über 60 Jahre alt. Einer von ihnen war auch der Kommandant und Ratschreiber Karl Moser. Andere Fragebogen blieben leer, weil zahlreiche Männer vermisst oder in Gefangenschaft waren.

Auf diese Weise wurde in mancher Gemeinde die Mannschaftsstärke beträchtlich verringert. In Unterkirnach war sie an der unteren Grenze angelangt. Laut einem Schreiben an Kreisbrandmeister Görlacher betrug die tatsächliche Mannschaftsstärke am 13. Mai 1949 noch 18 Mann. Neuer Kommandant war Egon Kammerer.



Autor

KLAUS MAIWALD

Abitur am Fürstenberg-Gymnasium Donaueschingen, Lehramtsstudium an der Universität Freiburg (Deutsch, Englisch, Geographie), wissenschaftlicher Angestellter und Dozent im Bereich IT und Netzwerke an der Hochschule der Medien Stuttgart, Lehrer an einem Berufskolleg. Autor des Unterkirnacher Geschichtsbuchs und mehrerer Veröffentlichungen über Unterkirnach im Kreis-Almanach.

Georg-Elser-Straße 9
71254 Ditzingen
klaus.maiwald@mail.de

Anmerkungen

- 1 Der Autor war 1984 bis 1986 von der Gemeindeverwaltung beauftragt, ein Geschichtsbuch über Unterkirnach zu verfassen. Dieses ist 1994 erschienen und beschäftigt sich in allgemeiner Form auch mit den lokalen Ereignissen während des Dritten Reiches. Im Gemeindearchiv Unterkirnach fanden sich jedoch außer den Gemeinderatsprotokollen kaum Unterlagen über die Zeit des Nationalsozialismus. Natürlich wurden 1945 alle potenziell belastenden Unterlagen entsorgt. Aber auch mündliche Auskünfte über Parteimitglieder und Vorgänge im Dorf, zum Beispiel nach der Machtergreifung, konnte ich als auswärtiger Autor (mit dem Auftrag der Veröffentlichung!) kaum erhalten. Ein Karton mit Feuerwehrunterlagen des Kommandanten Moser (Feuerwehrakten 1928 bis 1949, Gemeindearchiv Unterkirnach, zit.: FFW Akten GA) ist jedoch zufällig erhalten geblieben. Er gestattet bei der späteren Durchsicht einen interessanten Blick in das Gemeindeleben. In Verbindung
- 2 mit Wahlergebnissen und Zeitungsartikeln ergab sich ein durchaus stimmiges und umfassendes Bild der Zeit. Soweit nicht anders angegeben, stammen die Zitate aus diesem Quellenbestand. Die Schreibung von ss und ß wurde nicht modernisiert.
- 2 Villinger Volksblatt (29.4.1929).
- 3 Ebd. (30.6.1930).
- 4 Gemeinderatsprotokolle 1933 (GA: Gemeindearchiv).
- 5 Machtübernahme durch Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner. Wagner hatte am 10. März 1933 im Auftrag der Reichsregierung „*im Interesse der öffentlichen Ordnung und Sicherheit des Landes*“ die Regierungsgewalt in Baden übernommen. Die Aufgaben des badischen Staatspräsidenten und Justizministers Schmitt, des Innenministers, des Kultusministers und des Finanzministers lagen zunächst allein in seiner Hand, bis er neue Minister kommissarisch ernannte. 1946 wurde Wagner für seine im Elsass begangenen Verbrechen von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt und am 14. August 1946 erschossen. Quelle: *ns-ministerien-bw.de/2014/12/robert-wagner-gauleiter-reichsstatthalter-in-baden-und-chef-der-zivilverwaltung-im-elsass*; [abgerufen 5.9.2021].
- 6 Schreiben des Kreisvorsitzenden Wehrle vom 7. Mai 1933.
- 7 Karl Moser (1882–1958), Rösslewirt, Ratschreiber (1921–1949), Ausbildung zum Lehrer, Soldat im 1. Weltkrieg, Mitglied im Kriegerverein, Chorleiter, Organist.
- 8 Schreiben vom 15. Dezember 1935 an die Wehrführer.
- 9 Schreiben des Badischen Landesfeuerwehrverbandes vom 7. März 1936 mit Anlagen.
- 10 Es verwundert, dass der Antrag auf

- Anerkennung als öffentliche Feuerwehr ohne Kenntnis der Satzung gestellt wurde. Dass die Mustersatzung erst danach veröffentlicht wurde, zeigt, wie demokratische Prinzipien systematisch demontiert wurden.
- 11 Ministerialblatt des Reichs- und Preuß. Ministeriums des Innern 1936, Nr. 22 (FFW Akten GA).
 - 12 Da in der Kopie des Berichtsformulars die Anzahl der anwesenden Feuerwehrleute nicht ausgefüllt war, ist anzunehmen, dass einige Männer absichtlich der Versammlung fernblieben.
 - 13 Ungewöhnlich ist die Rolle des Bürgermeisters Edmund Weißer. Von den Nazis am 5. August 1936 nur kommissarisch, aber für fast neun Jahre eingesetzt, wird er nach dem Krieg nochmals für 18 Jahre gewählt und später zum Ehrenbürger ernannt. Als „Verwalter des Mangels“ muss er sein Amt mit viel Geschick ausgefüllt haben, dass er von den Bürgern so respektiert und honoriert wurde. Mit dem Rösslewirt und Kommandanten Karl Moser als Ratschreiber hatte er sicher einen fähigen Kopf an seiner Seite.
 - 14 Schriftverkehr vom 24. Januar 1937 bis 2. Februar 1937.
 - 15 Führerbefehl 2/37 des Kreisfeuerwehrverbandes vom 15. Mai 1937.
 - 16 Ähnliches hatte man nach dem Wahldebakel 1933 versucht. NSDAP-Kreisleiter Ettwein von St. Georgen hielt gut besuchte Vorträge mit viel Applaus vor den Unterkirnachern, um sie für den Nationalsozialismus zu begeistern. Aber der Erfolg war nur vordergründig, man spielte mit.
 - 17 Laut Führerbefehl Nr. 10 vom 10. Juni 1936 hatte ein Wehrführer einen geeigneten Nachfolger vorzuschlagen.
 - 18 Unterstreichung im Original.
 - 19 Rundschreiben Nr. 6/1938 des Kreisfeuerwehrführers vom 6. April 1938.
 - 20 Hitler bereitete sich ab 1936 insgeheim auf einen Krieg vor, als er im spanischen Bürgerkrieg den faschistischen Putsch von General Franco unterstützte und unter Geheimhaltung die ersten deutschen Kampfflugzeuge und tausende von Soldaten den Kriegseinsatz proben ließ. Franco verhalten sie zum Sieg. Auch ein Unterkirnacher Feuerwehrmann kämpfte in der „Legion Condor“ und berichtete als „gedientes“ Mitglied des Kriegervereins über seine Erlebnisse.
 - 21 Insgesamt fielen 44 Unterkirnacher im 2. Weltkrieg. Vermisst blieben weitere 15 Soldaten.
 - 22 Angeschafft 1845!
 - 23 Gemeinderatsprotokolle 1943/44 (GA).
 - 24 Gemeinderatsprotokoll 1915 (GA).
 - 25 NORBERT OHLER: Zeugnisse aus schwerer Zeit. In: Villingen im Wandel der Zeit 44/2021, S. 75 f. – HERMANN RIEDEL: „Ausweglos...!“ Letzter Akt des Krieges im Schwarzwald, in der Ostbaar und an der oberen Donau Ende April 1945. Villingen-Schwenningen 1974, S. 230–233.

Raimund Faller aus Unadingen – ein Opfer der nationalsozialistischen Rechtsprechung

von HARALD KETTERER

Das Ausmaß der Verbrechen, die im Nationalsozialismus begangen wurden, übersteigt die Vorstellungskraft jedes Einzelnen. Mit Hilfe von Zahlen versucht man das Leid zu quantifizieren, aber letztendlich sind es hilflose Versuche, das Unfassbare zu begreifen. Anhand von Einzelschicksalen lässt sich natürlich nicht das gesamte Unrechtssystem erklären, aber Einzelschicksale ermöglichen zumindest einen Einblick in ein zutiefst menschenverachtendes und im wahrsten Sinne gnadenloses Justizsystem.

Am Beispiel des Schicksals von Raimund Faller aus Unadingen und seiner Ehefrau Ida wird dargestellt, wie sich die politische Justiz in Deutschland in den letzten Kriegsjahren dramatisch verschärfte und zu einer Rechtsprechung führte, die bei geringsten Vergehen die Todesstrafe verhängte und vollstreckte. Die sehr gute Quellenlage ermöglicht eine detaillierte Beschreibung der letzten Monate Fallers, bevor er am 23. März 1944 wegen Verstoß gegen das Rundfunkgesetz im Gefängnis Brandenburg (Havel)-Görden hingerichtet wurde.

Für den Autor selbst hat das Schicksal Raimund Fallers eine besondere Bedeutung, da seine Urgroßmutter Lucia Marx eine Schwester von Raimund war. Sie war mit dem damaligen Bürgermeister Emil Marx verheiratet, der bei der Verhaftung Raimund Fallers auch in Erscheinung trat. Die Forschungen zu dessen Schicksal sind somit nicht nur von akademischer Bedeutung, sondern es stellt sich auch die Frage, ob die eigene Verwandtschaft eine Mitschuld am Tode Fallers hatte. Diese Fragen konnten durch das Einsehen der Gerichtsakten im Bundesarchiv in Berlin geklärt werden.

Herkunft, Jugend, Heirat und berufliche Turbulenzen

Raimund Faller stammte aus einer einfachen Bauernfamilie. Er wurde am 30. August 1876 in Unadingen geboren und ging von 1882 bis 1890 auch dort in die Volksschule. Bis zu seiner Einberufung zum Militärdienst im Jahr 1896 half er im elterlichen Betrieb. Nach dem Tod seines Vaters Johann 1894 heiratete seine vier Jahre ältere Schwester Lucia 1897 Emil Marx und übernahm den elterlichen Hof. Ein Jahr später verstarb auch Raimunds Mutter Kreszentia. Es scheint, als ob Raimund in seinem Elternhaus nur noch geduldet war. Jedenfalls diente er von 1896 bis 1899 im 1. Badischen Dragonerregiment in Karlsruhe. Während dieser Zeit lernte er auch Martin Schlecht kennen, der später für ihn eine verhängnisvolle Rolle spielen sollte. In dieser Zeit kam Raimund Faller zum ersten Mal mit der Obrigkeit in Konflikt: Er musste eine siebenwöchige Festungshaft in Bruch-

sal verbüßen.¹ Der Grund der Haft ist nicht bekannt, es ist nur überliefert, dass ihn sein Schwager Emil Marx in dieser Zeit besucht hat.

Seiner Rekrutenzeit folgte ein ruheloses Leben in verschiedenen Berufen an wechselnden Wohnorten. Von 1900 bis 1903 war er in Freiburg als Kutscher und Hausdiener und bei der Eisenbahn tätig. Anschließend reiste er durch die Schweiz, dann nach München, Innsbruck und Wien. Schließlich zog er im Jahr 1904 nach Berlin. In diesen turbulenten Jahren eröffnete er mit seinem Cousin Friedrich Hasenfratz einen Pferdedroschkenbetrieb, der sich jedoch als nicht rentabel erwies und in Konkurs ging. Als finanzielle Grundlage hatte ihm sein Erbanteil gedient, nun war er finanziell ruiniert.²

In Berlin fand Raimund Faller verschiedene Anstellungen, unter anderem bei der Firma Borsig und als Taxifahrer. 1908 heiratete er Ida Unruh, die aus dem damals preußischen Köslin in Pommern stammte. Sie war am 31. Januar 1883 als zweitältestes von fünf Kindern geboren worden. Ihre Mutter war verstorben, als sie acht Jahre alt war. Nach dem Besuch der Volksschule hatte sie verschiedene Anstellungen als Haushaltshilfe in Köslin, Rügenwalde und schließlich ab 1905 in Berlin. Auch nach ihrer Eheschließung trug sie als Aufwärterin zum Familieneinkommen bei.³

Von August 1914 bis Dezember 1918 diente Faller im Krieg als Zugmaschinenführer, eine Tätigkeit, die ihm später vermutlich bei seinen Anstellungen als Kraftfahrer half.

Das politische Weltbild von Raimund und Ida Faller

Das unstete Leben vor dem Krieg veränderte Fallers politische Einstellungen. Fern vom streng katholischen, konservativen Örtchen Unadingen wurde er von neuen Ideen beeinflusst. Er trat im Jahr 1912 in die Sozialdemokratische Partei ein.



Bereits ein Jahr später verließ er die katholische Kirche. Wahrscheinlich hatten die Erfahrungen im Ersten Weltkrieg und in den Wirren nach Kriegsende auch bei ihm zu einer politischen Radikalisierung geführt. Jedenfalls fand er im Jahr 1923 in der KPD-Ortsgruppe Berlin seine neue politische Heimat. Obwohl er bereits 1928 nach dem Zerwürfnis mit einer aus Russland stammenden kommunistischen Agitatorin wieder aus der Partei austrat, sollte er zeit seines Lebens Anhänger der KPD bleiben.

Raimund Faller in jungen Jahren.

Repro: Harald Ketterer.



Ida und Raimund Faller. Repro: Harald Ketterer.

Diese Episode zeigt beispielhaft, dass Raimund Faller ein eher impulsiver Mensch war. Seine oben aufgeführte Festungshaft in seiner Militärzeit hing sicher mit seiner mangelnden Unterwürfigkeit zusammen. Schon 1901 war er wegen einer Schlägerei zu vierzehn Tagen Haft verurteilt worden. Wegen einer ähnlichen Auseinandersetzung sollte er 1929 nochmals eine Strafe von 6 Tagen Haft oder 30 Reichsmark (RM) Buße erhalten.

Politisch wurde Raimund von seiner Frau Ida bestärkt. Sie selbst trat im Jahr 1912 aus der evangelischen Kirche aus und war von 1916 bis 1919 in der USPD, einer linken Abspaltung von der SPD, organisiert. Die Nachkriegszeit führte auch bei ihr zu einer Radikalisierung, denn sie wechselte im Jahr 1919 von der gemäßigteren USPD zur radikaleren KPD. Bei ihrem späteren Verhör im Jahr 1943 gab sie an, dass ihr das „Wesen und Gehabe“ der KPD aber nicht zugesagt hätte und sie so bereits nach einem Jahr wieder ausgetreten sei. In dieser kurzen Zeit habe sie nie eine Funktion für die Partei ausgeübt und später auch nie mehr die Partei gewählt.

Solche Aussagen müssen kritisch hinterfragt werden, stammen sie doch aus einem Gestapo-Verhör, bei der Ida ihre Rolle als Kommunistin sicherlich herunterspielte. Raimund sagte später aus, dass Ida bei Versammlungen der KPD aufgetreten sei. Aus den vorliegenden Quellen kann geschlossen werden, dass sich Ida Faller durchaus politisch betätigte, auch wenn sie sicher keine herausragende Stellung in der KPD einnahm. Beim Verhör durch die Gestapo im Jahr 1943 redete sie ihre politische Rolle geschickt klein. Der verhörende Kriminalsekretär

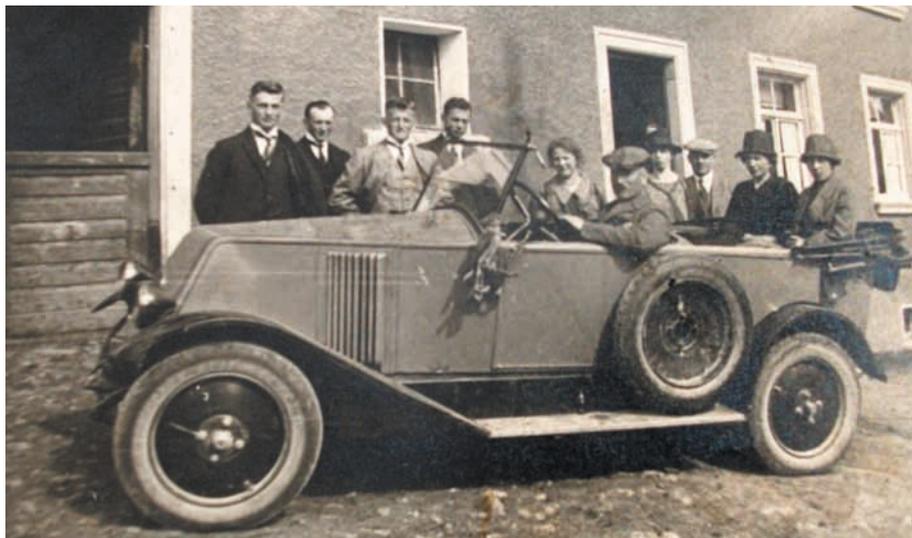
Hallwig zeigte, warum auch immer, wiederum kein Interesse, Idas politische Vergangenheit zu ergründen, und so wurde Ida bei dem späteren Gerichtsverfahren freigesprochen.

Der Lonnerstädter-Prozess

Im Jahr 1936 geriet Faller erstmals in die Mühlen der politischen Justiz. Er wurde am 15. Oktober 1936 verhaftet und kam als Untersuchungshäftling nach Berlin-Moabit.

In dem auch in der Literatur⁴ erfassten sogenannten „Lonnerstädter-Prozess“ wurden neben Raimund sieben weitere Personen vor dem Berliner Kammergericht angeklagt. Nachdem im März 1933 die Kommunistische Partei im Deutschen Reich verboten worden war, versuchten deren Mitglieder teilweise im Untergrund ihre Tätigkeit fortzuführen. Die hier Angeklagten wurden beschuldigt, in Berlin-Moabit eine verbotene Zelle der KPD zu betreiben und die illegale „Moabiter Arbeiterzeitung“ herzustellen und zu vertreiben.⁵ Als Kopf der Moabiter Untergrundgruppe und Verfasser der Artikel wurde der Schriftsteller Siegfried Lonnerstädter angesehen. Die besagten Zeitschriften hat Raimund Faller dann verkauft und auch weitergeleitet.

Der Prozess selbst fand ein halbes Jahr später am 20. und 21. Dezember 1937 vor dem 3. Strafsenat des Kammergerichts in Berlin statt. Die Urteile bewegten sich zwischen 6 Monaten Gefängnis und 10 Jahren Zuchthaus.⁶ Raimund Faller erhielt zwei Jahre Zuchthaus, die Untersuchungshaft wurde auf die Haftstrafen angerechnet. Faller wurde in das Zuchthaus Brandenburg (Havel)



Raimund Faller zu Besuch in Unadingen, Raimund am Steuer, hinten im Auto Wilhelmine und Anna Marx, hinter dem Fahrzeug von links: Hubert, Josef, Karl, Heribert und Maria Marx, Ida Faller und ein weiterer Besucher aus Berlin. Aufnahme 1920er Jahre (undatiert). Foto: Annette Brugger (Unadingen).

verlegt. Wegen der Untersuchungshaft musste er noch neun Monate im Zuchthaus verbringen. Am 21. Oktober 1938 wurde er aus der Haft entlassen. Eigentlich kam er bei diesem Prozess mit einem blauen Auge davon.

Widerstandskämpfer oder Querulant?

Nach seiner Entlassung durfte Raimund Faller seine Arbeit als Fahrer nicht mehr ausüben. Er war jetzt gezwungen, sein Geld als einfacher Erdarbeiter zu verdienen. Diese Herabstufung empfand er als bewusste Schikane, die ihn noch nach Jahren kränkte. Seit 1942 fand er (mit 66 Jahren) wieder eine Anstellung als Kraftfahrer bei der Kartonagenfabrik Brandt & Wittig in Berlin-Wedding, Gerichtsgasse 23. Es ist davon auszugehen, dass seine Rente in Höhe von 44,50 RM nicht ausreichte und das Ehepaar auf das zusätzliche Einkommen angewiesen war.

Eine Episode aus dieser Zeit belegt, wie wenig sich Faller in das NS-System eingefügt hatte. Nach der Schlacht von Stalingrad meldete sich im Frühjahr 1943 sein Großneffe Emil Ketterer (der Vater des Autors) freiwillig zur Waffen-SS. Er wurde in die Kaserne der „Leibstandarte Adolf Hitler“ nach Berlin-Lichterfelde eingezogen. Seine Eltern schlugen vor, dass er, wenn er schon in Berlin sei, doch seinen „Onkel Raimund und die Tante Ida“ besuchen solle. Ohne Hintergedanken ging er in Uniform zu seinen Verwandten und wurde von Raimund im Hausflur wegen der schwarzen SS-Uniform lauthals als „schwarzes Schwein“ und mit Ähnlichem beschimpft. Ida konnte die Situation beruhigen. Der Vorfall hatte kein Nachspiel, zeigte aber, dass Raimund weiterhin seinen ungefilterten Hass auf die Nationalsozialisten preisgab und keiner Konfrontation aus dem Weg ging.

Auch bei seiner Arbeitsstelle nahm er lieber Nachteile in Kauf, als die eigene Meinung für sich zu behalten. Wegen Lohnstreitigkeiten verließ der nun 67-Jährige im Juli 1943 die Firma Brandt & Wittig, ohne eine neue Stelle in Aussicht zu haben.

Denunziation

In dieser verfahrenen Situation entschloss sich Faller, zu seinem Bruder Mathä nach Unadingen zu fahren und ihm bei der Heuernte zu helfen. Die Fahrt von Berlin nach Unadingen wollte er nutzen, um seinen Kameraden Martin Schlecht aus der Karlsruher Militärzeit von 1896 bis 1899 in Karlsruhe zu besuchen. Er hatte zufällig dessen Adresse erhalten und meldete seinen Besuch in einem Brief an. Dieser hatte nichts dagegen und so kam es zu der verhängnisvollen Begegnung am 6. Juli 1943. Nach der späteren Aussage von Martin Schlecht bei der Gestapo war Faller etwa zwei Stunden bei ihm zu Besuch, wobei er sich offen als Gegner des nationalsozialistischen Staates bekannte. Er habe sich einen hochwertigen Radioapparat gekauft, mit dem er täglich die Nachrichten des Londoner und des Moskauer Senders abhöre. Auf Grund dieser Nachrichten sei er sich sicher, dass Deutschland den Krieg verlieren würde und in London bereits eine neue Regierung zusammengestellt sei. Im Laufe des Besuches habe Raimund ihm auch über seine zweijährige Haft wegen der Verbreitung verbotener Schriften berichtet.

Die freien Äußerungen gegenüber seinem alten Kameraden sollten tödliche Konsequenzen haben: Schlecht war Parteigenosse und sah es als seine Pflicht an, bei der Gestapo Karlsruhe Meldung zu machen. In dem Protokoll vom 14. Juli 1943 wird festgehalten:

Nachdem Faller wieder fort war, habe ich mir über dessen politische Einstellung Gedanken gemacht. Ich kam zu der Überzeugung, dass Faller allerhand Unheil anrichten kann und bestimmt zersetzend unter den Volksgenossen wirkt. Nach reiflicher Überlegung kam ich zu dem Entschluss, das Verhalten des Faller zu melden, damit seinem Treiben Einhalt geboten wird. Es handelt sich hier nicht um einen Racheakt. Ich habe mit Faller in keiner Weise Unannehmlichkeiten gehabt, sondern im Gegenteil, wir waren während unserer Dienstzeit immer gute Kameraden. Die Anzeige erstatte ich aus reinem Pflichtbewusstsein, darf aber trotzdem bitten, dass, soweit als möglich, mein Name nicht genannt wird. ⁷

Verhaftung und Verhör

Nachdem Faller in Unadingen eingetroffen war und dort seinem Bruder Mathä bei der Ernte half, leitete die Gestapo Karlsruhe den Fall an das Grenzpolizeikommissariat Singen weiter, die für Donaueschingen zuständige Stelle. Dort übernahm Kriminal-Ober-Assistent Walter Werner die Angelegenheit. Er fuhr nach Donaueschingen und organisierte am 10. August 1943 Fallers Verhaftung. Nach einem Augenzeugenbericht von Emil Marx, dem noch lebenden gleichnamigen Enkel des Bürgermeisters, kamen damals zwei Männer mit einem Auto nach Unadingen und verhafteten Raimund, während er in der Nachbarschaft beim Dreschen aushalf.

Das anschließende Verhör erfolgte im Gerichtsgefängnis in Donaueschingen. Im entscheidenden Abschnitt „Zur Sache“ des Vernehmungsprotokolls⁸ legt Faller ein umfassendes Geständnis ab. Ihm wurden offensichtlich die Anschuldigungen von Martin Schlecht vorgehalten, denen er nicht widersprach. Im Gegenteil, er berichtete noch ausführlicher über den Erwerb des teuren AEG-Radios im Jahr 1939, dessen Wert mit 219 RM etwa fünf Monatsrenten entsprach, das er speziell zum Abhören von Feindsendern gekauft hatte. In der Regel hörte er drei- bis viermal in der Woche den Schweizer Sender Beromünster, ab und zu auch die deutschsprachigen Nachrichten von Radio London und Moskau. Für die spätere Strafbemessung kam hinzu, dass Faller diese Nachrichten nicht für sich behielt, sondern an andere Personen weitergab. Bei dem Verhör gab er die Namen dieser Personen nicht weiter, er behauptete, sie nicht zu kennen. Es seien alles Personen aus dem Arbeiterstand, die früher einmal Mitglieder der Sozialdemokraten waren. Kommunisten würde er kaum noch kennen. Interessanterweise fragte die Gestapo nicht weiter nach.

Kritisch wurde das Verhör, als es um die Frage ging, inwieweit seine Frau Ida mitgehört hatte. Raimund gab hierzu zu Protokoll:



Gefängnis Donaueschingen nach dem Stadtbrand im Jahr 1908. Foto Stadtarchiv Donaueschingen.

Meine Frau hat bestimmt niemanden [sic!] etwas von dem Gehörten mitgeteilt. Hier könnte ich meine Hand ins Feuer legen. Notizen oder dergleichen hatte ich nie gefertigt. Man kann nie wissen, wenn man eines Tages unvermutet plötzlich festgenommen wird und die Polizei findet sodann solches Material bei einem. Hier war ich schon etwas vorsichtiger (!!!)

In dem Schlusssatz zeigt Raimund etwas Reue:

Ich sehe ein, dass ich nunmehr eine grosse Dummheit gemacht habe, indem ich mich bei SCHLECHT in dem mir vorgeworfenen Sinne äusserte. Mein ganzes Tun und Handeln war schon seit langer Zeit das eines Arbeiters. Nach Verbüßung meiner 2 jährigen Zuchthausstrafe wurde ich von verschiedenen Behörden dermassen traktiert, dass in mir die Galle hoch kam. Ich wurde innerhalb von 24 Stunden von einem Taxi-Chauffeur zu einem gewöhnlichen Erdarbeiter gemacht und wird man ohne weiteres verstehen, dass man für diese Verhältnisse, wie sie heute liegen, keinen rechten Glauben haben kann. Mit dem Nationalsozialismus selbst konnte ich mich auch nicht ganz abfinden, ich brauche zu meiner inneren Einstellung noch etwas Zeit.

Weitere Angaben habe ich nicht mehr zu machen.

Es wurde mir eröffnet, dass ich ab sofort wegen Rundfunkverbrechens und Weiterverbreitung ausländischer Nachrichten festgenommen werde und in das Gerichtsgefängnis Donaueschingen in Schutzhaft komme. Die anlässlich bei mir vorgefundenen 50 Stück Eier, die ich im Laufe der Zeit gehamstert habe, wurden heute in meiner Gegenwart dem Reserve-Lazarett in Donaueschingen zur Verfügung gestellt.

Laut vorgelesen, genehmigt und unterschrieben:

Raimund Faller

Strafanzeige

Bereits einen Tag später, am 11. August 1943, stellt Kriminal-Ober-Assistent Werner in Singen Strafanzeige gegen Faller, Raimund und Faller, Ida, geborene Unruh. Als strafbare Handlung wird angegeben: „*Verbrechen gegen d. ausserordentl. Rundfunkmassnahmen v. 1.9.1939 u. Weiterverbreitung v. Auslandsnachrichten.*“

In der Strafanzeige zeigt sich, dass sich die Gestapo in Singen bereits mit der Gestapo in Berlin ausgetauscht hat, denn Werner schreibt:

Bei FALLER dreht es sich um einen verbissenen und verbohrten früheren Kommunisten, der sich niemals in die Jetztzeit hineinfügen wird. Er war vom Jahr 1923/24 bis 1927/28 eingeschriebenes Mitglied der kommunistischen Partei und ist infolge örtlichen [sic!] Differenzen ausgeschieden. Vom 15.10.1936 bis 21.10.1938 war er wegen kommunistischer Wühlarbeit – Verteilung von kommunistischen Zeitungen – im Zuchthaus Brandenburg a. d. H. untergebracht gewesen. Diesbezügliche Aktenvermerke befinden sich bei der Gestapo in Berlin.⁹

In der Strafanzeige wird außerdem Ida Faller als ehemalige kommunistische Agitationsrednerin bezeichnet.

Überführung nach Berlin-Plötzensee

Raimund Faller verblieb bis zum September 1943 im Donaueschinger Gefängnis. Nach mündlicher Aussage von Emil Marx, der die Geschehnisse als Kind noch miterlebt hatte, hat ihn dort niemand besucht. Die Gestapo Karlsruhe ordnete im Anschluss die Verlegung nach Berlin an. Die Aktenlage wird an dieser Stelle unklar, lässt sich aber durch die besonderen Umstände plausibel erklären. Auf einem Aktenstück¹⁰ wird vermerkt, dass Faller am 10. September um 22.30 Uhr in Berlin-Plötzensee eingeliefert worden sei, in der ausführlichen Gefangenenakte¹¹ steht jedoch, dass er, von dem Gefängnis Moabit kommend, am 21. September um 18 Uhr eingeliefert worden sei. Woher kommt diese Diskrepanz?

Die Verlegung von Faller nach Plötzensee fällt zeitlich genau in die Zeit vom 7. bis 12. September 1943, in der auf Verlangen Hitlers eines der brutalsten Justizverbrechen, nämlich die Massenhinrichtung von über 250 Gefangenen, in Plötzensee durchgeführt wurde. Mit großer Wahrscheinlichkeit hatte die Gefängnisverwaltung daher keine Zeit und keinen Bedarf, weitere Gefangene aufzunehmen und leitete Raimund an das Gefängnis Moabit weiter, bis sich die Situation „normalisierte“.

Untersuchungshaft in Plötzensee

Fallers Gefangenschaft fällt in die Zeit der besonders schweren Luftangriffe auf Berlin vom 18. November 1943 bis zum März 1944. Bei all diesen Angriffen saß Faller schutzlos in seiner Zelle, sicherlich immer in der Angst, bei einem Treffer jämmerlich umzukommen und in Sorge um seine Frau Ida, die in der Birkenstraße

dem Bombenhagel ausgesetzt war. Diese Angst um Ida war nicht unbegründet: Am 23. November 1943 wurde die Wohnung in der Birkenstraße so schwer beschädigt, dass Ida bei einer Bekannten unterkommen musste.

Hierauf bat Raimund am 5. Januar 1944 um Hafturlaub:

An Sondergericht in Berlin N. W. Unterzeichneter bittet um Urlaub, da meine Wohnung Berlin N. W. 21 Birkenstrasse Nr. 9 am 24.11.43 durch Bombardierung abgebrand [sic!] ist. Ich könnte vielleicht noch die Kartoffeln aus dem Keller retten und aus der Küche das Kochgeschirr und die Teller und Tassen retten. Auch könnte ich vielleicht die Nähmaschine wieder beibringen, die über 8 Tage im Hausflur stand, da meine Frau forher [sic!] kein Transportmittel bekommen [sic!] konnte und in der Zwischenzeit wurde die Nähmaschine gestohlen. Meine Frau Ida, geb. Unruh wohnt vorläufig bei Wegener, Lübeckerstraße 40, Berlin N. W. 21. Achtungsvollst zeichnet der Untersuchungsgefangene Raimund Faller Untersuchungs Gefängnis Plötzensee.¹²

Das Schreiben lässt vermuten, dass ihm der Ernst der Lage immer noch nicht bewusst war. Wahrscheinlich hoffte er, mit einer Freiheitsstrafe wie im Jahr 1937 davonzukommen. Tatsächlich musste er mit der Todesstrafe rechnen. Ein Hafturlaub unter diesen Umständen war völlig ausgeschlossen.

Ansonsten wissen wir von seiner Haft in Plötzensee recht wenig. Später, kurz vor seiner Hinrichtung, berichtete ein Mitarbeiter der Haftanstalt, dass Faller sich dem Gefängnisalltag ruhig unterworfen und fleißig seine Arbeit getan habe. Es sind ferner zwei Schreiben vorhanden, bei denen Faller noch während der Untersuchungshaft in Plötzensee um Besuchserlaubnis für Ida an einem Sonntag bat. Sie müsse die ganze Woche arbeiten und habe nur an einem Sonntag Zeit. Den beiden Schreiben ist nicht zu entnehmen, ob dem stattgegeben wurde.

Hausdurchsuchung und Verhör von Ida Faller

Die Strafanzeige richtete sich gegen das Ehepaar Faller. Die Gestapo führte am 16. September 1943 eine Hausdurchsuchung bei Ida in der Birkenstraße 9 in Berlin mit anschließendem Verhör durch.

Laut Protokoll gab sich Ida im Vergleich zu Raimund klüger und stritt jede Beteiligung am Hören der „Feindsender“ ab. Sie widersprach den Angaben ihres Ehemanns und konnte dadurch später bei dem Verfahren ihr Leben retten:

Ich bestreite ganz entschieden, jemals auf unserem Radioapparat einen ausländischen Sender abgehört zu haben. Ich bin auch niemals dabei gewesen, wenn diese Sender von meinem Ehemann abgehört wurden. Wenn mein Ehemann behauptet, seit dem Jahre 1942, insb. seit dem Fall von Stalingrad wiederholt, die Auslandssender Beromünster, London und Moskau in den Abendstunden abgehört zu haben, so kann ich nur immer wieder erklären, dass ich hiervon nichts weiss. Ich kann es auch noch nicht glauben,



Ida Faller, geb. Unruh, * 31.1.1883 in Köslin ;
† 4.1.1958 in Berlin-Tiergarten.

Repro: Harald Ketterer.

dass mein Ehemann derartige Aussagen gemacht und mich in dieser Hinsicht belastet hat.

Richtig ist es, dass wir uns im Jahr 1939 den in unserem Besitz befindlichen Radioapparat, Marke AEG, gekauft haben. Ich selbst habe meist nur den Deutschlandsender eingestellt. Seit einiger Zeit ist der Apparat nicht in Ordnung und kommen immer sehr viel Nebengeräusche in den Apparat, so dass ich ihn schon gar nicht mehr eingeschaltet habe. Seit mein Ehemann

verreist ist, habe ich fast garnicht mehr Radio gehört, zumal der Apparat in der Stube steht und ich mich meist in der Küche aufhalte.

Wenn mein Ehemann in seiner Vernehmung weiter angibt, ich wäre beim Abhören ausländischer Sender dabei gewesen und hätte auch verschiedentlich den Apparat ausgeschaltet und ihn darauf hingewiesen, dass er wegen des Abhörens noch einmal Unannehmlichkeiten habe würde, so muss ich wohl zugeben, dass ich ihm hin und wieder den Apparat ausgeschaltet habe, da mir die durchgegebenen Nachrichten nicht ganz richtig vorkamen, d. h. dass ich der Meinung war, dass es sich nicht um deutsche Nachrichten handelte. Welchen Sender mein Mann aber eingeschaltet hatte und was im einzelnen durchgegeben wurde, weiss ich nicht, da ich hierauf nicht geachtet habe. Ich habe ihm auch gesagt, dass er noch einmal Unannehmlichkeiten haben werde. Die weiteren Angaben meines Ehemannes, dass ich die ausländischen Sender bis zum Schluss der Nachrichtendurchgabe anhörte und wir uns dann über das Gehörte unterhielten, entsprechen nicht der Wahrheit. Wohl habe ich mich mit meinem Ehemann über den deutschen Wehrmachtsbericht unterhalten, jedoch niemals über Feindnachrichten. Ich kann es nicht verstehen, wie mein Ehemann etwas derartiges aussagen kann. [...] Dass mein Ehemann dem nationalsozialistischen Staate auch heute noch ablehnend gegenüber steht und er sich nach seinen eigenen Angaben noch nicht so recht abfinden kann, obwohl seit der Machtergreifung über 10 Jahre vergangen sind, so kann ich nur sagen, dass mein Mann verrückt sein muss, um so etwas zu behaupten. Ein normaler Mensch kann doch nicht derartige Angaben machen.

Ich selbst habe mich zum heutigen Staate eingestellt und habe keine Veranlassung, gegen den Staat zu agitieren.¹³

Am Schluss des Verhörprotokolls wurde Ida noch bekannt gegeben, dass das Radiogerät beschlagnahmt worden war. Außerdem nahm die Gestapo 13 Bücher mit sozialistischem Inhalt zur Vernichtung mit.

Rundfunkverbrechen

Dem Ehepaar Faller wurde in der Strafanzeige vom 11. August 1943 als strafbare Handlung „*Verbrechen gegen d. ausserordentl. Rundfunkmaßnahmen v. 1.9.1939 u. Weiterverbreitung von v. Auslandsnachrichten*“ vorgeworfen. Das Gesetz ließ in der Anwendung erhebliche Spielräume und hatte anfänglich keine großen Auswirkungen. In leichten Fällen wurden die „Schwarz Hörer“ nur ermahnt oder verwarnt. Die nächste Stufe waren Geldstrafen oder Haftstrafen. Ab Mitte des Krieges wurden die Strafen verschärft und die Höchststrafe, die Todesstrafe, immer öfter verhängt.

Vor dem „Volksgerichtshof“: Der Prozess gegen Raimund und Ida Faller

Am 7. Februar 1944 wurde der Prozess gegen Raimund und Ida Faller auf den 18. Februar 9 Uhr anberaumt. Im gleichen Schreiben¹⁴ wurde auf 10 Uhr ein weiteres Verfahren aufgeführt. Somit verblieb für den Prozess gegen das Ehepaar Faller, bei dem es um Leben und Tod ging, von vornherein nur eine Stunde Zeit.

Der Prozess fand vor dem 1. Senat des Volksgerichtshofes unter der Leitung des berichtigten Präsidenten Roland Freisler und fünf Beisitzern in der Bellevuestraße in Berlin statt. Wie am heutigen Bundesverfassungsgericht trugen die Richter rote Roben, im Hintergrund drohte eine große Hakenkreuzfahne. Raimund Faller wurde Dr. Dieke¹⁵ aus Nauen als Pflichtanwalt beige stellt. Ida Faller hatte als Pflichtanwältin Dr. Schmelzeisen-Servaes aus Berlin-Nikolassee. Ob diese helfen konnten oder wollten, ist nicht mehr rekonstruierbar.

Nach den üblichen Formalitäten wurde wohl die Anklageschrift verlesen. Als zentraler Punkt wurde beiden Beschuldigten vorgeworfen,

von Anfang 1942 bis Juli 1943 in Berlin absichtlich ausländische Sender abgehört zu haben, um sich zu schulen und in ihrer hochverräterischen Gesinnung zu bestärken, dem Angeschuldigten Raimund Faller weiterhin die abgehörten ausländischen Nachrichten unter zahlreichen Personen verbreitet und auch dadurch sowie in einem Gespräch mit einem ehemaligen Regimentskameraden in Karlsruhe den Hochverrat vorbereitet und ferner die Kriegsmoral des deutschen Volkes zu zerstören gesucht zu haben. Verbrechen gegen § 80 Abs. 2, § 83 Abs. 2 StGB, §§ 1, 2 der VO über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen vom 1. September 1939, § 5 Abs. 1 Nr. 1 KSSVO, §§ 47, 73 StGB.

Weiter heißt es:

Der Angeschuldigte Faller ist auch jetzt noch ein Gegner des Nationalsozialismus und ein Feind der nationalsozialistischen Regierung. Er wünscht schon um deswillen, daß Deutschland im gegenwärtigen Krieg von seinen

Feinden bezwungen werde, weil er glaubt, daß im Falle einer deutschen Niederlage die nationalsozialistische Regierung gestürzt würde. Auch die Angeschuldigte Faller ist trotz ihres Austritts aus der KPD ihrer kommunistischen Gesinnung treu geblieben.¹⁶

Angesichts der Kürze der Zeit wurde vermutlich auf eine ausführliche mündliche Verhandlung verzichtet und im Wesentlichen auf Grundlage der Akten entschieden.

Zwei Stunden nach dem Verfahren erhielten die beiden das Urteil:¹⁷ Todesurteil für Raimund und Freispruch für Ida.

Abschrift 5 J 28/44 I L 20/44

IM NAMEN DES DEUTSCHEN VOLKES!

In der Strafsache gegen

- 1.) den Kraftwagenfahrer Raimund F a l l e r aus Berlin, geboren am 30. August 1876 in Unadingen bei Donaueschingen, zur Zeit in Haft,*
- 2.) die Ehefrau Ida F a l l e r geb. Unruh aus Berlin, geboren am 31. Januar 1883 in Köslin,*

beide wegen Wehrkraftzersetzung, hat der Volksgerichtshof, 1. Senat, auf Grund der Hauptverhandlung vom 18. Februar 1944, auf die Anklage des Herrn Oberreichsanwalts vom 8. Januar 1944, eingegangen beim Volksgerichtshof am 3. Februar 1944, an welcher teilgenommen haben als Richter:

*Präsident des Volksgerichtshofs Dr. Freisler, Vorsitzter,
Kammergerichtsrat Rehse,
Ortsgruppenleiter Winter,
Stadtrat Kaiser,
SA-Gruppenführer Aumüller,
als Vertreter des Oberreichsanwalts: Landgerichtsrat Dr. Scholz,
für Recht erkannt:*

Raimund F a l l e r, ein alter Kommunist, der auch nach der Machtergreifung wegen kommunistischer Hetze zu Zuchthaus verurteilt werden mußte, hat ein Jahr lang systematisch die feindlichen Heeresberichte abgehört und einem Kameraden aus der Soldatenzeit, den er auf einer Reise besuchte, schwer zersetzende und defaitistische Äußerungen gemacht.

*Er ist ein für alle mal ehrlos.
Er wird mit dem
T o d e
bestraft.*

Daß Frau Ida F a l l e r mit ihrem Mann Auslandsender gehört hat, steht nicht sicher fest. Sie wird deshalb von diesem Vorwurf freigesprochen.

Gründe.

Raimund Faller ist ein alter Kommunist aus der Zeit der Systemrepublik. Zwar trat er etwa 1927 aus der KPD aus, doch wählte er sie weiter. Sein Austritt erfolgte wegen Zwistigkeiten mit einer Rednerin. 1933 geschah ihm nicht das geringste wegen seiner früheren kommunistischen Betätigung. Der Nationalsozialismus gab ihm also die Chance, ein anständiger Volksgenosse zu werden. Trotzdem trieb er wieder kommunistische Flugblatthetzpropaganda. Dafür bekam er 1936 zwei Jahre Zuchthaus, die er absaß. Geändert hat ihn das nicht. Denn im Herbst 1942 fing er an, wöchentlich den Sender Beromünster zu hören, und zwar dessen Wochenberichte und dessen Wiedergabe der feindlichen Heeresberichte. In einem Park in Berlin unterhielt er sich mit einem, wie er behauptet, ihm Unbekannten, und ließ sich von ihm zersetzende Gerüchte erzählen, so: in London werde schon die künftige deutsche Regierung gebildet, zu ihr gehörten auch Schacht und von Neurath. Anfang Juli 1943 löste er sein Arbeitsverhältnis als Kraftfahrer, angeblich weil es ihm zu schwer war, und begab sich auf die Reise, um einige Wochen in seiner Heimat bei Donaueschingen zu verbringen. Unterwegs suchte er einen Kameraden aus seiner aktiven Dienstzeit Ende der 90er Jahre auf, den er seitdem nicht mehr gesehen hatte. Anfangs sprachen beide über ihre Dienstzeit und gemeinsame Kameraden. Dann kam das Gespräch auf das Politische. Und bald erklärte ihm sein Kamerad Schlecht, er hätte nicht gedacht, daß er – Faller – über unser Deutsches Reich so schlecht denke. Raimund Faller erzählte, daß er gern im Sender Beromünster die politische Wochenschau und die feindlichen Wehrmachtsberichte höre. Er sagte, daß wir den Krieg verlieren, weil die Macht Englands und Amerikas zu groß sei. Und er erzählte, in London werde schon die neue Regierung zusammengestellt, zu ihr gehörten Schacht und von Neurath. Das alles hat Faller heute in der Hauptverhandlung zugegeben. Früher vor der Polizei hat er noch mehr zugegeben und damit auch mehr bestätigt, was Schlecht schon als Zeuge bekundet hatte. Aber mag selbst nur das wahr sein, was er heute zugestanden hat – auch das genügt, um zu zeigen, daß dieser alte Kommunist das geblieben ist, was er war: ein Hetzer gegen unser deutsches Volk und Deutsches Reich. Er wird sich nach der Überzeugung des Volksgerichtshofs nie mehr ändern. Wenn ein solcher Mann so handelt und so redet, so offenbart er dadurch seine vollkommene Ehrlosigkeit. Er ist ein gefährlicher Maulwurf, der im Dunkeln die Kraft der Heimat zermürbt. Damit das Opfer unserer Front nicht vergeblich ist, muß ein solcher für immer ehrloser Mann aus unserer Gemeinschaft ausgeschlossen werden. Denn solche hetzenden Defaitisten (§ 5 KSSVO) hindern uns, unsere ganze Kraft für den Sieg einzusetzen; und sie fressen unsere Kraft zu mannhafter Wehr an.

Raimund Faller und seine Frau Ida Faller bekunden, daß Frau Faller, wenn sie es merkte oder doch vermutete, daß ihr Mann Fremdsender höre,

ihn davor warnte und das Radio abstellte. Zwar hat Frau Faller heute auf den Volksgerichtshof einen sehr schlechten Eindruck gemacht, aber bei dem Fehlen von Zeugen und bei dieser Bekundung der Eheleute Faller konnte der Verdacht, daß Frau Faller mitgehört hat, nicht erhärtet werden. Der Volksgerichtshof hat sie deshalb – übrigens entsprechend dem Antrag des Herrn Oberreichsanwalts – von diesem Vorwurf freigesprochen.

Weil Raimund Faller verurteilt ist, muß er auch die Kosten tragen. Nur besondere Kosten, die das Verfahren gegen Frau Faller verursacht hat, zahlt das Reich, weil Frau Faller freigesprochen worden ist.

gez.: Dr. Freisler Rehse.

Die letzten Tage

Vermutlich sahen sich Ida und Raimund vor dem Volksgerichtshof zum letzten Mal. Ida wurde freigelassen und Raimund kam zurück ins Gefängnis Plötzensee. Er schrieb zwei Tage später ein Gnadengesuch an Hitler. Darin verweist er auf die durch Bomben zerstörte Berliner Wohnung und auf Idas labile Gesundheit. Auch sei sie auf seine Invalidenrente angewiesen.

An den Führer und Reichskanzler des Großdeutschen-Reiches

Ich bitte Sie mein Führer meine Todesstrafe in eine Freiheits-Strafe umzuwandeln. Meine Straftat ist folgende: Ich habe wiederholt den Sender Beromünster abgehört und meinem ehemaligen Regimentskameraden davon erzählt.

Seit dem Jahr 1908 hatte ich und meine Ehefrau in Berlin NW 21 Birkenstr. Nr. 9 eine 2 1/2 Zimmerwohnung inne. Am 24. November 1943 wurde unsere Wohnung durch Terror-Angriff völlig zerstört mit sämtlichen Inventar. Meine Frau, die sehr magenleidend ist, wohnt selber bei Bekannten und wiegt nur 36 kg und braucht viel Medizin. Ich beziehe Invalidenrente 44,50 M pro Monat, und möchte daher bitten mein Gesuch zu genehmigen, damit meine Ehefrau die Rente weiter beziehen kann. Auch wegen meinem nächsten Verwandten, es ist mein Schwager in meinem Heimatort, 40 Jahre Bürgermeister und seit 1933 Bezirksrat und mehrere Cousins [im] Gemeinderat. Es wäre doch furchtbar wenn meine Verwandten von meinem Todesurteil erfahren würden, und bitte Sie daher nochmals um Gnade.

Mit deutschem Gruß

Raimund Faller

Das hilflos wirkende Schreiben zeigt, dass Faller nicht mit der Todesstrafe gerechnet hatte. Seine Hinweise auf sein hohes Alter und den Bürgermeister Emil Marx, den er noch nicht einmal mit dem Namen aufführt, konnten ihm in dieser verzweifelten Situation nicht helfen. Er war sich bis zum Urteil nicht bewusst,

Abfender:
(Name und Gefangenenbuch-Nr.)
Faller Raimund

Berlin-Plötzensee, den 20. Februar 1944
Strafanstalt

Altenzeichen: 57. 28/44
1 L. 26/44

An den
Führer und Reichshauptkammerpräsident des Deutschen Reiches

in _____

Ich bitte, Sie mein Führer meine Verurteilung in eine
Freiheits- Strafe umzuwandeln.
Meine Ehefrau ist folgende:
Ich habe wiederholt dem Kommando Dero - Münster
abgehört und meine ehemaligen Regimentskameraden davon
erzählt.
Seit dem Jahre 1908 hatte ich mit meiner Ehefrau
in Berlin N.W.21 Birkenstr. Nr. 9 eine 2. Zimmerwohnung
sein. Am 24. November 1942 wurde unsere Wohnung durch
Terror - Angriff völlig zerstört, mit sämtlichem Inventar
Meine Frau die sehr Magenleidend ist, wohnt seitdem bei
Bekanten und kriegt nur 70 Pf in Form von viel Mehlzinn
ich bezahle Empfänger - Rente 4 45,- pro Monat, und miricht
Daher bitten mein Haus zu veranlassen, damit
meine Ehefrau die Rente weiter beziehen kann.
Auch was von meinem verstorbenen Verwandten
es ist mein Schwager in meinem Heimatort
40 Jahre Bürgermeister und seit 1933 Bezirksrat
und mehrere Kreisrat Gemeinderat. Es wäre
durch fürchtbar wenn meine Verwandten von meinem
Fehlenteil erfahren würden, und Bitte Sie daher
wirklich im Gnade. Mit freundlichen Grüßen
Raimund Faller

In der Strafsache
gegen

F a l l e r

5. J. 28/1944

1. L. 20/1944

ist mein Ehemann, der Kraftfahrer Raimund Faller, zum Tode verurteilt worden, weil er den ausländischen Sender abgehört hat, und weil er auf einer Reise einem Regimentskameraden gegenüber Ausserungen getan hat, aus denen sich ergab, dass er mit einem glücklichen Ausgang des Krieges nicht rechnete.

Die Lage meines Mannes ist dadurch besonders erschwert, weil er bereits einmal wegen kommunistischer Betätigung zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt war.

Das, was ich zur Entschuldigung meines Mannes anführen kann, ist allein die Tatsache, dass er durch die früheren Wirtschaftsverhältnisse vor der Machtergreifung durch die Gewerkschaften gezwungen gewesen war, sich der sozialdemokratischen Partei anzuschliessen. Er hat jahrelang in den Gedankengängen des Marxismus gelebt und es ist ihm deshalb, da er bei der Machtergreifung im Jahre 1933 bereits 58 Jahre alt war, natürlich schwerer gefallen und nicht gelungen, sich umzustellen und ein überzeugter Nationalsozialist zu werden.

Sonst ist mein Mann ein ruhiger und fleissiger Arbeiter gewesen, der immer seine Pflicht getan hat, mir selbst war er ein guter Lebenskamerad, der stets für mich gesorgt hat und um mich besorgt

An den
Oberreichsanwalt
beim Volksgerichtshof
Berlin W. 9
Bellevuestr. 15

war.

Wenn mein Ehemann zu seinen Regimentskameraden, den er nach 30-jähriger Trennung aufsuchte, über die politischen Verhältnisse gesprochen hat und dabei zum Ausdruck gebracht hat, dass er nicht mit einem glücklichen Ausgang des Krieges rechnete, so hat er dies bestimmt nicht in der Absicht getan, seinen Kameraden umzustimmen und ihn gegen die Regierung einzustellen.

Da mein Mann jetzt 68 Jahre alt ist, bitte ich, mit Rücksicht auf das hohe Alter desselben, von der Vollstreckung der Todesstrafe Abstand zu nehmen und die Todesstrafe in eine Freiheitsstrafe umzuwandeln.

wie entschieden sich die politische Situation seit 1936 geändert hatte. Unabhängig vom Inhalt des Gnadengesuches hatte das Schreiben keine Auswirkung auf sein weiteres Schicksal, da sich Hitler kurz zuvor verbeten hatte, weiter mit solchen Gnadengesuchen behelligt zu werden.

Ida schrieb ebenfalls ein erfolgloses Gnadengesuch für ihren Mann an den Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof.

Die Hinrichtung

Da das Fallbeil in Plötzensee durch Bombenangriff unbrauchbar geworden war, wurde Faller nach dem Urteil am 25. Februar 1944 in die zentrale Hinrichtungsstätte Brandenburg-Görden überstellt. Seit seiner Verurteilung musste er Handfesseln tragen. In einem Schreiben an die Staatsanwaltschaft²⁰ bittet er um deren Abnahme, da er schon mehrere Male gestürzt sei. Diese Erleichterung wurde ihm nicht gegönnt, alle Todeskandidaten waren immer gefesselt.

Nachdem Faller einen Monat in der Todeszelle verbracht hatte, drängte am 18. März 1944 Justizminister Otto Georg Thierack in einem Schreiben an den Oberreichsanwalt auf die zügige Hinrichtung.

In der Sache gegen den vom Volksgerichtshof am 18. Februar 1944 zum Tode verurteilten Raimund Faller übersende ich die Reinschrift und beglaubigte Abschrift des Erlasses vom 17.3.1944 mit dem Ersuchen, mit größter Beschleunigung das Weitere zu veranlassen.

Die Vornahme der Hinrichtung ist dem Scharfrichter Röttger zu übertragen. Bei der Überlassung des Leichnams an ein Institut gemäß Ziff. 39 des RV vom 19. Febr. 1939 ist das Anatomische Institut in Berlin zu berücksichtigen. Von einer Bekanntmachung in der Presse und durch Anschlag bitte ich abzusehen.²¹

Am 27. März 1944 um 13 Uhr wurde Faller seine Hinrichtung auf 15 Uhr am gleichen Nachmittag eröffnet. Er schrieb an Ida noch einen Abschiedsbrief:

Liebe Ida,

Es ist jetzt 1.30 Uhr und um 3.00 Uhr soll die Hinrichtung stattfinden. Lass Dir aber auch die Sachen alle von Unadingen schicken, auch die fünf Kautabak und die Sachen von Baden-Baden kannst Du auch schicken lassen. Du kannst ja was anderes dafür eintauschen.

Ich bin jetzt mit allem erledigt. Ich hätte nicht gedacht, dass ich vor dem Urteil so gefasst wäre. Grüße alle Bekannte von mir, vor allem habe Du ein gutes Andenken an mich und wenn Du Gelegenheit zum Wiederheiraten hast dann würde ich Dir dazu raten.

*Ich wünsche Dir alles Gute, Dein innigst Dich liebender
Raimund*

Ich bin natürlich gefesselt seit dem Urteil in der Bellevue Strasse.²² und ²³

Der Oberreichsanwalt
beim Volksgerichtshof

Brandenburg (Havel)-Görden, den 27. MRZ. 1944

5 J 28/44

Vollstreckung des Todesurteils
gegen:
..... Raimund Faller

Gegenwärtig:
als Vollstreckungsleiter:
..... KGR. Prietzschk

als Beamter der Geschäftsstelle:
..... Justizangestellter K a r p e

Um 15¹² Uhr wurde der Verurteilte, die Hände auf dem Rücken gefesselt, durch zwei Gefängnisbeamte vorgeführt. Der Scharfrichter R ö t t g e r aus B e r l i n stand mit seinen drei Gehilfen bereit.

Anwesend war ferner:
der Anstaltsarzt *W. W. W.*

Nach Feststellung der Personengleichheit des Vorgeführten mit dem Verurteilten beauftragte der Vollstreckungsleiter den Scharfrichter mit der Vollstreckung. Der Verurteilte, der ruhig und gefaßt war, ließ sich ohne Widerstreben auf das Fallbeilgerät legen worauf der Scharfrichter die Enthauptung mit dem Fallbeil ausführte und sodann meldete, daß das Urteil vollstreckt sei.

Die Vollstreckung dauerte von der Vorführung bis zur Vollzugsmeldung 8 Sekunden.

Protokoll der Hinrichtung. Quelle: Bundesarchiv.²⁵

Um 15.12 Uhr erfolgte die Hinrichtung durch Scharfrichter Wilhelm Röttger²⁴ mit seinen drei Gehilfen. Das letzte was Raimund Faller sah, war das Fallbeil. In acht Sekunden war alles vorbei.

Am selben Tag wie Faller starben weitere 23 Männer wegen Wehrkraftzersetzung, Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung und fahnenfluchtähnlichen Vergehen.²⁶

Entgegen der Anordnung des Justizministeriums, die Leiche von Raimund Faller dem Anatomischen Institut zu überbringen, wurde sie eingäschert.

Ida Faller wurde anscheinend von der Hinrichtung ihres Mannes nicht informiert. Am 15. Mai 1944 schreibt sie an die Strafanstalt:²⁷

Als Ehefrau des Häftlings Raimund Faller, bringe ich hiermit mein Erstaunen zum Ausdruck, daß mir der Bericht über den Verbleib meines Mannes bisher noch nicht zugegangen ist.

Ich glaube, nach 35 jähriger Ehe berechtigt und verpflichtet zu sein, mich um das Weh und Wohl meines Mannes zu kümmern.

Um Antwort bittet

Frau Ida Faller

Ob sie auf dieses Schreiben eine Antwort erhalten hat, ist aus den Akten nicht ersichtlich. Wie dem auch sei – sie erhielt im Juni 1944 die Kostenrechnung für die Hinrichtung ihres Mannes in der Höhe von 350 RM.²⁸ Dieser Betrag war für Ida Faller sicherlich nur schwer aufzutreiben. Nach einem Bericht von 1950 lebte die Witwe in West-Berlin in einer dunklen Wohnung in bescheidenen Verhältnissen und erhielt gerade 85 DM Rente.²⁹ Sie starb am 4. Januar 1958.³⁰

Seit dem 2. September 2016 erinnert ein Stolperstein in der Birkenstraße 9 in Berlin an Raimund Faller.

Wie aus einem Interview des Verfassers mit Emil Marx, dem Enkel des gleichnamigen Bürgermeisters, hervorgeht, war Raimund Faller in Unadungen wegen seines bescheidenen Auftretens einerseits beliebt, andererseits wurde seine politische Haltung abgelehnt. Es herrschte sogar eine gewisse Furcht, dass Raimund Faller mit seinen staatsfeindlichen Äußerungen Probleme bereiten könnte. Dies führte jedoch zu keiner Anzeige gegenüber den Behörden. Der Auslöser für die Inhaftierung und Hinrichtung war einzig und allein die Denunziation durch seinen Soldatenkameraden Martin Schlecht.



Autor

HARALD KETTERER

Geboren 1962 in Löffingen.
Studium: Maschinenbau an der
FH Konstanz. Seit 2008 im Vorstand
des Baarvereins.

Oberburg 2
79843 Löffingen
harald.ketterer@t-online.de

Anmerkungen

1 Vernehmungsakte der Geheimen
Staatspolizei Singen vom 10.8.1943,
Raimund Faller. Bundesarchiv Berlin
(BArch R3017/31149).

2 CHRISTA MAIER: Unter dem Fallbeil
starb er für seine Überzeugung.
In: Badische Zeitung (3.2.1995).

3 Vernehmungsakte der Geheimen
Staatspolizei Berlin vom 16.9.1943,
Ida Faller (BArch R3017/31149).

4 HANS-RAINER SANDVOß: Die „andere“
Reichshauptstadt. Berlin 2007,
S. 548–550.

5 Anklageschrift des Generalstaats-
anwalts Berlin vom 5.5.1937 gegen
Siegfried Lonnerstädter und weitere
(BArch R3017/31150).

6 Urteil des Kammergerichts Berlin
gegen Siegfried Lonnerstädter und

- weitere vom 28.1.1938 (BArch R3017/31150).
- 7 Zeugenaussage von Martin Schlecht bei der Polizei in Karlsruhe vom 14.7.1943 (BArch R3017/31149).
 - 8 Vernehmungsakte der Geheimen Staatspolizei Singen vom 10.8.1943 (BArch R3017/31149).
 - 9 Strafanzeige der Geheimen Staatspolizei in Singen gegen Raimund Faller und Ida Faller vom 11.8.1943 (BArch R3017/31149).
 - 10 Vermerk, dass Raimund Faller am 10.9.1943 um 22.30 Uhr in das Gefängnis Berlin-Plötzensee überführt wurde und dass seine Ehefrau Kenntnis davon hat (BArch R3017/31149).
 - 11 Gefangenenakte von Raimund Faller, Landesarchiv Berlin.
 - 12 Schreiben von Raimund Faller an das Sondergericht Berlin vom 5.1.1944 (BArch R3017/31149).
 - 13 Vernehmungsakte der Geheimen Staatspolizei Berlin vom 16.9.1943, Ida Faller, geb. Unruh (BArch R3017/31149).
 - 14 Terminfestsetzung des Prozesses gegen Faller (BArch R3017/31150).
 - 15 Rechnung von Dr. Dieke (BArch R3017/31150).
 - 16 Anklageschrift gegen Raimund und Ida Faller vom 8.1.1944 (BArch R3017/31150).
 - 17 Urteil gegen Raimund und Ida Faller vom 18.1.1944 (BArch R3017/31150).
 - 18 Gnadengesuch von Raimund Faller vom 20.2.1944 (BArch R3017/31151).
 - 19 Gnadengesuch von Ida Faller vom 14.3.1944 (BArch R3017/31151).
 - 20 Schreiben von Raimund Faller an den Oberstaatsanwalt vom 18.3.1944 (BArch 3017/31150).
 - 21 Schreiben des Reichsministers der Justiz an den Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof vom 18.3.1944 (BArch 3017/31151).
 - 22 Abschiedsbrief von Raimund Faller vom 27.3.1944 (Kopie von Lydia Pluhar).
 - 23 M. FRENZEL/W. THIELE/A. MANNBAR: Gesprengte Fesseln. Berlin 1976.
 - 24 Röttger war seit 1942 Scharfrichter des Vollstreckungsbezirkes IV, zu dem auch die zentralen Hinrichtungsstätten Berlin-Plötzensee und Brandenburg-Görden gehörten. Er wohnte in Berlin-Moabit und führte neben seiner Tätigkeit als Scharfrichter ein großes Fuhrgeschäft für den Berliner Zentralvieh- und Schlachthof. Er wirkte im Umgang wie ein „besserer Herr“ und galt als wohlhabend. Röttger soll zudem „für seinen Schalk berüchtigt“ gewesen sein. Insgesamt vollzog er mit seinen Gehilfen etwa 3.200 Hinrichtungen. Er selbst starb 1946 in Haft. Interessanterweise gibt es kein Bild von Röttger.
 - 25 Protokoll der Hinrichtung von Raimund Faller am 27.3.1944 (BArch R3017/31151).
 - 26 Schreiben von Lisa Quaeschning von den Gedenkstätten Brandenburg an der Havel an den Autor vom 4.3.2019.
 - 27 Schreiben von Ida Faller an die Strafanstalt Görden-Brandenburg vom 15.5.1944 (BArch R2017/32251).
 - 28 Kostenrechnung in der Strafsache gegen Raimund Faller vom 28.5.1944 (BArch R3017/31149).
 - 29 Notiz zu Ida Faller vom 17.3.1950 (BArch DY/V 278/b/359 Zentrales Parteiarchiv).
 - 30 Sterbeurkunde vom 6.1.1958 von Ida Henriette Bertha Faller, geborene Unruh, Standesamt Tiergarten, Berlin, Nr. 29/1958.

Neue Musik, Gebrauchsmusik, politische Musik – Die Donaueschinger Musiktage zwischen 1921 und 1950

von FRIEDEMANN KAWOHL

„Donaueschingen“ steht in der Geschichte der Neuen Musik für zwei Traditionen. Für die „Kammermusikaufführungen“ zwischen 1921 und 1926, die mit den Namen Heinrich Burkard und Paul Hindemith verbunden sind. Und für die Ära der „Musiktage“, die seit 1950 durch die Rundfunkredakteure Heinrich Strobel, Josef Häusler und Armin Köhler geprägt wurden. Neu war 1921 die Idee eines Spezialfestivals für Neue Musik. Im Anschluss an die sechs frühen Jahrgänge gab es verschiedene Festivals, bei denen eine immer wieder beschworene „Donaueschinger Idee“ weitergeführt werden sollte, zunächst an anderen Orten, später auch wieder in Donaueschingen. Diese Veranstaltungen fanden in politisch unruhigen Zeiten statt und waren geprägt von der Wirtschaftskrise der Jahre 1929/1930, von der nationalsozialistischen Kulturpolitik, vom Zweiten Weltkrieg und von den orientierungslosen Nachkriegsjahren.

Vor 1926 und nach 1950 konnten die künstlerisch Verantwortlichen relativ unabhängig planen, denn die Förderer – Fürst Max Egon in den 1920er Jahren und der Südwestfunk seit 1950 – ließen ihnen große Freiräume. In der Zwischenzeit, um die es im Folgenden geht, traten politische und soziale Interessen in den Vordergrund. Die künstlerisch Verantwortlichen ließen sich bei der Programmgestaltung von gesellschaftlichen Fragen leiten, wenn sie Werke für neue Medien oder für Laienensembles ins Programm nahmen. Und auch die Geldgeber und die Politik übten Einfluss aus: Die Städte Baden-Baden und Donaueschingen, die Reichsrundfunkgesellschaft, die Berliner Musikhochschule, die NS-Kulturgemeinde, die NS-Gaukulturverwaltung und die französische Besatzungsmacht.

Heute scheint der politische Einfluss auf die Konzertprogramme wieder zu wachsen, was auch am Umfang des Festivals und dem entsprechend großen Zuschussbedarf liegt. Das Jubiläumsprogramm umfasste an vier Tagen 24 Konzerte, dazu Vorträge und Klangkunstinstallationen. Hundert Jahre zuvor waren es an zwei Tagen drei Konzerte. Die Kulturförderung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks steht in der Kritik, und nachdem die Musiktage von der Kulturstiftung des Bundes zum „kulturellen Leuchtturm“ erklärt wurden und so durch die sonst nicht für Kultur zuständige Bundesregierung gefördert werden dürfen, steigt der Anteil der Förderung sowohl durch den Bund als auch durch das Land Baden-Württemberg.

Zum Jubiläum war zwischen Jubelworten auch ein Abgesang zu vernehmen. Für JAN BRACHMANN sitzt nämlich die Neue Musik „in der Falle“, weil „ihre Material- und Verfahrensdiskurse so dramatisch an Dringlichkeit und Nachvollziehbarkeit verloren haben.“ Tatsächlich wurden in Donaueschingen immer wieder neue Kompositionsverfahren und neues musikalisches Material präsentiert: Alois Hába stellte 1922 zwei Streichquartette im Vierteltonsystem vor und Arnold Schönberg 1925 mit der *Serenade* eines der ersten in Zwölftontechnik komponierten Werke. John Cage verunsicherte die europäische Moderne, als er 1954 bei seinem ersten Konzert in Europa aleatorische, vom gelenkten Zufall bestimmte Kompositionsverfahren vortrug. Und 1961 wurde György Ligeti *Atmosphères* uraufgeführt. Dieses Hauptwerk der sogenannten „Mikropolyphonie“ wurde einige Jahre später als Filmmusik für Stanley Kubricks *2001: A Space Odyssey* berühmt.

Über solche Neuerungen wurden früher leidenschaftliche Diskussionen geführt. Kritiker und Künstler hielten Materialien und Verfahren für richtig oder falsch, für avantgardistisch oder rückwärtsgewandt. Seit den 1980er Jahren sind diese Debatten eingeschlafen. Und weil viele Konzertprogramme als Kooperationen mit Veranstaltern in anderen Orten entstehen, kann Donaueschingen auch nicht mehr beanspruchen, das Zentrum des Neuen zu sein.

Während die „Ära einer subventionsgeschützten Hegemonie“ in „ihr Abendrot“ tritt, wird die Neue Musik – so BRACHMANN weiter – „doppelt erpressbar: zum einen für politische Willfährigkeit, zum anderen für ästhetische Gefälligkeit“.¹ Gemäß politischer Vorgaben wurden zum Jubiläum Ergebnisse eines „Forschungsprojektes“² präsentiert. Dafür hatte die Bundeskulturstiftung „vier Expertinnen und Experten für globale Kunstmusik“³ über mehrere Jahre hinweg Reisen in „Länder des globalen Südens“ finanziert. Und die Kulturstatssekretärin des Landes Baden-Württemberg, Petra Olschowski, knüpfte in ihrer Festrede die Erhöhung des jährlichen Landeszuschusses an eine stärker zu berücksichtigende „kulturelle Teilhabe und Diversität“.

Die Gefahr der politischen Willfährigkeit ist nicht neu. Von Anfang an war das Festival zwar meist gut besucht, aber auch abhängig von Zuschüssen. Wir werden sehen, wie die „Donaueschinger Idee“ sehr unterschiedlich interpretiert wurde und wie Ortswechsel und programmatische oder personelle Neuausrichtungen immer auch politisch motiviert waren.

Die Ursprünge der „Donaueschinger Idee“

Die Gründer HEINRICH BURKARD, EDUARD ERDMANN und JOSEPH HAAS wollten 1921 den musikalischen Nachwuchs fördern und sich dem Schaffen „noch unbekannter oder umstrittener schöpferischer musikalischer Talente“⁴ widmen. Die Unbekannten oder Umstrittenen sollten eine geschützte Bühne haben, hier in der Kleinstadt, ohne ein opernverwöhntes und unverständiges Publikum, und ohne hämische Kritiker.

Für JOSEF HÄUSLER standen Paul Hindemith und Heinrich Burkard, die künstlerisch Verantwortlichen der Jahre 1923 bis 1930 für die Kontinuität der Festivalidee. Deshalb umfasst seine Chronik zum 75. Jahrestag auch die Festivals in Baden-Baden und Berlin, wo „die Donaueschinger Idee“⁵ weitergewirkt habe. WERNER ZINTGRAF⁶, und daran anknüpfend, MICHAEL WACKERBAUER⁷ sehen darüber hinaus auch die von Hugo Herrmann verantworteten Festivals in Mannheim 1931 und in Pfullingen 1931 bis 1933 in der Donaueschinger Tradition. Auch die „Oberrheinischen Musikfeste“, die 1938 und 1939 vom nationalsozialistischen Landeskulturverwalter des Gaues Baden durchgeführt wurden, gehören zu „Donaueschingen“. Zwar wirkten dabei weder die Gesellschaft der Musikfreunde – sie löste sich 1934 auf und wurde erst nach dem Krieg wiedergegründet – noch einer der vor 1938 oder nach 1939 künstlerisch Verantwortlichen mit. Aber die bereits damals für die Neue Musik legendäre Donauquellstadt wurde ja bewusst als Austragungsort gewählt.

PAUL BEKKER, der 1919 erstmals den Begriff der „Neuen Musik“ verwendet hatte, schilderte den Lesern der Frankfurter Zeitung 1923 ein Avantgardisten-Paradies: „Das Ganze ist Musik, die unmittelbares Leben wird“. Hier kann eine „jugendliche, wachsende Kunst außerhalb des großstädtischen Betriebs“ und „jenseits der Frage nach Erfolg oder nicht Erfolg“ gedeihen „wie ein Kind, dessen Anlagen man ruhig reifen lässt, ohne es auf einen bestimmten Berufe oder Broterwerb gewaltsam hinlenken zu wollen“.⁸ Zwei Jahre später schon endete diese unbeschwerte Kindheit. Denn seit 1925 wurde nicht mehr eine Auswahl unter den eingesendeten Partituren aufgeführt. Hindemith und sein Team begannen, gezielt Kompositionsaufträge an schon bekannte Komponisten zu vergeben, die zu vorgegebenen Themen kompositorische Lösungen präsentieren sollten. Noch 1926, nachdem der letzte der sechs frühen Donaueschinger Jahrgänge verklungen war, schwärmte ALFRED EINSTEIN von der heilen Gegenwelt. Hier versammeln sich

Menschen, aus denen ohne weiteres eine engverbundene heitere Gemeinde wird, ohne Schranken und Gegensätze, mit einem einzigen Willen: Kunst unbefangen aufzunehmen. Da ist ein demokratisch gesinnter Fürst, der Protektor des Ganzen, Gastgeber und doch selber Gast inmitten der Künstler und Besucher; Musiker, schaffende und nachschaffende; Kritiker; Zuhörer aus der Fremde und Einheimische, die sämtlich der den Rahmen des Festes hergebenden ‚Gesellschaft der Musikfreunde zu Donaueschingen‘ anzugehören scheinen – sie alle wie eine große, in der Musik geeinte Familie.⁹

Die Spannungen zwischen Veranstalter und künstlerischer Leitung, die kurz darauf zum Bruch führten, hatte Einstein vielleicht nicht bemerkt. Die „Einheimischen“, von denen er spricht, kamen aber tatsächlich. Die Festhalle mit 450 Plätzen war stets ausverkauft, und ANDREAS WILTS konnte an einer für das Jahr 1922 erhaltenen Gästeübersicht zeigen, dass die meisten Besucher aus der Region kamen und Dauerkarten für alle Konzerte kauften: „Gäste aus Konstanz,



Publikum vor der städtischen Festhalle 1925. F. F. Archiv. Donaueschingen.

Freiburg, Karlsruhe und Stuttgart waren schon selten, weiter entfernte Städte wie Hamburg, Elberfeld und Bischofswerda die große Ausnahme.“ Aus Donaueschingen kamen „die leitenden Angestellten des Hauses Fürstenberg, die gehobene badische Beamtenschaft, Gymnasiallehrer, Bankdirektoren, Ärzte und Richter, Akademiker und Bildungsbürger also, daneben aber auch zahlreiche Händler und Wirte, Handwerker und Gewerbetreibende“,¹⁰ zudem aus der Region die Fabrikanten Mez aus Freiburg, Junghans aus Schramberg, Haller aus Schwenningen und Kienzle aus Villingen.

Der Festivaljahrgang 1926 war der vorläufig letzte in Donaueschingen. Verantwortlich für den Umzug nach Baden-Baden waren Differenzen zwischen Heinrich Burkard und seinem Arbeitgeber Prinz Max Egon, die Burkards Tätigkeit in der Musikabteilung der Hofbibliothek betrafen. Vor allem aber sprengte das Jahr für Jahr gewachsene Festival die organisatorischen und finanziellen Möglichkeiten der Veranstalter, des Mäzens und der Stadt.¹¹

Mit der szenischen Produktion des *Triadischen Balletts* von Oskar Schlemmer und Paul Hindemith sowie den Schwerpunktthemen auf den mechanischen Musikinstrumenten und der Militärmusik war der Jahrgang 1926 noch einmal besonders erfolgreich: „*Der Andrang*“, so der Schwarzwälder Bote, „war kaum zu bewältigen“,¹² und das *Triadische Ballett* musste wiederholt werden.

Auch HINDEMITH und BURKARD machten 1930 in einem Rückblick den großen Erfolg und die Vorbildwirkung der frühen Jahre für die Abwanderung des Festivals verantwortlich:

Die Freunde der festlichen und heiteren Tage von Donaueschingen haben es immer wieder bedauert, dass dieser Ort verlassen wurde. [...] Donaueschingen der ersten Jahre war: eine Aufführungsstätte für Werke bis dahin unbekannter Komponisten. Was gewonnen wurde, zog bald in den Konzertsaal, wurde rasch dem allgemeinen Musikbetrieb eingegliedert. Die ‚Donaueschinger Idee‘ war fruchtbar. Donaueschingen wäre in der Folge auch eine der vielen Pflegestätten neuer Musik geblieben, wie sie nunmehr die allerorten sich bildenden Vereinigungen mit gleichem Ziel darstellten. [...] Andere Aufgaben schienen wichtiger. Die beschränkten Möglichkeiten der kleinen Stadt boten keine Möglichkeit, sie durchzuführen. Mangel an Mitteln, Unterkunftsschwierigkeiten und die Gefahr, dass die Veranstaltung aus einer ernsthaften musikalischen Tagung zu einem unterhaltsamen Weekend herabsinken könnte, führten zur Notwendigkeit eines Ortswechsels.¹³

Was genau aber war jetzt wichtiger als die Entdeckung neuer Talente? Welches waren die wichtigen „anderen Aufgaben“, für die Donaueschingen zu klein war?

Konzertprogramme als Problemlösungen und die Anfänge der Kooperation mit den Musikantengilden

Seit 1925 orientierten sich die Festivalprogramme an kompositorischen und sozialen Problemen und verfolgten musikpolitische Zwecke. So wurde von BURKARD und seinen Kollegen im Arbeitsausschuss das „*Problem des modernen Chorstils*“ für so dringlich befunden, dass sie glaubten, Kompositionsaufträge an Krenek und Hindemith vergeben und so von dem „*Grundsatz, schon allgemein bekannte Künstler nicht mehr aufzuführen, abweichen zu dürfen*“.¹⁴

Den Zweck nannte der dem Arbeitsausschuss nahestehende HEINZ HOLLE, der mit seiner Stuttgarter Madrigalvereinigung die neuen Werke zu Gehör brachte: Die „*Wiederkehr eines echten Madrigalstils*“ wäre „*segensbringend*“ für die „*ernste Hausmusik*“. Gefördert wurden sehr verschiedene Formen einer „*Gebrauchsmusik*“, einer Musik also, die von der klassisch-romantischen Konzerttradition abweicht: Musiken für mechanische oder elektrische Klangerzeuger, Radio- und Filmmusiken gehörten dazu, bei denen die Trennung von aktiven Spezialisten und passiven Zuhörern gefestigt wurde, aber auch Formen des gemeinschaftlichen Musizierens, durch die eine Verbindung zwischen Komponisten und musizierenden Laien (wieder) hergestellt werden sollte.

Dieser Bereich wurde auch von den aus der Jugendmusikbewegung hervorgegangenen Musikantengilden propagiert. Das waren „*Kreise von gleichgesinnten Musikfreunden, ausübenden wie hörenden*“, vereint „*zum gemeinsamen Spiel*“¹⁶ und zum Chorsingen, so ihr Gründer FRITZ JÖDE. Wie HINDEMITH, der 1922 davon gesprochen hatte, dass „*das Konzert in seiner heutigen Form eine Einrichtung ist, die bekämpft werden muß*“, um die „*fast verloren gegangene Gemeinschaft zwischen Ausführenden und Hörern wieder herzustellen*“¹⁷, ging es auch den Musikanten um Jöde um eine Gemeinschaft der Gleichgesinnten



Den Neustart in Baden-Baden illustriert diese im Programmheft für 1927 abgebildete Fotocollage: Oben große Gruppen von musizierenden und tanzenden Jugendlichen aus den Musikantengilden, unten links die Komponisten Darius Milhaud (mit Hut) und Béla Bartók. Bert Brecht rechts in Lederjacke. Er war seit einigen Monaten in regelmäßigem Austausch mit dem marxistischen Soziologen Fritz Sternberg und ließ sich durch ihn für seine traditionsstürzende Theorie des Epischen Theaters anregen. Die „*Produktion*“ von Theaterstücken sollte „*der soziologischen Situation*“ entsprechen und die „*alte Ästhetik nicht befriedigen [...], sondern [...] vernichten.*“¹⁵

F. F. Archiv. Donaueschingen.

außerhalb des traditionellen Konzertbetriebes. Und genauso schnell, wie die „Donaueschinger Idee“ sich in den frühen 1920er Jahren verbreitete, wuchs die Musikantengilde bis 1926 auf etwa eine Million Mitglieder in 250 Singkreisen.

Viele Musikanten begnügten sich mit Volksliedern und der Wiederentdeckung barocker Chorpolyphonie. Einige aber waren aufgeschlossen und wollten durch die Beschäftigung mit einer „*vorklassischen, unserem heutigen Fühlen besonders nahen Gemeinschaftsmusik*“ keine „*historisch-literarische Genießerei betreiben*“, sondern auf eine „*von uns zu lösende Aufgabe*“ zeigen: „*Das Streben nach neuen und einfachen Ausdrucksmitteln bringe Volks- und Kunstmusik wieder einmal zusammen*“.¹⁸

Ein Jahr später war es so weit: Die Musikanten luden Hindemith und andere Komponisten 1926 zu ihrer ersten „Hochschulwoche“ ein. Dort sprach der Freiburger Musikforscher und regelmäßige Donaueschingenbesucher WILIBALD GURLITT über „Jugendbewegung und neue Musik“. HINDEMITH spielte auf der Bratsche seine Solosonate op. 25,1. Und nach diesem Treffen war er „*so voller Hoffnung und Zuversicht wie noch selten in meinem ganzen musikalischen*

Leben“ und forderte Fritz Jöde auf, „*sehr bald mit ganz bestimmten Aufforderungen zur Komposition von für Sie geeigneter Musik an verschiedene Komponisten heranzutreten*“.¹⁹ Erste Frucht dieser Begegnung war die Koordinierung der Veranstaltungen im Folgejahr in Baden-Baden. Da die musikalische Jugendbewegung sich „*zur Annäherung an die Musik der Gegenwart*“ entschlossen habe, so HEINRICH BURKARD im Programmheft, soll die Tagung der „*Musikantengilde in Zukunft zur gleichen Zeit und am gleichen Ort wie das Kammermusikfest stattfinden*“.²⁰

Neben dem Mangel an Aufführungsräumen in Donaueschingen und der fehlenden Bereitschaft des Fürstenhauses, für noch höhere Fehlbeträge aufzukommen, war auch die neue Kooperation ein Grund für den Umzug nach Baden-Baden. Die Aufführungen von Kammerchören, Blasmusik und mechanischer Musik 1925 und 1926, so MARTIN THRUN, konnten noch in fürstliche Repräsentationsformen übernommen werden. Es sei aber schwer vorstellbar, wie es „*dem Fürstenhaus hätte gelingen sollen, das herkömmliche höfische Festszenarium mit den jugendbewegten Festen im Wald zu vereinen*“.²¹

Für HINDEMITH, der die künstlerische Konzeption wesentlich bestimmte, bedeutete der Umzug nach Baden-Baden auch einen Zugewinn an künstlerischer Freiheit. Den neuen Anspruch formulierte er im Januar 1927:

*Donaueschinger Tradition ist, dass der Musikausschuss (Haas, Burkard und ich) Ideen, die heute in der Luft liegen (Kammersymphonie, Madrigal, Kammeroper, mechanische Musik, Jugendmusik), aufgreift und sie zu verwirklichen beginnt.*²²

Durch Chormusik und Laienmusik, die seit 1925 in jedem Jahr vertreten war, wollten Burkard, Hindemith und Haas die gemeinschaftsbildende Kraft der Musik wiederbeleben. Und den Problemen der neuen Medien stellten sie sich durch Aufführungen für mechanische Musikinstrumente (1926, 1927), Filmmusiken (1927, 1928, 1929), elektrische Musikinstrumente (1930) und die Rundfunkstücke in den Jahren 1929 und 1930.

Die „Deutsche Kammermusik Baden-Baden“ und das Zerwürfnis mit den Musikanten

Dreimal in den Jahren 1927, 1928 und 1929 fand das Festival „Deutsche Kammermusik Baden-Baden“ unter Leitung von Hindemith, Burkard und Haas statt. Für die *Neue Musik Berlin 1930* hatte sich Joseph Haas aus dem Leitungsteam verabschiedet. Neu dazu kam Georg Schünemann, der als stellvertretender Rektor der Musikhochschule die Durchführung der Veranstaltung in den Räumen der Hochschule in der Hardenbergstraße ermöglichte.

Die neue Kooperation mit den im Ortsteil Lichtental tagenden Musikantengilden lief 1927 gut an. Im Programmheft wurde nach den Veranstaltungen der *Deutschen Kammermusik* der Arbeitsplan der Musikantengilde abgedruckt. Die Musikanten besuchten Proben und Aufführungen der *Deutschen Kammer-*

musik im Kurhaus, und Hindemith führte in Lichtental mit den dortigen Ensembles seine *Gemeinschaftsmusiken* auf. Gemeinsam endeten die beiden Veranstaltungen bei einer öffentlichen Waldmusik mit Singstunde am Sonntagmorgen.

Im folgenden Jahr wurde Paul Hindemiths Spielmusik *Frau Musica* von den Musikanten erarbeitet und aufgeführt. Und für die *Deutsche Kammermusik* des Jahres 1929 suchte HINDEMITH nach neuen Werken, die „keine besonderen technischen Anforderungen stellen und dadurch zum privaten und gemeinschaftlichen Musizieren geeignet sind.“ Zudem erwartete er „Klarheit und Einfachheit in Struktur und Inhalt“ und „bei Gesangsmusik auch leichte Singbarkeit“. ²³

Obwohl Hindemith sich so den Vorstellungen Jödes annäherte, kam es 1929 zum Bruch, weil Hindemith eine Mitsprache Jödes beim Programm ablehnte. Wie geplant, präsentierte die *Deutsche Kammermusik* Uraufführungen für Laienorchester unter dem Titel „Musik für Liebhaber“, doch die in Lichtental tagenden Musikanten blieben fern. Die Konservativen unter ihnen sahen ihre eigentliche Aufgabe in einer neu zu schaffenden Volksmusik. Sie hatten sich beklagt, dass in Baden-Baden „junge Menschen den verwirrenden Eindrücken dieses Musikfestes ausgesetzt“ und dort nur „überfeinerte, rasch welkende Blüten am Baume der Musik“ ²⁴ zu hören seien. Hindemith und Burkard ließen aber auch noch 1930



Paul Hindemith am ersten Pult eines kleinen Orchesters, vermutlich bei der Veranstaltung „Musik für Liebhaber“ am 26. Juli 1929 im Steinbruch in Baden-Baden-Lichtental. Fondation Hindemith Blonay (CH).

in Berlin „Chöre für Liebhaber“ aufführen und ein Konzert – in der Tradition der Musikantengilde – mit einer „Gemeinsamen Übung im Chorgesang“ beginnen.

Finanzierungsprobleme und skandalöse Brecht-Aufführungen

Schon für 1927 musste die Stadt Baden-Baden einen Fehlbetrag von 47.000 Mark tragen, nachdem sie vergeblich einen Zuschuss aus dem Reichsministerium des Innern angefordert hatte. Der Bürgermeister machte deshalb im November 1928 das „*Weiterbestehen dieser für die Förderung der jungen Künstler wichtigsten Institutionen*“ von der „*Bereitstellung weiterer Mittel*“²⁵ abhängig. Hindemith hatte schon im Juli 1928 seinen Schwager Hans Flesch, den künstlerischen Leiter des Frankfurter Rundfunks, ins Vertrauen gezogen. Der Frankfurter Rundfunk schlug daraufhin der Reichsrundfunkgesellschaft in Berlin eine Beteiligung am Baden-Badener Festival vor, wobei in dem Schreiben „vertraulich“ und wahrheitswidrig behauptet wurde, dass das zu erwartende Defizit von der Stadt Baden-Baden gedeckt sei und die Deutsche Kammermusik „*den Rundfunk weder in organisatorischer noch in materieller Beziehung*“²⁶ brauche. Da die Reichsrundfunkgesellschaft aber in dem Festival ein passendes Forum zur Präsentation des Rundfunks und einer spezifischen Rundfunkmusik sah, sagte sie eine Beteiligung von 30.000 Mark zu.

Schon 1927 war es bei der Baden-Badener Uraufführung von Brecht und Weills Songspiels *Mahagonny* hoch hergegangen: Als wir beim letzten Song „*mit Plakaten winkten*“ so LOTTE LENYA, stand das Publikum, „*applaudierte, brach in Buh-Rufe aus und piff. Brecht hatte uns vorsorglich Pfeifen mitgegeben, kleine Trillerpfeifen, und so standen wir auf der Bühne und piffen trotzig zurück.*“²⁷ Die Aufführung von Brechts *Lehrstück* aber löste einen Skandal aus, der zum Ende des Baden-Baden-Festivals führte.

Das Lehrstück, zu dem Hindemith die Musik geschrieben hatte, entsprach Hindemiths Vorstellungen von einer Gemeinschaftsmusik und hätte sich auch in Einklang mit FRITZ JÖDES Motto: „*Besser als Musik hören, ist Musik machen*“ bringen lassen können. Denn ein aus Laien gebildeter Chor übernimmt eine wichtige Funktion. Brecht stellt die sozialen Probleme der Vereinzelung und der Technisierung in Zusammenhang. Anders als bei seinem zwei Tage zuvor aufgeführten Rundfunkdrama *Der Flug der Lindberghs* scheitert im *Lehrstück* der Flieger mit seinen drei Monteuren. Nach einer Notlandung in fremder Umgebung wollen die Menschen ihnen nicht helfen. Die Technikbegeisterten müssen sterben, weil die Technik – so lässt sich der Choreinwurf „*Das Brot wurde dadurch nicht billiger*“ deuten – weder das soziale Elend gemildert noch den solidarischen Zusammenhalt der Gesellschaft gestärkt hat.

HEINRICH STROBEL gefiel die „*aufführende Realistik*“ des „*zukunftsweisenden*“ Stücks: „*Es geht nichts Erhebendes vor sich, es wird kein schöner Schein vorgegaukelt. Die Idee der Gemeinschaft verschmilzt mit der pädagogischen Idee des selbsttätigen Musizierens.*“²⁸



Baden-Baden 1928, Foyer des Kurhauses. Paul Hindemith stehend im Zentrum, rechts neben ihm sitzend Luise Frank, daneben mit weißem Einstecktuch ihr Mann, der Cellist des Amar-Quartetts Maurits Frank, zwischen Hindemith und Frank Hugo Holle. Erste Reihe links Madeleine Milhaud, hinter ihr stehend Licco Amar, rechts daneben auf der Sessellehne sitzend Heinrich Burkard. Rechte Seite, den Arm auf den Korbsessel stützend (mit Fliege) Alois Hába, rechts daneben Hermann Scherchen, rechts hinter Scherchen Erhart Ermatinger. Hintere Reihe von links Darius Milhaud, Hermann Reutter, unbekannter Mann, Josef Matthias Hauer, Hans Rosbaud (5. v. l.) und Ernst Toch. Fondation Hindemith Blonay (CH).

Skandalös wurde das Ende, als der Schauspieler THEO LINGEN in Clownskluft von anderen Clowns zerlegt wurde:

Um das durchzuführen, hatte man mich auf Stelzen gestellt. Ich hatte verlängerte Arme und Hände, auch einen riesengroßen Kopf, und konnte nur durch mein Chemisette, das aus Gaze bestand, etwas sehen. Im Laufe des Stückes wurden mir nun sämtliche Gliedmaßen kunstfertig amputiert. Mit einem Blasebalg, der Blut enthielt, mußte ich auch noch das Blut dazu spritzen: das war dem Publikum nun wirklich zu viel. Und als man mir dann noch den Kopf absägte, da ich über Kopfschmerzen klagte, brach ein Skandal aus, wie ich ihn nie wieder am Theater erlebt habe. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, flog auf die Bühne.²⁹

Das war auch das Ende der *Deutschen Kammermusik* in Baden-Baden. Der Stadtrat des Kurortes strich nach diesem Abend die Zuschüsse³⁰ und der allerletzte von Hindemith und Burkard verantwortete Jahrgang musste in Berlin stattfinden. Die Verlegung nach Baden-Baden, so MARTIN THRUN, habe sich als „*Mißgriff*“ herausgestellt: Es ließ sich kein integratives Festkonzept zusammen



Bert Brecht/Paul Hindemith:
Clownszene in der Baden-Badener
Uraufführung des Lehrstücks 1929.
Fondation Hindemith Blonay (CH).

mit der Musikantengilde entwickeln, schon 1928 kamen kaum mehr Vertreter der Jugendmusik in die Konzerte des Kammermusikfestes, und auch ein anderes Publikum ließ sich nicht aktivieren. Ein „*internationaler Badeort von Weltruf*“, befand der Berliner Musikpädagoge EBERHARD PREUSSNER schon 1928, „*ist einfach nicht der geeignete Sammelplatz für eine Gemeinschaft Neuer Musik*“.³¹ Auch viele Musiker, so erinnerte sich MAX BUTTING, fühlten „*sich in Baden-Baden nicht mehr so wohl*“, denn „*der frohe, unbefangene Ton von Donaueschingen existierte nicht mehr*“.³²

Den Baden-Badenern und den Kurgästen gefielen am ehesten noch die traditionellen Gattungen: Die deutsche Erstaufführung von Alban Bergs Streichquartett *Lyrische Suite* musste 1927 wiederholt werden, und 1928 sorgte die Uraufführung von Josef Matthias Hauers Kammeroratorium *Wandlungen* auf Texte aus Hölderlins *Hyperion* für den größten Erfolg.³³ Die Kammermusik trat in den Baden-Badener Jahren immer stärker zugunsten der „Gebrauchsmusik“ zurück und verschwand dann in Berlin auch aus dem Veranstaltungstitel.

Hindemiths und Burkards letzter Versuch mit der *Neuen Musik Berlin 1930*

Die „Donaueschinger Idee“, so schrieb HEINRICH STROBEL 1930, der damals noch nicht Festivalleiter war, sondern als Journalist anreiste, tendiere inzwischen „*nach dem Soziologischen*“.³⁴ Und die künstlerisch Verantwortlichen HINDEMITH, BURKARD und SCHÜNEMANN schrieben im Programmheft, das Berliner Festival habe den „*Charakter einer Arbeitstagung, die (analog einer Materialprüfungsstelle in der Industrie) dazu da ist, neue künstlerische, technische und soziologische Ideen auf dem Gebiet musikalischer Arbeit auf ihre Verwertbarkeit im allgemeinen Musikleben zu untersuchen*.“

Vorausgesehen haben die Veranstalter aber wohl nicht, dass ihr musikalisches Material dabei selbst zum Mittel in einem politischen Kampf wurde, der sich als Folge der zunehmenden Arbeitslosigkeit seit Beginn der Weltwirtschaftskrise radikalisiert hatte.

Das Verhältnis zwischen Brecht und Hindemith war nach dem *Lehrstück*-Skandal angeschlagen. Trotzdem sollte es im Juni 1930 bei der *Neuen Musik Berlin* eine weitere Brecht-Premiere geben, mit Musik von Hanns Eisler, der eher mit den radikalen ästhetischen und politischen Ansichten Brechts übereinstimmte als Weill und Hindemith. Doch es kam anders. Brecht und Weill hatten den Mahagonny-Stoff nach dem Baden-Badener Erfolg zu einer Oper erweitert, die im März 1930 in Leipzig uraufgeführt wurde. Den überarbeiteten Text hatte Brecht zu einer Abrechnung mit Hindemith und seinem Baden-Badener Festivalkonzept genutzt. Aus Charly, Billy, Bobby und Jimmy, wie sie im Songspiel noch hießen, wurden jetzt „Paul“, „Heinrich“ und „Joseph“.³⁵

In der Oper wird Paul der Prozess gemacht. Sein Freund Heinrich verteidigt ihn und erinnert an die sieben Jahre (Hindemith und Burkard leiteten das Festival seit 1923) in Alaska (Donaueschingen?): „*Paul das tue ich für dich / Weil ich denke an Alaska / Die sieben Winter, die großen Kälten / Wie wir zusammen die Bäume fällten.*“ Und am Ende, kurz vor seiner Hinrichtung, sagt Paul zu Jenny: „*Die Tage, mit dir verlebt, waren angenehm, und angenehm war das Ende*“ worauf Brecht mit Jenny antwortet: „*Lieber Paul / Auch ich habe meine gute Zeit gehabt / Mit dir und ich weiß nicht / Wie es jetzt mit mir wird.*“ Schließlich sagt Paul: „*Und jetzt empfehle ich dich meinem letzten Freund Heinrich / Der der einzige ist / Der von uns übrig blieb / Die wir aus Alaska kamen.*“³⁶ Die Leipziger Premiere konnte nur mit Mühe zu Ende gebracht werden, weil bürgerliche Opernfans und Anhänger der Nationalsozialisten lautstark protestierten und sich prügelten.

Im Mai 1930 zogen BERT BRECHT und HANNS EISLER in einem offenen Brief die für Juni geplante Aufführung ihres Lehrstücks *Die Maßnahme* bei der Neuen Musik Berlin zurück. Sie empörten sich über das Ansinnen des Programmausschusses, „*den Text diesem Ausschuss zur Zerstreuung politischer Bedenken vorzulegen.*“ Der Brief an den Programmausschuss wurde im Börsenkurier veröffentlicht, wenige Tage, nachdem die NSDAP am 2. Mai im Sportpalast eine Kundgebung mit Goebbels und Hitler zum Thema „Raum für unser Volk“ durchgeführt hatte.

In diesen turbulenten Wochen kämpften Brecht und Eisler gegen die in der Öffentlichkeit immer stärker auftretenden Rechten, die jede Brecht-Aufführung zu einem Wagnis für Künstler, Veranstalter und Publikum machten. Sie appellierten an die Mitglieder des Programmausschusses, die künstlerische Freiheit zu verteidigen für diese „*wichtige Veranstaltung*“, bei der „*neue Verwendungsarten der Musik zur Diskussion*“ gestellt würden. Und sie erinnerten an die Gemeinsamkeiten zwischen den Lehrstücken Brechts und der Gemeinschaftsmusik Hindemiths:

Haben wir nicht immer nach Laienkunst gerufen? Hatten wir nicht schon lange Bedenken gegen diese großen, von hundert Bedenken gehemmten Apparate? Wir nehmen diese wichtigen Veranstaltungen aus allen Abhängigkeiten heraus und lassen sie von denen machen, für die sie bestimmt sind und die allein eine Verwendung für sie haben: von Arbeiterchören, Laienspielgruppen, Schülerchören und Schülerorchestern, also von solchen, die weder für Kunst bezahlen noch für Kunst bezahlt werden, sondern Kunst machen wollen.³⁷

GEORG SCHÜNEMANN, stellvertretender Rektor der Berliner Musikhochschule und an Stelle des ausgeschiedenen Joseph Haas der dritte Mann im Programm-ausschuss für das Jahr 1930, hatte gehört, dass der Text des neuen Lehrstücks eine „andere, von Kurt Weil komponierte Fassung stark verschärfen soll“.³⁸ BRECHT lässt die Darsteller zur Gewalt auffordern: „Einzig mit dem unbeugbaren Willen, die Welt zu verändern, begründen wir die Maßnahme“, wobei die „Maßnahme“ die Tötung eines Genossen ist, der Mitleid zeigte für den Gegner im Klassenkampf. Berühmt geworden sind die 34 Jahre später von Ulrike Meinhof³⁹ in einem Brief aus dem Gefängnis zitierten Zeilen „Furchtbar ist es, zu töten. Aber nicht andere nur, auch uns töten wir, wenn es nottut“.⁴⁰ Dank Schünemanns Intervention endete die von Hindemith und Burkard in Baden-Baden und Berlin



Hanns Eisler, Paul Hindemith, Bertolt Brecht, Ernst Hardt, der Regisseur von Brechts Lindberglflug, sowie Hans Fleisch, der Leiter des in Frankfurt ansässigen Südwestdeutschen Rundfunkdienstes, während der Deutschen Kammermusik Baden-Baden 1929. Fondation Hindemith Blonay (CH).

fortgeführte „Donaueschinger Idee“ nicht mit einer Saalschlacht in der Berliner Musikhochschule, sondern mit „Chören für Liebhaber“ und Originalwerken für elektrische Instrumente.

Hindemith und Jöde als Wegbereiter der NS-Musikkultur?

Es war vor allem Hindemith, der den Wandel der „Donaueschinger Idee“ vorangetrieben hat. Weg von der Kammermusik, weg von der Förderung unbekannter kompositorischer Talente, weg von der Werkauswahl nach rein musikalischen Kriterien, hin zu den technischen Apparaten, zu Auftragskompositionen und zu einer „Materialprüfungsstelle“, die Musik vor allem nach ihrer „Verwertbarkeit“ zur Erreichung gesellschaftlicher Aufgaben beurteilt.

Für den Philosophen und Musikkritiker THEODOR W. ADORNO war die Abkehr von der Schönbergschule und die Zuwendung zur Gebrauchsmusik ein Verfall. ADORNO war in diesen Jahren, wie Brecht und andere Künstler, durch Karl Marx inspiriert und beklagte, dass „*die Entfremdung zwischen der Musik und den Menschen vollkommen*“ sei, weil „*der kapitalistische Prozess die musikalische Produktion und Konsumtion restlos in sich hineinzieht*“. Manche „*ernste*“ Musik, „*die sich nicht umstandslos dem Marktgesetz unterwirft*“,⁴¹ könne aber zu einer „*Korrektur der Entfremdung*“ beitragen. Musik sei umso besser, je mehr es ihr gelingt, „*in ihrer eigenen Struktur*“ oder in ihrem „*Material*“ die „*gesellschaftlichen Widersprüche [...] auszuformen*“. ⁴² Für Adorno, den ehemaligen Kompositionsschüler Alban Bergs und Bewunderer Schönbergs, wurde diese Forderung am besten in der „*allein ernstlich chokierenden* [sic!]“ Moderne der Schönbergschule erfüllt, weil diese die gesellschaftlichen Widersprüche „*vorstellt*“. Neoklassizismus (Igor Strawinsky) und Folklorismus (Béla Bartók) versuchten zwar, die Widersprüche aufzuheben, allerdings durch einen – aus Adornos Sicht falschen – „*Rückgriff auf vergangene Stilformen*“.

Im Rang hinter der Schönbergschule, aber noch vor Strawinsky und Bartók sieht Adorno die Musik von Kurt Weill zu *Dreigroschenoper* und *Mahagonny*. Weil diese Musik selbst eine „*brüchige Faktur*“ habe, gelinge es ihr, die gesellschaftlichen Brüche „*hervortreten zu lassen*“. Indem sie Elemente „*teils der bürgerlichen Musikkultur des 19. Jahrhunderts, teils der heutigen Konsummusik*“ nutze, könne sie diese als Schein „*enthüllen*“. ⁴³ Weill, so Adorno, „*präsentiert nicht den Menschen eine primitivierte Musik zum Gebrauch, er hält ihnen ihre eigene Gebrauchsmusik im Zerrspiegel seines künstlerischen Verfahrens vor und zeigt sie als Ware*“. ⁴⁴

Die Gebrauchsmusik schätzt Adorno gering, denn diese versuche die „*Tatsache der Entfremdung nicht mehr im ästhetischen Bilde [zu] meistern, sondern real [zu] überwinden*“. ⁴⁵ Sowohl die Musik der Musikanten um Fritz Jöde als auch die Werke Hindemiths, Strawinskys und Bartóks zielten auf die „*Ablenkung vom gesellschaftlichen Zustand*“: „*Den einzelnen will sie glauben machen, er sei nicht einsam, sondern mit den anderen in einer Verbundenheit, die die Musik ihm vorführt*“. ⁴⁶ Hindemith kommt bei Adorno besonders schlecht weg: Seine

„handwerkliche Biederkeit“ orientiere sich an einem „Ideal eines nicht-arbeits-teiligen Produktionsstandes [...], der in der Musik die Differenz von Produktion und Reproduktion nicht kenne“, und sein „gesunder Humor“ zeige eine „prinzipielle Versöhnlichkeit mit den gesellschaftlichen Verhältnissen“.⁴⁷

Die Linken der Nachkriegszeit lasen Adorno so, als haben Hindemith, die Gebrauchsmusik, Jöde und die Musikanten den Aufstieg der NS-Musik begünstigt. JOSEF HÄUSLER schrieb 1996 im Rückblick auf Hindemiths seit 1928 in Baden-Baden und Berlin vorgestellte „Liebhaber-, Gemeinschafts-, Kindermusiken“:

*Ihre ästhetische und sprachliche Harmlosigkeit, ihr bescheidenes geistiges und handwerkliches Niveau [...] ließen sich bruchlos in Einklang bringen mit kulturpolitischen Prämissen, die wenige Jahre später zur verordneten Leitlinie wurden.*⁴⁸

Hindemiths Einfluss war groß in diesen Jahren um 1930. Sicher aber wollte der Komponist sich nicht durch seine Musik den Nationalsozialisten andienen. Auch war wohl weder die von Adorno in der Gebrauchsmusik diagnostizierte Aufhebung der Entfremdung noch das von HÄUSLER behauptete „bescheidene geistige und handwerkliche Niveau“ der Gemeinschaftsmusiken verantwortlich dafür, dass von Hindemith beeinflusste Musik sich mit der NS-Kultur „in Einklang bringen“ ließ. Hindemith war mutig, unkonventionell und witzig, ein Macher, der sich weder um Traditionen noch um das Establishment scherte, dazu sexuell freizügigen Stoffen zugetan. All das konnte junge Musiker faszinieren, unabhängig davon, ob sie politisch rechts oder links standen.

So hat das wohl auch HANS HEINZ STUCKENSCHMIDT gesehen, der 1937 darauf hinwies, dass die „Lieder und Gemeinschaftsmusik“ der Jugendorganisationen seit 1933 „auffallend an den Ton Hindemithscher und Jödescher Vorbilder gemahnen.“ Es sei „bekannt, daß die künstlerischen Tendenzen der Hitler-Jugend“ keineswegs dem „traditionellen Rahmen [...] der Reichsmusikkammer“ entsprechen und manche Komponisten, „die der Hitler-Jugend nahestehen“, sich offen zu Hindemith und Strawinsky bekennen.⁴⁹

Ernst-Lothar von Knorr in Donaueschingen

Nicht die Gebrauchsmusik, die Gemeinschaftsmusik oder die Jugendmusikbewegung konnten in den Dienst der nationalsozialistischen Politik gestellt werden, sondern einzelne Akteure dienten sich mehr oder weniger an, was gut an dem mit Donaueschingen verbundenen ERNST-LOTHAR VON KNORR zu sehen ist. In den 1920er Jahren komponierte er Spiel- und Schulmusiken im „musikantischen Gestus“⁵⁰ Hindemiths und stand in Kontakt mit Fritz Jöde. Seit 1925 hatte er die Volks- und Jugendmusikschule in Berlin-Neukölln mit aufgebaut, wo Hindemith eine Zeit lang unterrichtete.

Nach 1933 suchte von Knorr „über die Jugendmusikbewegung seine kompositorische Einbindung in die völkische Ideologie.“⁵¹ Er veröffentlichte zwi-

schen 1933 und 1945 mehr als 100 Werke, vor allem Lieder, und seine Kantate *Brüder, wir halten Totenwacht!* wurde als neue Gebrauchsmusik gefeiert:

*Hier spricht ein Musiker, der fest und ganz in der Gegenwart steht, der ihre Sprache erlauscht hat, der an das Volk nicht bloß durch das Hören herantreten, sondern ihm und zumal der Jugend etwas zum eigenen, lebendigen Gebrauch geben will.*⁵²

Trotzdem ließ Goebbels 1936 auf Anregung von Hans Severin Ziegler, dem Initiator der Ausstellung „Entartete Musik“, von Knorrs bereits geprobtes *Concerto grosso* kurzfristig aus dem Programm des Tonkünstlerfestes in Weimar streichen.⁵³ Später wurde von Knorr Musikreferent im Oberkommando des Heeres, seit 1941 stellvertretender Leiter der Frankfurter Musikhochschule und seit 1942 Parteigenosse.

Er kam Anfang 1945 nach Trossingen, um dort mit Unterstützung der Familie Hohner das neue Hochschulinstitut aufzubauen, das zum Teil aus Studenten und Lehrenden der zerstörten Musikhochschulen in Frankfurt und Stuttgart bestand. Bei der von Hugo Herrmann verantworteten „Neuen Musik Donaueschingen“ 1946 wurde ein Liederzyklus aufgeführt, für den er mehrere von Max Rieple verfasste Nachdichtungen französischer Gedichte vertonte. Georg Mall berief sich auf das frühere Dreiergremium in der Festivalleitung (Burkard, Hindemith, Haas), als er 1946 von Knorr als Mitglied des wiederzugründenden „Musikausschusses“ benannte, der außerdem noch Heinz Trefzger und Hugo Herrmann umfassen sollte, wobei letzterer die „Musikalische Leitung“ übernehmen sollte. Noch Anfang 1949 hat Rieple in einem Schreiben an Hugo Herrmann von Knorr zusammen mit Herrmann und Heinrich Strobel als Teil eines neuen Dreiergremiums für das nächste Festival vorgeschlagen.

Hugo Herrmann und die „Donaueschinger Idee“

Der umtriebige HUGO HERRMANN, der zwischen 1934 und 1947 Neue Musik in Donaueschingen veranstaltete, war gut vertraut mit dem Festival: 1926, 1928 und 1929 war er mit Uraufführungen vertreten. Herrmann, der zu einer „*Wiedergeburt einer deutschen Chormusik*“ beitragen wollte, setzte die Donaueschinger Tradition zunächst 1931 mit neuen Festivals für Chormusik in Mannheim und für Kammermusik in Pfullingen fort. Er wünschte sich nicht nur „*eine aufnahmebereite Gemeinde der Kunst*“, sondern auch eine zahlungsbereite, denn die „*Subventionen des Staates und der Städte sind gestrichen*“.⁵⁴

Die einzige Uraufführung beim ersten *Kammermusikfest in den Pfullinger Hallen* steuerte er selbst bei, aber viele „Donaueschinger“ waren mit älteren Werken vertreten: Krenek, Hindemith, Strawinsky, Marx, Reutter und Petyrek. Dazu gab es Stücke des Antimodernisten Hans Pfitzner und der Chorkomponisten Bruno Stürmer und Karl Schäfer, die wenig später in der NS-Zeit Karriere machten. Die Badische Landeszeitung sprach von einem „*Kammermusikfest, das den Sinn und Wert der früheren Donaueschinger, Baden-Badener und Berliner*

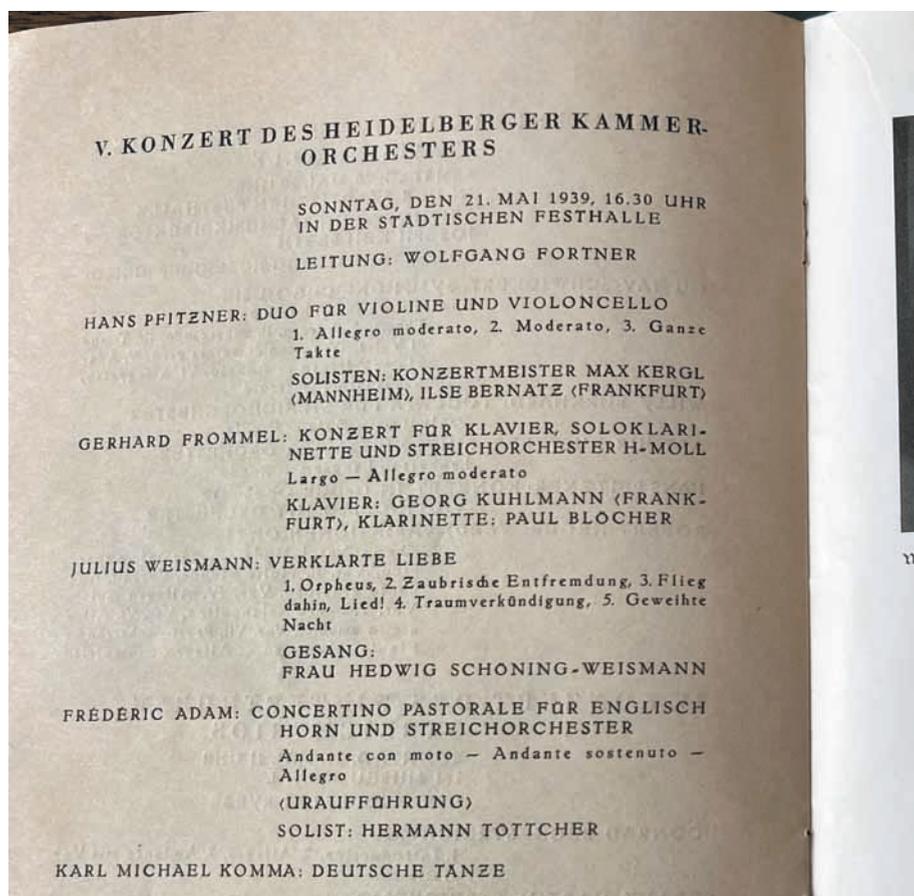
*Kammermusikfeste in ein helleres Licht stellte – und deren Fehler und Auswüchse ausschaltete“.*⁵⁵

Herrmann war in Pfullingen weit weniger unabhängig als der Donaueschinger Programmausschuss, dessen ambitionierte Programme zunächst der Fürst zu Fürstenberg und später die Stadt Baden-Baden und der Rundfunk ermöglicht hatten. Sein nationalistischer Pfullinger Hauptsponsor lehnte es ab, „mit einem Franzosen auch nur ein Wort zu wechseln“.⁵⁶ Plötzlich sollte die Pfullinger Konzerthalle für eine andere Veranstaltung reserviert sein, und in seinem siebenköpfigen Ausschuss fanden sich neben zwei Chorleitern nur Vertreter der musikalisch halbgebildeten Lokalprominenz.

Die „Donaueschinger Idee“, die in den letzten Jahren vor 1930 für Gebrauchsmusik und Bert-Brecht-Experimente stand, wurde also bereits vor Beginn der NS-Herrschaft ausgedünnt: Der Verzicht auf große, skandalträchtige Theateraufführungen war eine Folge der Wirtschaftskrise, des Subventionsabbaus und der polarisierten politischen Auseinandersetzung. Und auch die Konzentration auf die Chormusik war keine Folge der NS-Kultur, sondern vorbereitet durch die Jugendmusikbewegung, durch die Lehrstücke Brechts und durch die Diskussionen um eine Gebrauchsmusik, die vor allem in Laienchören verwirklicht werden sollte.

Zu einem Festival in Donaueschingen kam es erst wieder 1934 unter der künstlerischen Leitung Herrmanns. Die Initiative zu der Veranstaltung unter dem Titel *Neue Deutsche Volksmusik* war von der Stadtverwaltung ausgegangen, die in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs nach 1933 Übernachtungsgäste durch ein Musikfest zu locken hoffte. Fürst Max Egon war Ehrenpräsident, und der weiterhin in Berlin lebende Heinrich Burkard ließ sich in einen Ehrenausschuss berufen.⁵⁷ Zwei Veranstaltungen wurden vom Rundfunk übertragen. Es sei Herrmanns „ehrlicher Wunsch gewesen, das zweifelhafte Erbe, das sich mit dem Namen dieses Städtchens verbindet, umzudeuten“, befand der aus Berlin angereiste Chorleiter und HJ-Musiker HELMUT MAJEWSKI: Wegen „liberalistischer Schlacken“ aber habe die „Umformung nicht glücken“ können. Die Kinderoper *Die Seifensieder* von Paul Höffer erinnerte den Rezensenten an die „Brecht-Weillschen Machwerke“, und die Singkreise hätten „ängstlich jedes Braun in ihrer Kleidung“⁵⁸ vermieden.

Die *Neue Deutsche Volksmusik* hatte ein überwiegend positives Presseecho gefunden: „Das wirklich Gute fand in ganz Deutschland einmütige Zustimmung“, hieß es in einer Pressemeldung aus dem Donaueschinger Rathaus. Dort hatte sich Parteigenosse Bürgermeister Eberhard Sedelmeyer mit Hugo Herrmann, dem letzten Vorsitzenden der inzwischen aufgelösten Gesellschaft der Musikfreunde, Georg Mall, dem Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothekar, Dr. Eduard Johne, und dem Leiter des Verkehrsamts, Erich Höll, getroffen. In seiner Ansprache stellte Herrmann das neue Projekt in die Tradition: „Auf dem, was [...] Donaueschingen seinen Namen als Musikstadt gab, wird neu aufgebaut“, und warb für Einigkeit:



Aus dem Programmheft des 2. Oberrheinischen Musikfests 1939. F. F. Archiv Donaueschingen.

Was irgendwie trennend in Erscheinung trat, gehört der Vergangenheit an, im Geiste der neuen Zeit finden sich alle zusammen, die den Willen haben, Donaueschingen wieder zum Mittelpunkt einer neuen Entwicklung werden zu lassen.⁵⁹

Herrmann wurde daraufhin beauftragt, auch für 1935 ein Musikfest durchzuführen, das allerdings nicht zustande kam, weil die NS-Kulturgemeinde eine Förderungszusage wieder zurückzog. Unter dem Titel *Alte und neue Kammermusik* fanden 1936 lediglich zwei Konzerte statt. Für 1937 gelang es Herrmann noch einmal, drei Konzerte an zwei Tagen unter dem Titel *Donaueschinger Musikfeiern* zu bündeln. Zur Aufführung kamen Werke Herrmanns und anderer Komponisten, die sich mit der NS-Kulturpolitik arrangiert hatten: Heinrich Spitta⁶⁰ war darunter, ein Neffe des Bach-Biographen, sowie der Freiburger Eberhard Ludwig Wittmer, der auch als Fachwart des Arbeitskreises deutscher Komponis-

ten fungierte. Aus München kam das ehemalige Tonkünstler-Orchester, das seit einem Auftritt vor Hitler im Jahr 1932 als „NS-Reichssymphonieorchester“⁶¹ durchs Land tourte.

Die noch von Herrmann 1937 verantworteten Musikfeiern, vor allem aber die vom Gaukulturamt 1938 und 1939 durchgeführten Musikfeste pervertierten die „Donaueschinger Idee“ ins Propagandistische. Zwar gab es immer noch sowohl Gebrauchsmusik als auch neue Kammermusik, und die Besuche von Paul Sacher mit dem Basler Kammerorchester 1938 und dem Winterthurer Streichtrio zusammen mit dem Industriellen und Musikförderer Werner Reinhart 1939⁶² sorgten für etwas internationale Atmosphäre. Doch war wohl weder von der unbeschwerten Feststimmung der frühen noch vom ernststen Tagungscharakter der späteren Jahre etwas zu spüren. Keiner der alten „Donaueschinger“ wurde gespielt. Hugo Herrmann hatte sich 1938 erfolglos bemüht, ins Programm aufgenommen zu werden. Er trat 1939 in die Partei ein, vermutlich auch, um bessere Chancen für weitere Aufführungen zu haben.⁶³

Auch in diesen Jahren war es noch möglich, Konzerte mit moderner Musik in der frühen Donaueschinger Tradition zu veranstalten, wie der Blick nach Baden-Baden zeigt. Dort gab es deutsche Erstaufführungen von Béla Bartóks *Musik für Saiteninstrumente, Schlagzeug und Celesta* (1937) und Igor Strawinskys Melodram *Persephone* (1938), und noch 1939 erteilte eine „Gesellschaft der Musikfreunde“ Kompositionsaufträge für ein 4. Internationales Zeitgenössisches Musikfest.⁶⁴

Herrmann und Strobel auf dem Weg zu den Musiktagen

Dass es Heinrich Strobel gelang, Hugo Herrmann nach dem Krieg als Erneuerer der „Donaueschinger Idee“ zu verdrängen, war zunächst nicht abzusehen. Beide waren nicht durch machtvolle Positionen in der NS-Zeit belastet, wobei die Arbeit Herrmanns die nationalsozialistische Musikpolitik weniger störte als die des scharfzüngigen Journalisten Strobel, der zunächst als „*Musikbolschewist*“ galt und mit seiner „*nicht-arischen*“ Ehefrau Hilde nach Paris emigrierte, wo beide allerdings auch für deutsche Propagandamedien arbeiteten.⁶⁵

Sowohl Herrmann als auch Strobel gelangten kurz nach Kriegsende in Rundfunkpositionen – Herrmann in Stuttgart, Strobel in Baden-Baden. Der umtriebige Herrmann konnte auf bestehende Verbindungen aufbauen und kam eher aus den Startlöchern: Schon im September 1945 organisierte er zusammen mit Ernst-Lothar von Knorr die erste einer bis in die 1980er Jahre fortgeführten Reihe von *Trossinger Musiktagen*, bei denen Musik für Akkordeon im Zentrum stand. In den ersten Jahren gab es dort vor allem Musik von Herrmann und anderen zeitweise in Trossingen lehrenden Komponisten, die sich gut, zum Teil auch sehr gut mit den Anforderungen der NS-Kulturpolitik arrangiert hatten: Neben von Knorr gehörten dazu Hans Brehme, Gerhard Frommel, Hermann Erpf und Philipp Mohler.⁶⁶ In Donaueschingen aber wollte Herrmann zusammen mit den alten Akteuren die Tradition der 20er Jahre wieder aufleben lassen. An Georg

Mall schrieb er, dass er „wegen unserer Sache“ Verbindung mit Burkard und Haas aufgenommen habe, aber auch mit dem in den USA lebenden Hindemith, der es aber vorläufig abgelehnt habe, nach Deutschland zu kommen.⁶⁷ Der politisch unbelastete Vorsitzende der Gesellschaft der Musikfreunde, Georg Mall, kooperierte mit Herrmann 1945 bei der Neugründung der Gesellschaft der Musikfreunde, gab das Amt des Vorsitzenden aber kurz darauf an Max Rieple ab.

Sowohl Herrmann⁶⁸ als auch Strobel suchten durch Aufführungen französischer Werke das Wohlwollen der Besatzungsmacht. Und das von Herrmann in Donaueschingen verantwortete Programm von 1946 war ebenso „international“ (Ibert, Malipiero, Schostakowitsch und Strawinsky) wie das von Strobel 1950 (Bartók, Milhaud, Honegger, Strawinsky). Für 1946 und 1947 gelang es Herrmann, das Orchester von Radio Stuttgart nach Donaueschingen einzuladen. 1947 aber war, wie HÄUSLER schreibt, „die vergleichsweise weltoffene Haltung des Jahres 1946 [...] so gut wie verflogen“, und es wurden vor allem Komponisten gespielt aus dem „Kreis der persönlichen Freundschaft, der klangsprachlichen Zahmheit, des künstlerischen Mittelmaßes.“⁶⁹

MICHAEL WACKERBAUER hat darauf hingewiesen, dass Herrmann schon 1946 mit der *Apokalypse*, einer „Kammermusik in sieben Gesängen“ nach Texten von Reinhold Schneider, einen Grundstein für sein neues Festspielkonzept legte. Herrmann forderte im Programmheft, dass es jetzt um neue Inhalte gehen müsse und nicht wie zu Beginn der 1920er Jahre um neue Formen: Die „neue Musik sinke nicht zu einer Gebrauchsform im menschlichen Alltag herab“, sondern „sie erfülle das Dasein des Menschen mit sinnvoller echter Würde und Weihe“.⁷⁰

Im Abschlusskonzert des Jahres 1947 verlas Herrmann dann ein „Manifest an die schaffenden Künstler“ und präsentierte seinen Plan für ein „Festspielwerk“: Die Kunst stehe vor der großen Aufgabe, „mit gereinigten Mitteln zur Sinngebung wahrer Heiterkeit vorzustoßen“. Eine „Gemeinde“ der „wahrhaft Berufenen“, so Herrmann, solle als eine „Arbeitsgemeinschaft schaffender Künstler“ dieses Festspielwerk in der „Bauhütte Donaueschingen“ errichten und in mehreren „Stufen der Probe und Bewährung“ zu einer „neuartigen Feier“ zusammenführen.⁷¹ Herrmann hoffte offenbar, in Donaueschingen eine Art Musikerorden mit einem neuen Kult etablieren zu können nach dem Vorbild der frommen Handwerker, die sich im Mittelalter zur Errichtung von Kathedralen in „Bauhütten“ organisiert hatten. Den Titel dieses Festspiels *Die Offenbarung* kommentierte ein Rezensent in Heinrich Stobels Zeitschrift *Melos* ironisch als „ein Sinnbild wahrer Heiterkeit“. Herrmann äußerte sich gegenüber Georg Mall empört über diese Festivalkritik: „So sehr wird jetzt die Hetze von Stobels Seite fortgesetzt“.⁷²

Herrmanns Pläne aber stießen nicht nur in Stobels Zeitschrift auf Ablehnung. Paul Groß, ein langjähriger Vertrauter – er hatte 1929 in Baden-Baden und dann wieder 1946 und 1947 in Donaueschingen Uraufführungen –, schrieb an Herrmann, er habe sich durch dessen „diktatorische Darstellung“ wieder ins „Hitlerreich“ versetzt gefühlt und verglich Herrmanns Pläne mit Hitlers Größen-

wahn.⁷³ Vor allem fand Herrmann aber in Donaueschingen keine Unterstützung. Schon im April hatte Mall Herrmann wissen lassen, dass es „*hier im Ausschuss nur hochgezogene Augenbrauen gab angesichts der Fundamentierung ihrer Pläne auf dem umstrittensten Werk der Bibel, der Apokalypse*“⁷⁴. Auch er selbst habe diese Idee abgelehnt, so Mall weiter, „*zunächst instinktiv, danach begründet*“, nachdem er sich die Apokalypse „*an die zehn Mal*“ vorgenommen habe. Er könne sich „*ebenso wenig dauernd in die Mystik vergraben als in die Lebensfreude, im Leben hat allemal noch der Rhythmus das Wort*“.⁷⁵

Mit Mall verlor Herrmann einen wichtigen Fürsprecher in Donaueschingen. Obwohl Mall das Vorstandsamt der Gesellschaft der Musikfreunde an Max Rieple abgegeben hatte, blieb er sowohl innerhalb des Vereins als „Ehrenpräsident“⁷⁶ sowie als Stadtrat⁷⁷ und als „Kulturreferent“ des Gemeinderats ein wichtiger Akteur. Mall sah wohl auch in Herrmanns mangelnder sozialer Kompetenz – wie man heute sagen würde – ein Hindernis für dessen Eignung als Festivalleiter:

*Das ‚festine lente‘ [Eile mit Weile, F. K.] liegt Ihnen ebenso wenig wie taktische Gesichtspunkte [...]. Wenn Sie in einem Kollegium einen Gedanken durchsetzen wollen, so müssen Sie vorher mit dem einen oder anderen reden und diesen so überzeugen, dass er Ihre Gedanken zu seinem Antrag macht. Das liegt Ihnen aber auch nicht.*⁷⁸

Paul Hindemith kam nicht mehr in die Gegend. Von Knorr hatte ihn mehrfach brieflich nach Trossingen eingeladen,⁷⁹ dabei auch darauf hingewiesen, dass er nicht die gleiche Trossinger Institution vertrete wie Hugo Herrmann (von Knorr arbeitete im Hochschulinstitut, während Herrmann seit 1935 Leiter der Harmonika-Fachschule war, dem heutigen Hohner-Konservatorium). Und im Oktober 1948 versuchte Max Rieple noch einmal vergeblich, Hindemith für Donaueschingen zu gewinnen. Er wolle den Musikfesten „*wieder ihre alte Bedeutung zurückerobern*“ und suche

*dafür Ratschläge und Hilfe. Du wirst ja sicher aus alter Anhänglichkeit heraus auch diesen Dingen noch ein gewisses Interesse entgegenbringen. Am schönsten wäre es, wenn wir deinen Namen das nächste Jahr auf unserem Programm finden könnten und du uns vielleicht eine Uraufführung zur Verfügung stellen könntest. Ebenso wäre ich dir dankbar, wenn du uns neue Talente namhaft machen könntest, die wir hier fördern könnten.*⁸⁰

Auch Rieples Versuch, Heinrich Burkard bei einem Treffen in Stuttgart im November 1948 „*wieder in ein enges Verhältnis zur Gesellschaft der Musikfreunde zu bringen*“,⁸¹ scheiterte.

Nachdem das von Herrmann für 1948 bereits fertig geplante Musikfest kurzfristig hatte abgesagt werden müssen, weil „*die Militärregierung Freiburg die Sportmeisterschaften für Leichtathletik des ganzen Landes im Stadion Donaueschingen durchführen*“⁸² wollte, beklagte sich Herrmann bei Bürgermeister Messner und Max Rieple darüber, zur letzten Sitzung nicht eingeladen worden zu sein:

Der Verein wird doch, hoffe ich, sicherlich nicht die endgültige Absicht haben, mich zu einer bloßen Figur herab zu stempeln, ganz abgesehen davon, dass ich ja bis jetzt alles aus reinem Idealismus tat.⁸³

Genau das aber hatte der Verein im Sinn. Die endgültige Absage musste der Bürgermeister im Juni 1949 übermitteln: Er sei in der letzten Vorstandssitzung, „bei der man Sie [...] einzuladen unterlassen hatte“, beauftragt worden, mit Professor Jarnach

die Verbindung wegen Bildung eines neuen Arbeitsausschusses aufzunehmen. Der bezügliche Beschluss entstand unter dem Gesichtswinkel, dass auf die alten Grundsätze von 1921–26 zurückgegangen werden müsse. Meine Verbindung mit Professor Jarnach hat zum Erfolg geführt. Professor Jarnach nimmt die Arbeiten mit Begeisterung auf, hat aber die Bedingung gestellt, dass Ihr künstlerischer Name mit dem seinen nicht in Verbindung kommen dürfe.⁸⁴

Warum diese angekündigte Verbindung nicht zustande kam und wer die anderen beiden für den Arbeitsausschuss bereits Benannten waren, ist den Akten nicht zu entnehmen. Das Programm des geplanten Festivals, so heißt es im Förderantrag des Bürgermeisters an die Landesregierung des Bundeslandes Baden, enthalte „nur Werke, die ausgezeichnete Fachleute von Ruf geprüft und begutachtet



Prinz Max Egon zu Fürstenberg im Gespräch mit Max Rieple, dem Präsidenten der Gesellschaft der Musikfreunde. Im Hintergrund Max Egons Tochter Maria Josepha. F. F. Archiv Donaueschingen.

haben.“⁸⁵ Namen werden nicht genannt, aber einen aus Komponisten und Interpreten gebildeten dreiköpfigen Arbeitsausschuss nach dem Vorbild der 1920er Jahre hat es für die Musiktage nicht mehr gegeben.

Der Beginn der Kooperation mit Heinrich Strobel und dem Rundfunk in Baden-Baden

Dafür, dass schließlich Strobel die Festivalleitung übernahm und nicht Herrmann, lässt sich ein Bündel an Gründen anführen: Strobel war der geschicktere Kommunikator, er sprach gut Französisch, hatte ein Buch über Debussy veröffentlicht und galt als Experte für das Musikleben in Frankreich. So konnte er 1947 den französischen Besitzern glaubhaft in Aussicht stellen, durch seine Rundfunk-tätigkeit französische Musik besonders zu fördern.⁸⁶ Auch der Zeitgeist spielte gegen Herrmann: Der weltläufige Strobel und der neue Vorsitzende der Musikfreunde, Max Rieple, ein Kenner französischer Kultur, repräsentierten besser „*die internationale Kultur der Sieger*“⁸⁷ als die konservativen, in den nationalen Diskussionen der 1920er Jahre verhafteten Georg Mall und Hugo Herrmann. Nachdem Herrmann durch sein Festspielprojekt auch noch Malls Unterstützung verloren hatte, lief alles gegen ihn.

Der Verbindung mit dem Badener-Badener Funkhaus wurde dann im Frühjahr 1950 in die Wege geleitet. Am 13. April 1950 fuhren Max Rieple und Prinz Max Egon zusammen nach Baden-Baden, begleitet von dessen Vetter und künstlerischem Berater Christian Altgraf zu Salm, der während des Krieges Dolmetscher in Frankreich gewesen war, inzwischen in Donaueschingen lebte und das Treffen mit Strobel brieflich vorbereitet hatte.⁸⁸ Die drei fragten dort, „*ob der Südwestfunk sich in irgendeiner Weise an dem Musikfest beteiligen könne, beispielsweise indem am Sonntag, dem 15. Juli, das Südwestfunkorchester in Donaueschingen spielen würde*“.⁸⁹

Prinz Max und die Stadt Donaueschingen förderten das Festival durch Geldzuwendungen. Die Stadt übernahm zudem die Organisation vor Ort und bürgte für eventuelle Defizite der Gesellschaft der Musikfreunde. Prinz Max vermittelte Zuschüsse der Landesregierung des Bundeslandes Baden und er stellte, als Ersatz für die im Krieg zerstörte städtische Festhalle, die fürstliche Reithalle für Orchesterkonzerte und den renovierten Spiegelsaal im Museumsgebäude (heute Museum Art.Plus) für Kammermusikaufführungen zur Verfügung. Am Ende jedes Festivaljahrgangs lud er Mitwirkende und ausgewählte Gäste zu einem festlichen Empfang ins Schloss. Bis zu seinem Tod 1959 blieb Prinz Max Egon, wie Strobel in seinem Nachruf vermerkte, „auch bei planenden Unterhaltungen stets die Mitte“. Zwar mischte er sich „*kaum in künstlerische Fragen ein [...], gab aber durch kleine Bemerkungen richtungsweisende Anregungen und besaß eine bemerkenswerte Kunst im Ausgleichen der verschiedenen Ansichten*“.⁹⁰

So gelang die Neugründung der „Donaueschinger Musiktage für zeitgenössische Tonkunst“ (wie das Festival seit 1950 hieß) durch den finanziellen und persönlichen Einsatz Prinz Max Egons, durch das Engagement der Stadt



Die fürstliche Reithalle, in der das Orchesterkonzert der Musiktage 1950 stattfand.

Staatsarchiv Freiburg, Sammlung Pragher.

Donaueschingen und der Gesellschaft der Musikfreunde und durch einen glücklichen Zufall: Die Donaueschinger Delegation erreichte Heinrich Strobel in genau dem Moment, als diesem mitgeteilt wurde, dass sein 1950 für Baden-Baden geplantes Festival mit einem Etat „von etwa $\frac{1}{4}$ Million DM“ aus „sozialen Gründen“ nicht stattfinden könne.⁹¹

Die Rundfunkleute konnten es vermutlich gegenüber der Öffentlichkeit nicht verantworten, in der Not der Nachkriegsjahre so viel Geld für Neue Musik auszugeben. Zudem gewannen kulturkonservative Hörer Einfluss, und Strobel musste es 1948 hinnehmen, dass die französische Militärbehörde Protesten gegen Sendungen mit amerikanischem Jazz nachgab. In Donaueschingen konnte und wollte der Sender daher im Hintergrund bleiben:

Der Südwestdeutsche Rundfunk tritt in keinem Zusammenhang als Mitveranstalter der Donaueschinger Musiktage hervor. Herr Dr. Strobel kann daher die ihm von den anwesenden Herren angebotene Leitung der Donaueschinger Musiktage 1950 nicht übernehmen,

heißt es in einem Protokoll der Musikabteilung vom 1. Juni 1950.⁹² Prinz Max und die Gesellschaft der Musikfreunde mussten sich nicht in diesem Maße gegenüber der Öffentlichkeit und den Besatzungsbehörden verantworten.

Im Programmheft der „Donaueschinger Musiktage für zeitgenössische Tonkunst“ 1950 werden weder Heinrich Strobel noch der Südwestfunk – nur bei den Mitwirkenden steht das Südwestfunk-Orchester – noch die Förderung des aktu-

ellen Festivals durch die Familie Fürstenberg benannt. Die Gesellschaft der Musikfreunde und Max Rieple als „Präsident“, so die seither satzungsgemäße Bezeichnung des Vorsitzenden, firmieren als Veranstalter. In den Kurzbiographien der beteiligten Komponisten wird Hugo Herrmanns Leitungsfunktion in den 1930er und 1940er Jahren nicht erwähnt. Bei dem persönlich nicht anwesenden Hindemith steht der Satz: „*Mitbegründer und Hauptinitiator der Donaueschinger Kammermusikfeste seit 1921.*“⁹³

In dem einzigen etwas längeren Programmhefttext würdigt der Fürstlich Fürstenbergische Bibliothekar EDUARD JOHNE die Gemäldesammlung und die Handschriften der Bibliothek. Er blickt zurück auf die Kammermusiktage der 1920er Jahre sowie auf die Jahre seit 1946, als „*durch die Musikgesellschaft mit neuen Musikfesten mutig ein neuer Anfang gemacht*“ wurde. Abschließend nährt er den Stolz seiner Mitbürger auf ihre Heimatstadt: „*Durch Vergangenheit und Gegenwart atmet Donaueschingen künstlerische und kulturelle Energien aus, um die es vielmal größere Städte mit Recht beneiden können.*“⁹⁴

Weder damals noch heute konnten Konzerte mit Neuer Musik in Donaueschingen ohne substantielle Förderung durchgeführt werden. Zwar haben sich die verschiedenen Ideen von Donaueschingen als einem besonderen Bezugsort der Neuen Musik in den vergangenen 100 Jahren immer wieder verändert. Geblieben aber ist die Gefahr, die Gestaltung des Programms politischen Zielen unterzuordnen. Wie die organisatorisch und künstlerisch Verantwortlichen in der Zukunft dieser Gefahr begegnen, wird entscheidend sein für den Rang und den Weiterbestand des Festivals.



Autor

Dr. phil.
FRIEDEMANN KAWOHL

lebt als freiberuflicher Autor in Villingen-Schwenningen. Er studierte Tonsatz und Musikwissenschaft und forscht vor allem zu Themen der regionalen Musikgeschichte.

Germanstraße 1
78048 Villingen-Schwenningen
fkawohl@t-online.de

Dieser Aufsatz ist eine wesentlich erweiterte und veränderte Fassung des Beitrages von FRIEDEMANN KAWOHL: Von der Materialprüfungsstelle zu „Des Friedens Geburt“. In: FRIEDEMANN KAWOHL und ANDREAS WILTS: Gegenwärtig: 100 Jahre Neue Musik – Die Donaueschinger Musiktage. Im Auftrag der Gesellschaft der Musikfreunde hg. von BJÖRN GOTTSTEIN und MICHAEL REBHAHN. Leipzig 2021, S. 32–45.

Anmerkungen

- 1 JAN BRACHMANN: Von der Kunst, an der Macht zu bleiben. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20.10.2021.
- 2 Dokumentiert [20.12.2021] unter [donaueschingenglobal.org](https://www.kulturstiftung-des-bundes.de/de/projekt/musik_und_klang/detail/donaueschingen_global.html).
- 3 https://www.kulturstiftung-des-bundes.de/de/projekt/musik_und_klang/detail/donaueschingen_global.html [10.12.2021].
- 4 HEINRICH BURKARD, EDUARD ERDMANN und JOSEPH HAAS: Die Donaueschinger Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst. In: Neue Musik-Zeitung 42 (1921), Heft 20, S. 309.
- 5 JOSEF HÄUSLER: Spiegel der Neuen Musik: Donaueschingen. Chronik – Tendenzen – Werkbesprechungen. Kassel 1996, S. 53.
- 6 WERNER ZINTGRAF: Neue Musik (1921–1950). Horb am Neckar 1987.
- 7 MICHAEL WACKERBAUER: „Mythos Donaueschingen“ – Zur Rolle einer Idee im Wandel von Festspielkonzeptionen 1921 bis 1950. In: WOLFGANG HORN und FABIAN WEBER (Hg.): Colloquium Collegarum, Festschrift für David Hiley zum 65. Geburtstag. Tutzing 2013, S. 303–336, hier S. 305.
- 8 PAUL BEKKER: Musikalische Formprobleme. Zu den Aufführungen in Donaueschingen und Salzburg (1). In: Frankfurter Zeitung und Handelsblatt 68 (1923), erstes Morgenblatt vom 21.8.1923.
- 9 ALFRED EINSTEIN: Donaueschingen 1926. In: Zeitschrift für Musik 93/9 (1926), S. 495–497.
- 10 ANDREAS WILTS: Ein Fest für die Neue Musik. In: FRIEDEMANN KAWOHL und ANDREAS WILTS: Gegenwärtig: 100 Jahre Neue Musik – Die Donaueschinger Musiktage. Im Auftrag der Gesellschaft der Musikfreunde hg. von BJÖRN GOTTSTEIN und MICHAEL REBHAHN. Leipzig 2021, S. 19–29, hier S. 19.
- 11 Vgl. ANDREAS WILTS: Ein kulturelles Glanzlicht. Die Donaueschinger Musiktage. In: HEINRICH FÜRST ZU FÜRSTENBERG und ANDREAS WILTS (Hg.): Max Egon II. zu Fürstenberg – Fürst, Soldat, Mäzen. Ostfildern 2019, S. 270–303, hier S. 295–301.
- 12 Schwarzwälder Bote (Oberndorf) vom 27.7.1926, zitiert nach WILTS (2021) S. 22.
- 13 HEINRICH BURKARD, GEORG SCHÜNE-MANN und PAUL HINDEMITH. In: Programmheft Neue Musik Berlin 1930. Ähnlich hatte sich Burkard schon im Programmheft Deutsche Kammermusik Baden-Baden 1928, S. 22, geäußert, als er den Mangel an „Aufführungsräumen und Unterbringungsmöglichkeiten“ in Donaueschingen beklagte.
- 14 HEINRICH BURKARD: Zu den Donaueschinger Kammermusik-Aufführungen 1925. In: Neue Musik-Zeitung 46 (1925), Heft 20, S. 447.
- 15 BERT BRECHT: Sollten wir nicht die Ästhetik liquidieren? In: Berliner Börsen-Courier vom 2.6.1927.
- 16 FRITZ JÖDE: Aufruf. In: Die Laute. Monatsschrift zur Pflege des deutschen Liedes und guter Hausmusik, Heft 7/1918, wieder abgedruckt in: ARCHIV DER DEUTSCHEN JUGENDMUSIK-BEWEGUNG e. V. Hamburg (Hg.): Die deutsche Jugendmusikbewegung in Dokumenten ihrer Zeit von den Anfängen bis 1933. Wolfenbüttel/Zürich 1980, S. 76–77.
- 17 PAUL HINDEMITH: Gemeinschaft für Musik, zitiert nach GISELHER SCHUBERT (Hg.): Paul Hindemith: Aufsätze, Vorträge, Reden. Zürich/Mainz 1994, S. 8.
- 18 LUDWIG WEBER: Neue Gemeinschafts-

- musik. Wiedergeburt der Kunstmusik aus dem Volkslied.
In: *Melos* 25 (1924), S. 567.
- 19 PAUL HINDEMITH: Brief an Fritz Jöde (im Zug Baden-Baden – Frankfurt, 12. Okt. 1926), zitiert nach DIETER REXROTH (Hg.): *Paul Hindemith Briefe*. Frankfurt 1982, S. 124.
- 20 Programmheft, Deutsche Kammermusik 1927.
- 21 MARTIN THRUN: *Neue Musik im deutschen Musikleben bis 1933*, Band 2. Bonn 1995, S. 397.
- 22 PAUL HINDEMITH: Brief an Otto Ernst Sutter vom 5.1.1927. In: DIETER REXROTH (Hg.): *Paul Hindemith Briefe*. Frankfurt 1982, S. 130–132 (wie Anm. 19).
- 23 Dieser mit „Aufwurf“ überschriebene Text hat sich im Stadtarchiv Baden-Baden erhalten, zitiert in KLAUS-DIETER KRABIEL: *Brechts Lehrstücke. Entstehung und Entwicklung eines Spieltyps*. Stuttgart 1993, S. 14.
- 24 KONRAD AMELN: Zweite Reichsführerwoche der Musikantengilde und Deutsche Kammermusik Baden-Baden im Juli 1927. In: *Singgemeinde* (1927) Heft 2, zitiert nach WILHELM SCHOLZ (Hg.): *Die Deutsche Jugendmusikbewegung in Dokumenten ihrer Zeit*, 1980, S. 402–404, hier S. 403.
- 25 Brief des Oberbürgermeisters von Baden-Baden an das badische Kulturministerium vom 12.11.1928, zitiert nach THRUN (wie Anm. 21), S. 395.
- 26 Vorschlag betreffend eine Beteiligung des deutschen Rundfunks an dem Baden-Badener Musikfest (Deutsche Kammer-Musik Baden-Baden), 31.7.1928, zitiert nach THRUN (wie Anm. 21), S. 396 f.
- 27 Lotte Lenya, zitiert nach FRITZ HENNENBERG und JAN KNOPF (Hg.): *Brecht/Weill ›Mahagonny‹. Materialien*. Frankfurt 2006, S. 188.
- 28 HEINRICH STROBEL: *Die Baden-Badener Kammermusik 1929*. In: *Melos* (1929), S. 397.
- 29 THEO LINGEN, zitiert nach WERNER MITTENZWEI: *Das Leben des Bertolt Brecht*, Band 1, S. 315 f.
- 30 THRUN (wie Anm. 21), S. 396 f., unter Verweis auf KARL LAUX: *Burkard – Haas – Hindemith. Eine schöpferische Freundschaft*. In: *Musicae Scientiae Collectanea*. Köln 1973, S. 379.
- 31 EBERHARD PREUSSNER: *Deutsche Kammermusik 1928 in Baden-Baden*. In: *Die Musik* 20 (1927/28), S. 873 f., zitiert nach THRUN (wie Anm. 21), S. 396 f., unter Verweis auf KARL LAUX: *Burkard – Haas – Hindemith. Eine schöpferische Freundschaft*. In: *Musicae Scientiae Collectanea*. Köln 1973, S. 398.
- 32 MAX BUTTING: Bericht datiert 26.8.1929, zitiert nach THRUN (wie Anm. 21), S. 396 f.
- 33 Nach dem Bericht von HANS STERN: *Deutsche Kammermusik Baden-Baden 1928*. In: *Signale für die musikalische Welt* (1928), Heft 86, S. 928, nach THRUN (wie Anm. 21), S. 399.
- 34 HEINRICH STROBEL: *Zeitschau*. In: *Melos* 9 (1930), S. 92.
- 35 Dazu kam ein „Jakob“, dessen Namen keinen offensichtlichen Bezug zum Donaueschinger Programmausschuss hatte, siehe FRIEDRICH HOMMEL: *Die Hinrichtung Paul Hindemiths durch Bertolt Brecht: Lied auf den Lippen, Lunte in der Hand*. In: *Die Zeit* vom 29.7.1977, Zugriff über [ZeitOnline](https://www.zeitonline.de) [26.11.2021]. Auch Hindemiths Mainzer Musikverleger Willy Strecker vom Schott-Verlag war als „Willy, der Prokurist“ dabei, und, so FRIEDRICH HOMMEL, „*natürlich auf der Ausbeutenseite angesiedelt*“.
- 36 BERTOLT BRECHT: *Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny*. In: *Gesammelte*

- Werke Band 2. Frankfurt 1976, S. 556.
- 37 BERTOLT BRECHT und HANNS EISLER: Offener Brief an die künstlerische Leitung der Neuen Musik Berlin 1930, 12.5.1930, zitiert nach HANNS EISLER: Schriften 1924–1948. Berlin 1973, S. 104.
- 38 GEORG SCHÜNEMANN: Brief an die Vossische Zeitung, 12.5.1930, zitiert nach GÜNTER HARTUNG: Die Maßnahme. In: Der Dichter Bert Brecht. Zwölf Studien. Leipzig 2004, S. 115. Hartung erklärt in Fn. 30, die von KRABIEL S. 164 geäußerte Ansicht, Brecht und Eisler hätten schon vor dem 12.5.1930 bei der Leitung der Neuen Musik Berlin 1930 eine erste, nicht überlieferte Niederschrift des Textes eingereicht, für falsch.
- 39 JENNY HOCH: Mit Gewalt die Welt ändern. In: Der Spiegel vom 21.9.1997.
- 40 BERTOLT BRECHT: Die Maßnahme. Zwei Fassungen. Anmerkungen. Frankfurt (Main) 1998, S. 81.
- 41 THEODOR W. ADORNO: Zur gesellschaftlichen Lage der Musik, Zeitschrift für Sozialforschung, 1. Jahrgang (1932), S. 107.
- 42 Ebd., S. 105.
- 43 Ebd., S. 108.
- 44 Ebd., S. 122.
- 45 Ebd., S. 109.
- 46 Ebd., S. 121.
- 47 Ebd., S. 119. Mit der „*vom Neoklassizismus ausgehenden Gemeinschaftsmusik*“ Hindemiths meint Adorno die Werke, die Hindemith im Rahmen der Kooperation mit den Musikanten 1927 als „Gemeinschaftsmusik für Jugend und Haus“ komponiert und zusammen mit Fritz Jöde herausgegeben hatte.
- 48 HÄUSLER (wie Anm. 5), S. 110.
- 49 HANS HEINZ STUCKENSCHMIDT: Der Fall Hindemith. In: Prager Tagblatt vom 12.9.1937, zitiert nach dem Wiederabdruck in: HANS HEINZ STUCKENSCHMIDT: Der Deutsche im Konzertsaal. Archive zur Musik des 20. Jahrhunderts, Band 10, im Auftrag des Archivs der Akademie der Künste herausgegeben von Werner Grünzweig und Christiane Niklew. Hofheim 2010, S. 73.
- 50 THOMAS SCHIPPERGES: Artikel Ernst-Lothar von Knorr. In: Komponisten der Gegenwart, Loseblattlexikon 7. Nachlieferung.
- 51 STUCKENSCHMIDT (wie Anm. 49).
- 52 HANS LYCK (= Fred Hamel): Musik – die Sprache der Zeit. In: Deutsche Zukunft III/48, 1/XII/35. S. 16, zitiert nach FRED PRIEBERG: Handbuch Deutsche Musiker 1933–1945. PDF auf CD-ROM. Kiel 2004, S. 3794.
- 53 STUCKENSCHMIDT (wie Anm. 49).
- 54 Zitiert nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 144.
- 55 OSCAR SCHRÖTER in: Neue Badische Landeszeitung, zitiert nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 156.
- 56 Brief Heyd an Herrmann vom 20.7.1931, zitiert nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 154.
- 57 Zitiert nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 73.
- 58 HELMUT MAJEWSKI in: Die Musik 1934, zitiert nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 74.
- 59 Pressemeldung vom 20.11.1934, zitiert nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 79.
- 60 Heinrich Spitta hatte wenige Wochen zuvor die Orgel in einer Weihestunde zur Wiederbeisetzung der Gebeine von König Heinrich I. im Dom zu Quedlinburg vor Himmler und der SS-Führung gespielt.
- 61 Gegründet 1929 von arbeitslosen

- Musikern, hatte der Leiter Franz Adam schon bald enge Kontakte zur NSDAP geknüpft. Nach einem Auftritt in Berchtesgaden hatte Hitler 1932 erklärt: „*Von heute an setze ich mich persönlich für mein Orchester ein*“. Zitiert nach RAINER SIEB: Der Zugriff der NSDAP auf die Musik. Zum Aufbau von Organisationsstrukturen für die Musikarbeit in den Gliederungen der Partei, Diss. Universität Osnabrück 2007, S. 22 f.
- 62 ULRIKE THIELE: Musikleben und Mäzenatentum im 20. Jahrhundert: Werner Reinhart (1884–1951), Diss. Universität Zürich 2014, S. 141.
- 63 REINER NÄGELE: „Das Führerprinzip muß zum Durchbruch kommen“. Anmerkungen zum „Lebenswerk“ des Komponisten Hugo Herrmann. In: WOLFGANG BUDDAY (Hg.): Musiktheorie. Festschrift für Heinrich Deppert zum 65. Geburtstag. Tutzing 2000, S. 163–182.
- 64 ROLF RÖBLER: Baden-Baden unter dem Hakenkreuz. Norderstedt 2000.
- 65 MICHAEL CUSTODIS und FRIEDRICH GEIGER: Netzwerke der Entnazifizierung. Kontinuitäten im deutschen Musikleben am Beispiel von Werner Egk, Hilde und Heinrich Strobel (Münsteraner Schriften zur zeitgenössischen Musik, Band 1), Münster/ New York/ München/ Berlin 2013, S. 45 ff.
- 66 IAN PACE: The Reconstruction of Post-War West German New Music during the early Allied Occupation (1945–46), and its Roots in the Weimar Republic and Third Reich (1918–45), Diss. Cardiff University 2018, S. 155.
- 67 Hugo Herrmann an Georg Mall, Postkarte vom 22.12.1945, Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 68 Brief Hugo Herrmann an Georg Mall vom 31.10.1947, Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 69 HÄUSLER (wie Anm. 5), S. 125.
- 70 Neue Musik 1946, Programmheft, o.O.u.J., S. [3 f.].
- 71 Neue Musik Donaueschingen 1947, Programmheft, o.O.u.J., [S. 2 f.], – M. OEHRING: Festspielwerk Donaueschingen? In: Melos (1947), 344 f.
- 72 Brief Hugo Herrmann an Georg Mall, Reutlingen, 31.10.1947, Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 73 Brief Paul Groß an Hugo Herrmann, 30.7.1947, zitiert nach WACKERBAUER (wie Anm. 7), S. 307.
- 74 Brief Georg Mall an Hugo Herrmann, 28.4.1947, zitiert nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 132.
- 75 Brief Georg Mall an Hugo Herrmann, 28.4.1947, zitiert nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 132.
- 76 Diesen Titel trägt er im Protokoll einer Sitzung des Ausschusses der GDM vom 28.10.1948, Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 77 Als „Kulturreferent und Stadtrat“ berichtete er am 27.5.1947 in einer Sitzung des Stadtrats, Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 78 Brief Georg Mall an Hugo Herrmann, 28.4.1947, zit. nach ZINTGRAF (wie Anm. 6), S. 133.
- 79 Briefe von Ernst-Lothar von Knorr an Paul Hindemith und Gertrud Hindemith 1946–1963, Badische Landesbibliothek – K 3335 B 851. [s.l.], 1946–1963, Online-Ausgabe. Karlsruhe 2018 [urn:nbn:de:bsz:31-105940].
- 80 Brief Max Rieple an Paul Hindemith vom 8.10.1948, Durchschlag im Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.

- 81 Protokoll des Ausschusses der Gesellschaft der Musikfreunde vom 27.10.1948, Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 82 Bürgermeister Messner an Hugo Herrmann vom 16.3.1948, Briefkopie, Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 83 Schreiben Hugo Herrmann an Bürgermeister Messner vom 3.8.1948, Archiv Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen. Herrmann wird als eines von 16 Vorstandsmitgliedern in einer Übersicht vom 27.3.1948 genannt.
- 84 Brief Bürgermeister Messner an Hugo Herrmann vom 27.6.1949. Kopie im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 85 Bürgermeister Messner an die badische Landesregierung. Donaueschingen 17.6.1950, Kopie im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde, Donaueschingen.
- 86 IAN PACE: *The Reconstruction of Post-War West German New Music during the early Allied Occupation (1945–46), and its Roots in the Weimar Republic and Third Reich (1918–45)*, Diss. Cardiff University 2018, S. 248.
- 87 WERNER FAULSTICH: *Einleitung. In: Die Kultur der 50er Jahre.* Paderborn 2002, S. 8.
- 88 HORST FISCHER: *Geschichte der Gesellschaft der Musikfreunde.* In: HEINZ BUNSE und GEORG RIEDMANN (Hg.): *Musikfreunde. Bilder aus der bewegten Geschichte eines Donaueschinger Vereins, 1913 bis 2013.* Donaueschingen 2013, S. 74.
- 89 Mitteilung des Justizars des SWF an den Intendanten Bischoff vom 12.4.1950, zitiert nach FISCHER (wie Anm. 88), S. 74.
- 90 Heinrich Strobel in einer Gedenksendung des Südwestfunks für Prinz Max Egon, zitiert nach FISCHER (wie Anm. 88), S. 117, auch in *Melos* (1959), S. 5.
- 91 F. F. Archiv, Donaueschinger Kammermusikfeste, IV/2 (Bericht über die Sitzung des Arbeitsausschusses der Gesellschaft der Musikfreunde am 21.4.1950).
- 92 Ebd. Zur problematischen Stellung der Neuen Musik im SWF-Programm und zu den Kontroversen um die Donaueschinger Musiktage siehe auch KONRAD DUSSEL: *Die Interessen der Allgemeinheit vertreten. Die Tätigkeit der Rundfunk- und Verwaltungsräte von Südwestfunk und Süddeutschem Rundfunk 1949–1969.* Baden-Baden 1995, insbesondere S. 311–314.
- 93 Programmheft der Donaueschinger Musiktage für zeitgenössische Tonkunst 1950, S. 4.
- 94 Dr. EDUARD JOHNE: *Kunst und Kultur in Donaueschingen.* In: Programmheft der Donaueschinger Musiktage für zeitgenössische Tonkunst 1950, S. 19.

Das Denkmal von 1988 im Fürstlichen Park zum 75. Jahrestag der Gesellschaft der Musikfreunde

von ANTONIA REICHMANN

Seit der Errichtung dieses Denkmals sind 33 Jahre vergangen, und doch steht das Monument aus poliertem Edelstahl in der Nähe des Schwanenweiher strahlend vor uns, als sei es gestern errichtet worden.

Die Initiative ging von Roland Mall aus. Fürst Joachim zu Fürstenberg stellte den Platz zur Verfügung. Die beiden Initiatoren teilten sich die Kosten. Ausführender Künstler war der Mundelfinger Maler und Bildhauer Hans Koppenhöfer.

Die festliche Enthüllung des Denkmals fand am 14. Oktober 1988 statt. Der Festakt im Museumssaal (heute Museum Art.Plus) wurde umrahmt mit dem Streichquartett op. 16 von Paul Hindemith, das 75 Jahre zuvor bei den ersten Kammermusikaufführungen uraufgeführt worden war.



Das Denkmal im Fürstlichen Park erinnert an die Gründung der Gesellschaft der Musikfreunde, den 100. Geburtstag von Heinrich Burkard und an die Kammermusikfeste in Donaueschingen 1921 bis 1926. Foto: Eberhard Kern.

Horst Fischer, der Präsident der Gesellschaft der Musikfreunde, begrüßte das Publikum und sprach über die Geschichte der Gesellschaft der Musikfreunde. Josef Häusler, der langjährige künstlerische Leiter, berichtete anschließend aus der Geschichte des Festivals.

Danach gingen die Gäste in den Park, wo das Denkmal der Öffentlichkeit übergeben wurde. In die Bodenplatte wurde eine Metallhülse eingelassen. Darin befand sich das Gründungsprotokoll der Gesellschaft der Musikfreunde, die erste Satzung sowie mehrere originale Noten von Stücken, die mehrere Komponisten, darunter Paul Hindemith, den Gründungsvätern von 1913 gewidmet hatten.

Die Gesellschaft der Musikfreunde

Das Monument im Park wurde 1988 gestiftet, um an die Gründung der Gesellschaft der Musikfreunde von 1913 zu erinnern sowie an den rührigen und begabten Musiker und Musikwissenschaftler Heinrich Burkard (1888 bis 1950), der vor dem Ersten Weltkrieg als Fürstlich Fürstenbergischer Musikdirektor nach Donaueschingen kam. Er belebte die regionale Musikkultur als Chor- und Orchesterleiter, als Musiklehrer und Musikwissenschaftler. Um seinen Initiativen Dauer zu verleihen, gründete er diese Gesellschaft. Mitbegründer waren Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg (1863 bis 1941) und der Architekt und Unternehmer Georg Mall, der Vater von Roland Mall (1878 bis 1956). Die Gründungsversammlung fand am 18. September 1913 statt. 1934 veranlasste Georg Mall als Vorsitzender wegen der aufkommenden nationalsozialistischen Diktatur deren Auflösung.

Am 22. Mai 1946 wurde die Gesellschaft von Georg Mall und Liesel Haager neu gegründet. Unter dem Vorsitz von Max Rieple (ab 1948) legte die Gesellschaft den Schwerpunkt auf die Organisation von Konzerten für die Stadt. Die Gesellschaft der Musikfreunde ist mit 266 Mitgliedern (Stand 2020) weiterhin in Donaueschingen aktiv.

Burkard hatte viele Kontakte zu Komponisten und Interpreten und so gelang es ihm, 1921 mit Unterstützung der Gesellschaft der Musikfreunde und Max Egon zu Fürstenberg die „Donaueschinger Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst“ zu gründen. Mit diesem Forum für zeitgenössische Musik, das seit 1951 „Donaueschinger Musiktage“ heißt, sind fast alle wichtigen Komponisten und Interpreten der europäischen Moderne verbunden.

Der Bildhauer Hans Koppenhöfer

Hans Koppenhöfer wurde 1909 in Mundelfingen (heute Teilort von Hüfingen) geboren und starb dort im Jahr 2000. Sein Vater war der Landschaftsmaler Rudolf Koppenhöfer. Hans studierte nach dem Abitur in Donaueschingen Kunst an den Akademien in Karlsruhe und Stuttgart, verließ sie vorzeitig und führte einen Brotberuf aus. Er wurde zur Wehrmacht eingezogen und kam mit schwersten Verletzungen in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Nach der Entlassung lebte er mit seiner Familie wieder in Mundelfingen. Er entzog sich dem Konkur-



Der Künstler Hans Koppenhöfer in seinem Atelier. Foto: Familie Koppenhöfer.

renzkampf auf dem Kunstmarkt und schuf in der Abgeschlossenheit seines Ateliers Zeichnungen, Ölbilder und Skulpturen. Roland Mall war sein Schulgefährte am Fürstenberg-Gymnasium.

Beschreibung der Skulptur

Auf zwei verschieden großen, versetzt übereinander liegenden, quadratischen, rotgesprenkelten Granitplatten befindet sich ein Quadrat aus blank glänzendem Vierkantstahlrohr. Zwei ebenfalls verschieden große Quadrate aus diesem Material stehen vertikal auf je einer Ecke des Grundquadrats. Durch unterschiedliche Neigungswinkel berühren sie sich in je einer ihrer Ecken. An dieser Stelle zeigen sie in Richtung Schloss und Schlosskirche. Im Granitsockel sind die bronzenen Porträts der drei Gründer mit ihren Lebensdaten eingelassen: Heinrich Burkard, Max Egon Fürst zu Fürstenberg und Georg Mall.

Ausgangspunkt zum Verständnis der Skulptur ist ein gedachter Würfel über dem auf dem Boden liegenden Stahlrohrquadrat. Die beiden senkrechten Vierecke leiten sich davon ab. Das kleinere Viereck besitzt als Seitenlänge die Diagonale des Ausgangsquadrats. Die Seitenlänge des größeren Vierecks basiert auf der Diagonale des Würfels. Vergleicht man die so entstandenen Flächen von Grundquadrat, Diagonalenquadrat und Würfeldiagonalenquadrat, so ergeben sich Verhältnisse von $1 : 2 : 3$, das heißt die Flächen der vertikalen Quadrate sind einmal doppelt und einmal dreimal so groß wie das am Boden liegende Ausgangsquadrat. (Im Anhang wird ausführlich auf die mathematischen Beziehungen eingegangen.)

Diese Beziehungen werden uns später zur Musik führen.

Neue Wege in Kunst und Musik

Die Kunstrichtung, der das Denkmal zuzurechnen ist, wird Konstruktivismus genannt. Er kam zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Reaktion auf die Industrialisierung mit ihren vielen Erfindungen auf. Dem wollten die Künstler Rechnung tragen. Diese Bewegung war getragen von dem Bestreben, die Grundelemente der Konstruktion und Gestaltung sichtbar zu machen. Sie basiert auf mathematischen Berechnungen. Bevorzugte Formen waren das Quadrat und der Kubus, Formen, die auch bei unserem Denkmal angewandt wurden. Die konstruktivistische Skulptur ist von Erfahrungen und Stimmungen unabhängig. Hans Kopenhagen war durchaus diesem Stil verpflichtet. In einer undatierten Ausführung schreibt er: „Zur Geometrie: Die logischen, algebraischen wie geometrischen Kategorien als ästhetische Elemente, d. h. Einfachheit, Erkennbarkeit, Konsequenz, Überschaubarkeit, Wiederholung gleicher Werte.“ Mit diesen Aussagen bekennt sich der Bildhauer zu den konstruktivistischen Ideen. Der Konstruktivismus setzt auf die objektive Fundierung des Ästhetischen. „Die Lotleine in der Hand, mit Augen, so genau wie ein Lineal, in einem Geiste, so gespannt wie ein Zirkel [...] konstruieren wir unser Werk wie das Universum das seine [...], so der Bildhauer NAUM GABO und sein Bruder ANTOINE PEVSNER.¹

Wie in der Kunst, so auch in der Musik, wurden im 20. Jahrhundert neue Wege beschritten. Die traditionelle Dur-Moll-Harmonik wurde verlassen und



Porträtköpfe von Hans Kopenhagen: Die drei Initiatoren der Gesellschaft der Musikfreunde: Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg, Georg Mall und Heinrich Burkard. Foto: Eberhard Kern.

neue Tonsysteme wie Arnold Schönbergs Zwölftontechnik oder die Vierteltonmusik Alois Hábas entwickelt. Burkard war befreundet mit dieser kompositorischen Avantgarde und schuf ihr mit den „Donaueschinger Kammermusikfesten“ ein Aufführungs- und häufig auch ein Uraufführungsforum.

Ein Mathematiklehrer entschlüsselt Zusammenhänge zwischen Skulptur und Musik

Hans Koppenhöfer weist in einer Kurzbeschreibung des Denkmals vom 25. Februar 1987 auf die Beziehung zur Musik nur knapp hin: „*Die Beziehung zum Thema ist denkbar.*“

In den zum Denkmal überlieferten Dokumenten befindet sich ein Brief des Mathematiklehrers EBERHARD SCHMID² vom 12. März 1991 an den Bildhauer. Mit seinen Schülern analysierte er die geometrischen Beziehungen und schlug von dort den Bogen zur Musik: „*Harmonie in der Form und Harmonie in der Musik entsprechen sich und können mathematisch durch Zahlenverhältnisse beschrieben werden, wie z. B. das Verhältnis der Flächeninhalte von den Metallquadraten mit 1 : 2 : 3.*“ In der Welt der Töne gibt es ebenfalls Verhältnisse, die sich aus unterschiedlichen Tonfrequenzen ableiten.

Als Frequenz bezeichnen wir die Anzahl der Schwingungen in der Sekunde. Sie werden in Hertz (Hz) gemessen. Ein musikalisches Intervall ist demnach physikalisch das Frequenzverhältnis der Töne. So besitzt die Oktave die doppelte Frequenz des Grundtons. In Hertz ausgedrückt hat der Grundton c' die Frequenz 264 Hertz, die Oktave c'' dagegen die Frequenz von 528 Hertz. Das Verhältnis der Frequenzen entspricht dann $528 : 264 = 2 : 1$. Auch das Frequenzverhältnis einer Quinte lässt sich in Zahlenverhältnissen ausdrücken: Der Grundton c'' besitzt die Frequenz von 528 Hertz. Die Quinte g'' die Frequenz 792 Hertz. Das Frequenzverhältnis ist $792 : 528 = 3 : 2$.

Die Flächenverhältnisse können somit auch als musikalische Intervalle interpretiert werden.

$$3 : 2 : 1$$

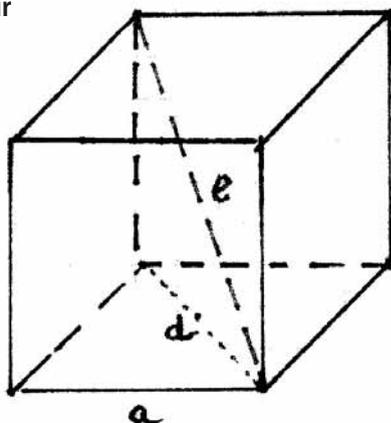
Das Verhältnis 3 : 2 entspricht einer Quinte. Das Verhältnis 2 : 1 entspricht einer Oktave. Um die Skulptur mit Tönen zu beschreiben, wären Variationen von verschiedenen Oktav- und Quinttönen denkbar.

Donaueschingen wird häufig als Musikstadt bezeichnet. Außer der historischen Musiktradition im Fürstenhaus sind es die von Heinrich Burkard eingeführten und von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens (Fürst Max Egon zu Fürstenberg und Georg Mall) unterstützten Initiativen, welche dieses Prädikat rechtfertigen. Hans Koppenhöfer ist es mit dieser konstruktivistischen Skulptur gelungen, ein bleibendes Wahrzeichen dieser Identität stiftenden Entwicklung für Donaueschingen zu schaffen.

Mathematische Ableitung der Skulptur

VON EBERHARD SCHMID

- Wir gehen vom Grundquadrat mit der Seitenlänge a aus. Die Fläche des Grundquadrats mit der Seitenlänge a ist a^2 .
- Dieses Grundquadrat besitzt die Diagonale d . Die Fläche dieses Diagonalenquadrats ist d^2 . Diese Fläche ist doppelt so groß wie a^2 . Somit gilt $a^2 : d^2 = 1 : 2$
- Über dem Grundquadrat errichten wir einen Würfel. Dieser Würfel besitzt die Diagonale e . Die Fläche der Würfeldiagonalen ist e^2 . Diese Fläche e^2 ist dreimal so groß wie die Fläche von a^2 . Somit können die Flächenverhältnisse $a^2 : d^2 : e^2$ mit $1 : 2 : 3$ beschrieben werden.



Kurz gefasst:

Ein Würfel mit einer Kantenlänge (a) hat eine Flächendiagonale (d) und eine Würfeldiagonale (e). Es verhalten sich die Quadrate von (a), (d) und (e) wie $1 : 2 : 3$. Berechnen lassen sich diese Beziehungen über den Satz des Pythagoras.



Autorin

ANTONIA REICHMANN

Studium der Pharmazie und Kunstgeschichte in Berlin. Im Berufsleben war sie Apothekerin, im Privatleben engagiert sie sich vielfältig – auch mit Beiträgen in den Baarschriften.

Auf der Staig 42
78166 Donaueschingen
antonia.reichmann@gmx.de
www.antoniareichmann.de

„Das Denkmal würdigt die Schönheit und Logik der Mathematik.“

Anmerkung

- 1 „Das realistische Manifest“. In: CHARLES HARRISON, PAUL WOOD (Hg.): *Kunsttheorie im 20. Jahrhundert. Künstlerschriften, Kunstkritik, Kunstphilosophie, Manifeste, Statements, Interviews*, Bd. I: 1895–1941. Ostfildern-Ruit 1998, S. 342.
- 2 EBERHARD SCHMID lehrte am Fürstenberg-Gymnasium Mathematik und Physik. Dank des überlieferten Briefes an Hans Koppenhöfer konnte ich ihn zur Mitarbeit an diesem Artikel gewinnen. Ohne seine Ausführungen hätte ich die Skulptur nicht verstanden. An dieser Stelle danke ich ihm.

Aus der Bibliothek des Baarvereins

Unsere Vereinsbibliothek in Donaueschingen (Schulstraße 6) ist in der Regel montags zwischen 18 und 19 Uhr geöffnet. Damit Sie nicht vor verschlossenen Türen stehen, bitten wir um kurze Anmeldung unter info@baarverein.de.

Den Bibliothekskatalog können Sie online unter swb.bsz-bw.de ansehen. Dazu wählen Sie zunächst oben in der Auswahlliste die „Erweiterte Suche“. Dann klicken Sie auf eines der Pop-up-Menüs, zum Beispiel das vierte, wo zunächst „Ort, Verlag“ steht, halten die Taste gedrückt und gehen ganz nach unten auf „Bibliothekssigel“. Dort geben Sie dann unser Bibliothekssigel „dne 2“ ein (Achtung: Das Leerzeichen zwischen „dne“ und „2“ ist erforderlich!). Jetzt können Sie unter den verbleibenden drei Suchfeldern die Suche zum Beispiel nach Personen oder Schlagworten fortsetzen.

The screenshot shows the SWB search interface with the 'Erweiterte Suche' (Advanced Search) tab selected. The search criteria are as follows:

- Suche über alles [ALL]: [Empty]
- Person(Phrasen: Nachname, Vorname) (PER): [Empty]
- Schlagwort (Stichwortsuche)[SW]: [Empty]
- Bibliothekssigel, Suche nach Titel [SGE]: dne 2
- Erscheinungsjahr: [Empty] (z.B.: 1948-1980 oder 1976- oder 1955)
- Publikationen nach Art und Inhalt: -- Alle Publikationen --
- nur Online-Ressourcen:
- OpenAccess:
- Sprache: -- Alle Sprachen --
- sortiert nach: Relevanz
- Unschärfe Suche:

Buttons: Suchen, Eingabe löschen

Unsere Bibliothekarin, Frau Gisela von Briel, konnte im vergangenen Jahr 111 Bände in die Bibliothek aufnehmen. Im Bereich Geschichte waren das 31 Monographien und 51 Zeitschriftenbände sowie im Bereich Naturgeschichte 2 Monographien und 27 Zeitschriftenbände. Zudem haben uns Mitglieder viele Bücher als Geschenk überlassen. Davon konnten 25 in die Bibliothek aufgenommen werden.

Einige Monographien unter den Neuzugängen stellen wir auf den Rezensionssiten ausführlich vor.

WILHELM BODE: Tannen. Ein Portrait.

Reihe Naturkunden (Band 67) – Herausgegeben von Judith Schalansky.

155 Seiten • 20 Euro • Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2020.

Das in der Reihe *Naturkunden* erschienene Buch „Tannen“ des Forstwissenschaftlers und Naturschützers Wilhelm BODE steht in einer langen Tradition waldbaulicher Bücher und Aufsätze zu dieser ganz besonderen Baumart. In sechs Kapiteln beschreibt der Autor die Biologie, ganz besonders aber die kulturelle Bedeutung der Tanne in Vergangenheit und Gegenwart als „des Deutschen liebster Baum“. Am

Beispiel der Tanne diskutiert Wilhelm Bode das Für und Wider verschiedener waldbaulicher Vorgehensweisen in Vergangenheit und Gegenwart. Das Ende des Buches bilden botanische Kurzbeschreibungen und Bilder verschiedener Tannen- und anderer Nadelbaumarten.

Bereits die Aufmachung des reich bebilderten Buches in historisierender Schrift und mit ausschließlich gezeichneten oder gemalten historischen Bildern zeigt, dass kein neues Waldbaulehrbuch vorgelegt werden soll. Vielmehr bietet es für den interessierten Leser viele Geschichten und Informationen, aber auch Gedankenanstöße über unseren Umgang mit der Natur: stets bezogen auf die Baumart Tanne und deren Besonderheiten.

Die Unterscheidung zwischen Tannen und Fichten zieht sich ebenso wie ein roter Faden durch das Buch wie die Tatsache, dass in Kunst und Literatur, aber auch in der Werbung eben nicht zwischen den beiden Baumarten unterschieden wird. Tatsächlich sieht die Fichte der Tanne insbesondere im Jugendstadium täuschend ähnlich und auch das Holz wird ähnlich verwendet. Anders als die Tanne ist die Fichte jedoch auf den allermeisten Wald-



standorten nicht heimisch. Sie wurde in der Vergangenheit häufig in Reinbeständen gepflanzt mit dem vorrangigen Ziel, in kurzen Zeiträumen hochwertiges Holz zu produzieren. Gegen diese Fichten-Reinbestandswirtschaft hat sich Bode schon in der Vergangenheit zur Wehr gesetzt und er kritisiert sie auch im vorliegenden Buch „Tannen“. Eindringlich beschreibt er die Schönheit und Natürlichkeit, aber auch die

wirtschaftlichen Vorteile plenterwaldartig bewirtschafteter Tannenwälder.

Dabei lässt der Autor auch keine Gelegenheit aus, das Handeln von Forstleuten in Vergangenheit und Gegenwart sehr pauschal zu kritisieren. Schwarzwälder Forstbetriebe werden sich davon weniger angesprochen fühlen, waren es doch gerade hier private und kommunale Waldbesitzer und tannenbegeisterte Forstleute, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten maßgeblich zur Förderung und zum Erhalt der Tanne beigetragen haben.

Der noch recht junge Brauch des Weihnachtsbaumes wird im Kapitel „Der Baum der Herzen“ sehr detailliert und eindrucksvoll dargestellt. Insbesondere auch die Erzählungen zu seiner Bedeutung in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sind bewegend und regen zum Nachdenken an.

Wilhelm Bode schreibt zu Recht, dass in Zeiten der Klimaerwärmung die Tanne eine bedeutende Rolle in unseren Wäldern einnehmen könnte. Voraussetzung dafür sind ein behutsames, am Einzelbaum orientiertes waldbauliches Vorgehen, der Aufbau stufiger, gemischter Bestände und die natürliche Verjüngung der Wälder. Letzteres ist nur bei angepassten Wildbeständen

möglich: Wildverbiss durch überhöhte Schalenwildbestände ist der entscheidende Einflussfaktor, der eine gelungene Tannennaturverjüngung verhindern kann. Hier ist dem Autor uneingeschränkt zuzustimmen.

Wilhelm Bode ist es mit dem vorliegenden Buch gelungen, die besondere Bedeutung der Baumart Tanne in Naturkunde,

Kunst, Literatur und Gesellschaft besonders zu würdigen. Der lebhaft und von persönlicher Begeisterung geprägte Erzählstil machen das Buch zu einer besonderen und lesenswerten „Biographie“ über die Tanne.

Frieder Dinkelaker

GOTTFRIED HOFBAUER: Vulkane in Deutschland.

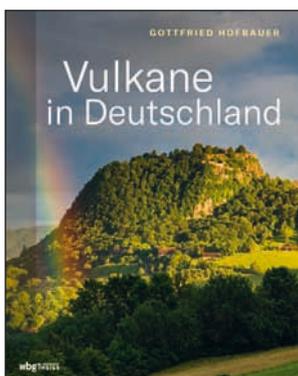
224 Seiten mit 235 Abbildungen • 25 Euro • Theiss-Verlag (WBG). Darmstadt 2021.

Das Buch bietet einen einzigartigen Überblick über die Vulkanlandschaften: vom Kaiserstuhl und Vogelsberg, von der Rhön und vom Hegaue bis zur Eifel.

Wer als Laie den Titel „Vulkane in Deutschland“ liest, erwartet womöglich das, was oft klischeehaft unter einem „Vulkan“ verstanden wird, nämlich einen Feuer speienden Berg, ein schaurig-schönes Naturschauspiel, zerstörerische Urgewalten – der Vesuv und Pompeji lassen grüßen – und fragt sich vielleicht, da er all das nicht mit Deutschland in Verbindung bringt, was dieser Titel eigentlich bedeuten soll.

Auf den ersten Seiten des Buches weist aber der Autor, der Geologe Gottfried HOFBAUER, zum Beispiel darauf hin, dass der Ausbruch des Laacher-See-Vulkans vor etwa 13.000 Jahren mehr magmatisches Material förderte als der Vesuv bei dem allgemein bekannten Ausbruch im Jahre 79 n. Chr. Spektakuläre vulkanische Ereignisse oder Landschaftsformen gibt es in Deutschland nicht, aber sehr viele Landschaften, die vulkanischen Ursprungs sind. Ziel des Buches soll sein, „*Aufbau, Wirkungsweise und Eruptionsgeschichte ehemaliger Vulkane zu rekonstruieren*“.

Der über 200 Seiten umfassende Textteil des Buches ist in zwei Hauptkapitel mit je-



weils etwa 120 Seiten unterteilt: „Vulkanismus in Deutschland“ und „Vulkangebiete“.

Der erste Teil beginnt mit einer Karte sowie einer Zeittafel, die die Verbreitung der Vulkangebiete in Deutschland sowie die jeweilige Zuordnung zu den geologischen Epochen, in denen aktiver Vulkanismus herrschte, verdeutlicht.

Von Deutschland ausgehend, wird das Blickfeld vergrößert, es werden Zusammenhänge zu den tektonischen Strukturlinien Europas aufgezeigt, wie sie durch die drei bedeutenden Phasen der Gebirgsbildung, nämlich die kaledonische, variskische und alpidische Phase, geschaffen wurden. Den theoretischen Überbau bildet der Bezug zur Theorie der Plattentektonik mit der jeweils typischen Dynamik an den Plattengrenzen und auch der Erklärung des Phänomens des Intraplattenvulkanismus, so zum Beispiel Hot Spots.

Der größte Teil der ersten Buchhälfte widmet sich den unterschiedlichen Formen vulkanischer Tätigkeit und den jeweiligen Produkten. Die Fülle und Komplexität der vielen Fachbegriffe wird durch Grafiken und vor allem durch sehr viele Fotos konkretisiert und veranschaulicht, wobei die Kombination von theoretischer Erklärung und Verbildlichung wesentlich zum Ver-

ständnis der Phänomene beim Leser beiträgt. Die Fotos zeigen anhand von Beispielen vulkanisch geprägte Landschaften, einzelne „Aufschlüsse“ wie Steinbrüche oder einzelne Formen vulkanischer Produkte. Der Inhalt der Bilder wird detailliert beschrieben, die Strukturen der Aufschlüsse, die der – auch vorgebildete – Leser oft nicht im Detail erkennen wird, werden durch ins Bild eingezeichnete Linien, Symbole, Buchstaben gekennzeichnet und erläutert, so dass die naturgemäß statische Bildaussage dynamisiert wird und somit die einzelnen Prozesse vulkanischer Aktivität quasi als Film vorstellbar werden.

Während in Teil I die Formen vulkanischer Aktivitäten im Zentrum stehen und regionale Bezüge eine untergeordnete Rolle spielen, erfolgt in Teil II eine umgekehrte Prioritätenfolge – im Mittelpunkt stehen hier vierzehn Vulkanlandschaften in Deutschland. Der Aufbau der einzelnen Kapitel, die die verschiedenen Vulkanregionen und Vulkanfelder beschreiben, folgt einem einheitlichen Muster. Eine großflächige Kartenskizze stellt den regionalen Bezug her und enthält Symbole der im jeweiligen Vulkanfeld vorkommenden vulkanischen Erscheinungen wie Landschaftsformen und

Gesteine. Fotos zeigen typische Aufschlüsse, wobei – wie schon in Teil I – Markierungen in den Fotos, zusammen mit erläuterndem Text, die Inhalte sehr gut verständlich machen.

Das Buch schließt mit einem Verzeichnis wichtiger Fachbegriffe, einem Ortsregister, einem Literaturverzeichnis sowie – als hervorzuhebende Besonderheit – einem etwa vier Seiten umfassenden Register, das die geologischen Sehenswürdigkeiten der beschriebenen Vulkanfelder mit jeweils angegebenen Koordinaten enthält.

Fazit: Dem Autor Gottfried Hofbauer ist mit diesem Buch in DIN-A 4-Format ein hervorragendes Werk gelungen, in dem eine Fülle von Fachbegriffen sowie komplexe Zusammenhänge wissenschaftlich fundiert erklärt werden. Dank der anschaulichen Grafiken und vor allem der vielen Abbildungen werden diese Zusammenhänge vorstellbar und somit leichter verständlich.

Ein Buch, das sowohl den geologisch vorgebildeten Leser anspricht als auch alle Interessierten, die Landschaften nicht nur sehen, sondern vor allem verstehen wollen.

Eine schier unerschöpfliche Fundgrube – und dies zu einem günstigen Preis.

Wolfgang Englert

URSULA SPECKAMP: Vier zukunftsweisende Denker vom Oberrhein.

Johann Peter Hebel, Heinrich Hansjakob, Albert Schweitzer, Reinhold Schneider.

Schriftenreihe des Landesvereins Badische Heimat (Band 15).

204 Seiten • 28 Euro • Rombach-Verlag, Freiburg 2019.

Die Freiburger Theologin Ursula SPECKAMP thematisiert vor allem das Denken der vier im Titel genannten Persönlichkeiten und deren ethische Vorstellungen, die sie in der „*christlichen Lehre und im deutschen Bildungshumanismus*“ (Seite 9) verortet. Nur Albert Schweitzer hat eine systematische Ethik hinterlassen. Es ist die Leistung Ursula Speckamps, das Denken der anderen aus verstreuten Äußerungen herausgearbeitet und strukturiert zu haben. Daneben zieht sie Parallelen zum Daoismus und Konfuzianismus, wenn dies auch bei Johann

Peter Hebel und Heinrich Hansjakob recht willkürlich wirkt.

Das Buch ist auch verdienstvoll, weil diese vier Autoren gerade jüngeren Menschen immer weniger gegenwärtig sind. Längst sind die Zeiten vorbei, in denen in keinem Schul-Lesebuch Erzählungen Hebels fehlen durften, und von Schweitzer ist vielen vielleicht noch bekannt, dass er „Urwalddoktor“ war.

Die Autorin referiert als zentrales ethisches Anliegen der vier Autoren eine in einer oberrheinischen Regionalidentität und

dem Christentum wurzelnden Gesinnung, die nach menschlicher Humanität, Entwicklung der Persönlichkeit zur Vollendung, Friedfertigkeit und Achtung vor allem Leben strebt. Trotz eines im Grundansatz pessimistischen Weltbildes, wonach alles Leben anderes Leben notwendigerweise verdrängt oder zerstört, entwickelten Albert Schweitzer und Reinhold Schneider einen humanen Kosmopolitismus: Sie engagierten sich vehement auch politisch gegen die alles Leben zerstörenden Atomwaffen. Schweitzers Maxime, wonach man trotz einer unausweichlich pessimistischen Weltsicht dennoch optimistisch handeln solle, weist als zeitloses Gebot zweifellos in die Zukunft.

Die Autoren äußern mit Ausnahme Schneiders deutliche Kulturkritik an der Moderne. Alle wahre Humanität könne sich nur auf der Grundlage ländlicher Idylle im Einklang von Bauerntum, Handwerk und Dorf entwickeln. Dagegen führten bei allen Autoren Industrialisierung, Kapitalismus, Verstädterung, Vermassung, Individualisierung, Säkularismus zum Niedergang aller wahren Kultur und des humanen Menschentums. Es sind für sie dekadente Erscheinungen, gegen die es leidenschaftlich anzukämpfen gilt. Sie hoffen aber, dass es gelingt, im Rekurs auf positive und humane Ideen und Ereignisse aus der Vergangenheit zu einer geistig-kulturellen Erneuerung zu gelangen.

Hier ergeben sich für die Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts jedoch Zweifel, ob die vier Denker tatsächlich „zukunftsweisend“ sind, wie der Buchtitel postuliert. Die ländlich-dörfliche, vormoderne Lebenswelt, der die Autoren nachtrauern, ist uns fremd und kaum noch identitätsstiftend, zumal in manchen Erzählungen von Hebel selbst, vor allem aber durch die historische Forschung, diese Welt aus heutiger Sicht keinesfalls als reine Idylle erscheint. Meist bit-



tere Armut, Hunger, geringe Lebenserwartung, häufige alltägliche und kriegerische Gewalt, fehlende medizinische Versorgung, aber auch geistige Engstirnigkeit sowie religiöser Dogmatismus ermöglichten den meisten Menschen nur ein kurzes und entbehrungsreiches Leben. Damit mussten sie sich innerlich irgendwie arrangieren, eine Mehrzahl versuchte der Tristesse durch Gottergebenheit einen Sinn zu geben, bevor sich in der Moderne ihre Lebenslage trotz aller Rückschläge erheblich besserte.

Selbst wenn wir es wollten, könnten wir zu diesen vormodernen Zuständen nicht zurück, was Rousseau bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert erkannt hatte. Die angebliche Idylle, die dem Menschen Harmonie und Zufriedenheit gegeben hätte, war und ist unwiederbringlich verloren. Wir müssen uns in der Gegenwart anders orientieren.

Die Autorin, selbst (Wahl-)Badenerin, identifiziert sich verständlicherweise stark mit ihren Protagonisten. Darin liegt aber auch die Gefahr, die in einem Sachbuch erforderliche Distanz zu verlieren. Etwa bei der Klage über die Dekadenz der Moderne verschwimmen die referierten Gedanken mit eigenen Kommentaren und Erläuterungen. Bei Hansjakob wäre ein Hinweis auf seine antisemitischen Tendenzen hilfreich gewesen, selbst wenn diese nicht zentral für sein Denken waren. Dass Schneider 1946 aus dem Geist eines katholischen Fundamentalismus' ausgerechnet aufklärerische Ideen in Lessings „Nathan der Weise“ für die vorangegangene Katastrophe mitverantwortlich macht, wäre auch erwähnenswert gewesen.

Das Buch bleibt aber durchaus interessant, wenn man es gegen den Strich liest, wenn Hebels, Hansjakobs, Schweitzers und Schneiders Denken nicht zukunftsgerichtet, sondern als zeittypische Phänomene eines konservativ-rückwärtsgerichtetem Aufbe-

gehens gegen die Moderne mit all ihren negativen, aber auch positiven Phänomenen begriffen werden. Kulturpessimismus war immer schon Begleiter der Moderne, die „Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer/Adorno) oder „Das Unbehagen in der Kul-

tur“ (Freud) war und ist bei Denkern verschiedenster Couleur wichtiges Thema.

In dieser Tradition lassen sich auch die in diesem Band wieder in Erinnerung gerufenen Männer vom Oberrhein verorten.

Michael Raub

SIMON OBERT / MATTHIAS SCHMIDT (Hg.): Laboratorium der neuen Musik.

Die Donaueschinger Kammermusiktage 1921–1926. Resonanzen Band 4.

Herausgeber: Musikwissenschaftliches Seminar der Universität Basel.

496 Seiten • 69 Euro • Schwabe-Verlag, Basel 2022.

Neben der von der Gesellschaft der Musikfreunde herausgegebenen Jubiläumsschrift *Gegenwärtig* erschien kurz vor Ende des Jubiläumjahres 2021 – das Impressum nennt als Erscheinungsjahr 2022 – ein weiterer Sammelband zur Geschichte der Donaueschinger Musiktage. Anders als im Jubiläumsband geht es hier nur um die Jahre 1921 bis 1926. Der außerordentliche Ruf der „Musiktage“, wie das Festival seit 1950 heißt, gehe aber „zu einem beträchtlichen Teil“, so Matthias SCHMIDT im Vorwort, „auf die ersten sechs Jahre ihres Bestehens“ zurück, also auf die Zeit bis zum Umzug des Festivals und der Festivalmacher nach Baden-Baden.

Fünf große Darstellungen über diese ersten Festivaljahre liegen bereits vor: Auf die Freiburger Dissertation von Hanspeter BENNWITZ (1961) folgten Josef HÄUSLERS „Spiegel der Neuen Musik“ (1995) und das einschlägige Kapitel von Martin THRUN in „Neue Musik im deutschen Musikleben“ (1995) sowie die Arbeiten von Michael WACKERBAUER, dessen grundlegender Aufsatz über den „Mythos Donaueschingen“ (2013) hier als umfangreichster Beitrag des ganzen Bandes noch einmal abgedruckt ist, und die Aufsätze von Andreas WILTS, der sich dreimal mit dieser Zeit beschäftigt hat, und zwar für die Festschrift der Donaueschinger Musikfreunde (2013), für die



Monographie zu Max Egon II. (2019) und für die Jubiläumsschrift „Gegenwärtig“ (2021).

Die hier versammelten Beiträge ergänzen und vertiefen einzelne Aspekte des bereits vorliegenden Wissensstandes: Matthias SCHMIDT verortet das Festival in der von mutigen Aufbrüchen, aber auch von nationaler Beschränkung geprägten Kultur der Weimarer Republik. Rai-

ner NONNENMANN zieht interessante Parallelen zu Gründungen von Komponistenvereinigungen und anderen Festivals der Zeit. Simon OBERT entdeckt eine neue Dynamik im Verhältnis zwischen Provinz und Metropole, durch die das Provinzstädtchen zu einem Zentrum der Moderne werden konnte.

Claudia MAURER-ZENCK und Silvan MOOSMÜLLER zeichnen die Wechsel im Arbeitsausschuss nach: Dort nahmen neben Heinrich Burkard und Joseph Haas zunächst Willy Rehberg sowie Eduard Erdmann wichtige Positionen ein, bevor Paul Hindemith – und nicht der ebenfalls zur Diskussion stehende Ernst Krenek – seit 1923 zur bestimmenden Figur wurde.

Einige Beiträge widmen sich einzelnen Komponisten (Stefan WEISS über Philipp Jarnach) oder Werken (Simon OBERT über Anton Webers op. 9). Doris LANZ berichtet, wie schon zeitgenössische Kritiker die in Donaueschingen aufgeführten Komposi-

tionen den Schulen um die Kompositionslehrer Arnold Schönberg, Franz Schreker und Ferruccio Busoni zuordneten. Der Kulturjournalist Simon BORDIER beschreibt die Reaktionen der überwiegend konservativen Musikkritiker, die zwar neue Inhalte suchten, vor allem aber die Darbietung traditioneller Formen lobten.

Christopher HAILEY untersucht die Auswahl der Werke von 24 Komponisten, die Heinrich Burkard in einer „Gratulationsmappe“ seinem Arbeitgeber Max Egon zu Fürstenberg zum 60. Geburtstag im Oktober 1923 überreichte. Daniel RAMSEIER berichtet über vom Arbeitsausschuss abgelehnte Werke und Markus BERGEMANN über bei Publikum und Presse durchgefallene Kompositionen.

Camilla BORK interpretiert Äußerungen der 1920er Jahre zum Ideal der Kammermusik: Diese sei von einer „*Gemeinschaft Gleichgesinnter*“ geprägt, das zum Modell für gesellschaftliches Miteinander werden könne, während die großen Orchesterwerke mit „*falschem Aufputz*“ nur die „*Luxuskunst*“ der Vorkriegszeit repräsentierten.

Unverständlich bleibt, was die Herausgeber bewogen hat, einen zweieinhalbseitigen Essay von Siegfried MAUSER zur „Kanonbildung“ aufzunehmen, der bereits vor sieben Jahren veröffentlicht wurde und nichts zum Thema beitragen kann, weil er

nur auf Musik der 1950er und 1960er Jahre verweist.

Wertvoll sind drei von Daniel RHYNER erstellte Anhänge. Die Konzertprogramme sind hier komplett und detaillierter dokumentiert als in Häuslers Festschrift von 1996. Ein ausführlicher Pressespiegel listet alle zeitgenössischen Ankündigungen und Kritiken aus Tageszeitungen und Fachzeitschriften auf. Und mit viel Mühe hat Rhyner etwa tausend Werke in einer Liste erfasst, die in diesen sechs Jahren entweder aufgeführt, von den Komponisten unaufgefordert eingesandt, vom Programmausschuss angefordert oder auch von Dritten vorgeschlagen wurden.

Unter den abgelehnten Komponisten finden sich der Philosoph Theodor W. Adorno, der Klavierpädagoge August Halm und der spätere Rundfunkpionier Herbert Eimert. Und von Hans Gál waren seit 1921 bereits acht Kompositionen im Gespräch, bevor 1926 seine „Promenadenmusik für Militärorchester“ aufgeführt wurde.

Bei dieser Fülle der zur Diskussion stehenden Werke lässt sich erahnen, wie viel Arbeit sich die Verantwortlichen machten und wie einflussreich ihre Position bei der Verhinderung oder Beförderung von Komponistenkarrieren war und es bis heute ist.

Friedemann Kawohl

FRIEDEMANN KAWOHL / ANDREAS WILTS: Gegenwärtig: 100 Jahre Neue Musik – Die Donaueschinger Musiktage. Herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft der Musikfreunde von BJÖRN GOTTSTEIN und MICHAEL REBHAHN. • 215 Seiten • 28 Euro • Henschel-Verlag. Leipzig 2021.

Ein Druckfehler? Nein, der in den Buchrücken verschobene Titel des Buches „Gegenwärtig: 100 Jahre Neue Musik – Die Donaueschinger Musiktage“ soll dem Leser Sperrigkeit und Brüche der jährlich bei den Festivals aufgeführten Neuen Musik schon optisch anzeigen. Demgegenüber präsentiert sich der Inhalt der zum 100-

jährigen Jubiläum 2021 erschienenen Festschrift allerdings recht harmonisch, und damit ist nicht nur die äußere Gestaltung gemeint.

Fünf Beiträge gehen der Geschichte der Musiktage in chronologischer Ordnung nach. Aus der Vorkriegszeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit berichten auf der

Grundlage ihrer älteren Forschungen (unter anderem in den „Schriften der Baar“) der Präsident der Gesellschaft der Musikfreunde, Andreas WILTS, sowie der Co-Vorsitzende, Friedemann KAWOHL.

WILTS zeigt, wie das 1921 gegründete Donaueschinger Festival dank der einzigartigen Kooperation des Fürsten Max Egon II., der Gesellschaft der Musikfreunde und der in einem kleinen Arbeitsausschuss um den Kapellmeister Heinrich Burkard gebündelten Musikfachverständigen innerhalb kürzester Zeit internationale Beachtung fand. Aber auch das einheimische Publikum nahm die Konzerte, wie WILTS erstmals nachweist, so begeistert auf, dass sich Zuhörer, Komponisten und Musiker zu einer verschworenen Gemeinschaft verbanden. Für die kleine Stadt wurden die Konzerte daher schon unmittelbar nach dem Wegzug der Musiktage nach Baden-Baden 1927 zu einem Mythos und zu einem „Erinnerungsort“ (Pierre Nora).

Wie dieser Erinnerungsort in den politischen Umbrüchen der Jahre zwischen 1927 und 1950 fortbestand, zeichnet KAWOHL in seiner überzeugenden Interpretation dieses Zeitraums nach. Der Versuch des künstlerischen Leiters Hugo Herrmann, die Musiktage insbesondere mit intensiver Chorarbeit an die Jugendmusikbewegung anzubinden, scheiterte keineswegs zwangsläufig, sondern vor allem deswegen, weil die Donaueschinger Verantwortlichen um Prinz Max Egon zu Fürstenberg, Max Rieple und Christian Altgraf zu Salm dezidiert eine Rückwendung zu der international ausgerichteten „Neuen Musik“ der Moderne einleiteten.

In Heinrich Strobel fanden sie, so Bernd KÜNZIG in seinem gut geschriebenen Beitrag, einen ebenfalls vom Erinnerungsort Donaueschingen geprägten Rundfunkredakteur, der diese Programmatik mit Verve



und mit den ihm zur Verfügung stehenden reichen Mitteln des Südwestfunks umsetzte. Ohne die überraschende Persönlichkeit Strobel werden die Jahrzehnte von 1950 bis 1970 nicht zu verstehen sein.

Man fragt sich, ob die institutionell vom Südwestfunk (heute Südwestrundfunk) überaus stark angelegte Rolle des künstlerischen Leiters nicht auch in den beiden folgenden Beiträgen von Dirk WIESCHOLLEK und Lydia JESCHKE deutlicher hätte hervorgehoben werden können, wenn etwa 1988 Josef Häusler, künstlerischer Leiter der Musiktage 1976 bis 1991, in einem (auf YouTube abrufbaren) Interview selbstbewusst erklärte, dass „die Komponente des persönlichen Geschmacks nicht auszuschließen [ist] – und das ist ganz gut so“.

Davon abgesehen bieten Wiescholke und Jeschke auf der Folie der Zeitgeschichte und der musikhistorischen Entwicklungen fundiert geraffte Überblicke über die Komponisten und Werke, die die Jahrzehnte 1970 bis 1990 und 1990 bis 2020 geprägt haben.

Strobel war es auch, der in Donaueschingen dem Jazz eine Bühne gab. Nach Vorläufern in den 1920er Jahren, in denen unter anderem mit Paul Hindemith auch einer der Gründerväter der Musiktage sich als Jazzkomponist betätigte, spielte erstmals 1954 eine Gruppe Jazz oder jedenfalls, wie Julia NEUPERT festhält, das, was man in jener Zeit in Deutschland unter Jazz verstand oder verstehen konnte. Zu regelmäßigen Jazzkonzerten kam es seit 1967.

Entscheidend ist, dass die in Donaueschingen aufgeführte Musik mit dem Jazz eine Ebene erreichte, auf der nicht mehr das abgeschlossene Werk eines Komponisten zählte, sondern die Improvisationskunst der Interpreten, Musik mithin erst im Moment der Aufführung entstand.

Noch weiter kam das Festival, damals als Vorreiter in Deutschland, rund zehn Jahre später mit der „Klangkunst“, die Stefan FRICKE vorstellt. Hier wurden nicht nur die Zuhörer zu Interpreten, sondern die „Klanginstallationen“ erschlossen der Musik mit den Mitteln der bildenden Kunst erstmals Räume – und ein neues, begeistertes Publikum. Räume aller Art, auch in der freien Natur, wurden zu Musik, und die Musik zeigte die Räume.

Wie wird es mit den Musiktagen weitergehen? Zwei klare Forderungen nennt die Festschrift in den abschließenden Beiträgen von Nina NOESKE über „53 Jahre Komponistinnen in Donaueschingen“ und von Elisa ERKELENZ mit dem Titel „Über dekoloniale Fragen bei den Donaueschinger Musiktagen“: Das Festival müsse weiblicher werden, und es sollte sich, wie Erkelenz nach dem Jazzmusiker George E. Lewis einprägsam formuliert, „*kreolisieren*“, indem es außereuropäische Musiken nicht einfach zu dem Bestehenden addiert, sondern mit dem Ziel einer „*weitaus größere[n] kreativen[n] Tiefe*“ (Lewis) in sich aufnimmt.

Beide Autorinnen können die Berechtigung ihrer Forderungen in historischen Rückblicken untermauern. Mit der neuen künstlerischen Leiterin Lydia Rilling (ab 2022) sowie dem von der Kulturstiftung des Bundes seit 2019 geförderten Projekt „Donaueschingen global“ sind auf diesen beiden Feldern weitere Schritte bereits in die Wege geleitet.

STADT DONAUESCHINGEN (Hg.): Das Plakatbuch.

Kunstplakate aus 100 Jahren Donaueschinger Musiktage. • 144 Seiten • 15 Euro • Verlag Morys Hofbuchhandlung, Donaueschingen 2021.

Die Donaueschinger Musiktage haben früh die Verbindung zur Bildenden Kunst gesucht, erinnert sei nur an Oskar Schlemmers „Triadisches Ballett“, das 1926 in Donaueschingen zur Aufführung kam. Seit 1960 werden die Musiktage mit Plakaten eines jährlich wechselnden Künstlers beworben, wobei es den Veranstaltern durch-

Eingestreut in die fein bebilderten Beiträge sind – gestalterisch glücklich auf andersfarbigem Papier abgesetzt – persönliche Erlebnisberichte zeitgenössischer Komponisten, aber auch wichtiger Weggefährten der Musiktage wie des FDP-Politikers Gerhart Baum. Sie vermitteln unmittelbar die Faszination, die „Donaueschingen“ auf Musiker, Kulturpolitiker und Publikum ausübt, bringen die historischen Darstellungen im Leser zum Klingen und wecken Vorfreude auf die kommenden Musiktage – damit ist das Ziel einer Festschrift voll erreicht.

Die Donaueschinger Musiktage haben früh die Verbindung zur Bildenden Kunst gesucht, erinnert sei nur an Oskar Schlemmers „Triadisches Ballett“, das 1926 in Donaueschingen zur Aufführung kam. Seit 1960 werden die Musiktage mit Plakaten eines jährlich wechselnden Künstlers beworben, wobei es den Veranstaltern durchweg gelang, namhafte Persönlichkeiten der westeuropäischen Szene zu gewinnen.

Erste Kontakte vermittelten noch Max Rieple und Christian Altgraf zu Salm, später wurden Galerien eingeschaltet, schließlich zog der Südwestfunk diese Aufgabe an sich. Heute ist der künstlerische Leiter der Musiktage für die Auswahl des Künstlers zuständig – erst seit 1985 gestalten auch Frauen die Plakate.

Jörg Martin

weg gelang, namhafte Persönlichkeiten der westeuropäischen Szene zu gewinnen.

Erste Kontakte vermittelten noch Max Rieple und Christian Altgraf zu Salm, später wurden Galerien eingeschaltet, schließlich zog der Südwestfunk diese Aufgabe an sich. Heute ist der künstlerische Leiter der Musiktage für die Auswahl des Künstlers

zuständig – erst seit 1985 gestalten auch Frauen die Plakate.

Diese von 1960 bis heute erschienenen Künstlerplakate stellt ein ebenfalls zum Jubiläum 2021 erschienenenes, sorgfältig redigiertes und ansprechend gestaltetes „Plakatbuch“ zusammen. Die Villingener Kunsthistorikerin Ursula KÖHLER hat zu den Plakaten einfühlsame, fast apercuhafte Texte geschrieben (winzige Korrektur: Das Plakat von 1963 gestaltete Wolfgang Beck, nicht Wolfgang Feller). Neben Plakaten, die sich, wie es ja nahe liegt, künstlerisch mit dem Thema Musik auseinandersetzen, stehen andere, deren Motivik bei unbestrittener Meisterschaft eher beliebig wirkt.

Der Vollständigkeit halber werden auch noch das älteste erhaltene Plakat von 1926 sowie die Textplakate der 1950er Jahre



vorgestellt. Für letztere gestaltete der Donaueschinger Graphiker Hubertus Mall, Stiefsohn des langjährigen Präsidenten der Gesellschaft der Musikfreunde, Georg Mall, ein Logo aus zwei übereinander liegenden, stilisierten Violinschlüsseln, das noch bis in die 1980er Jahre weiterverwendet wurde.

Die in dem gelungenen Buch dokumentierten Plakate dienen allerdings heute nicht mehr ihrem eigentlichen Zweck, sondern nur noch als begleitendes Schmuckwerk und begehrte Sammlerstücke, setzen doch die Verantwortlichen seit 1993 für Werbung, Programmhefte und sonstige Medien auf die von Thomas Ullrich (Düsseldorf) und Ronald Kolb (Stuttgart) entworfenen Corporate Designs.

Jörg Martin

ANTON KNAPP: Ist das Kunst oder „muss“ das weg? Impulse für die Debatte um Kunst im öffentlichen Raum. • 156 Seiten • 20 Euro • Dold-Verlag. Vöhrnbach 2019.

Wer kennt nicht die Geschichten der eifrigen Putzfrauen, die die Fettinstallation von Joseph Beuys endlich richtig gesäubert haben, oder wie in der Mannheimer Kirche eine Installation der Künstlerin Romana Menze-Kuhn gleich in den Mülleimer entsorgt wurde? Jeder hat sein eigenes Urteil, was Kunst ist und was nicht.

Diese Diskussion mag im Privaten noch auf kleiner Flamme gekocht werden, denn jedem bleibt es unbenommen zu entscheiden, welche Bilder in seinem Wohnzimmer aufgehängt werden. Geht es aber um den öffentlichen Raum, so erhält die gleiche Diskussion eine erheblich gesteigerte Brisanz. Ist das Kunstwerk schön oder hässlich? Provoziert



es oder ist es zu zahm? Ist der Standort der richtige? Und nicht zuletzt: Wer soll das alles bezahlen?

Anton KNAPP musste sich in seiner Zeit von 1988 bis 2016 als Bürgermeister von Hüfingen diesen Diskussionen immer wieder stellen. Die vielen öffentlichen Installationen und Bilder, aber auch der Töpfermarkt und das Sommertheater in Hüfingen sind ohne Knapp nur schwer vorstellbar. Nach seiner eigenen Aussage musste er sich mit diesen Fragen als Autodidakt auseinandersetzen. Erst in seinem Ruhestand hatte er die Zeit, sich umfassend mit dem Thema zu beschäftigen. So fasste er seine Ergebnisse in dem vorliegenden Band zusammen.

Das Buch spannt zu Beginn einen historischen Bogen von der Antike bis in die Neuzeit und zeigt auf, dass Kunst im öffentlichen Raum schon immer Bestandteil der Architektur und des Städtebaus war. Sie diene immer schon der Bildung, sie sollte aber auch zu einer Identifikation der Bürger mit der Stadt führen. Kunst kann aber auch so triviale Funktionen wie die Verkehrsführung erfüllen.

Ist der Entschluss für die Installation einer Skulptur oder ein anderes Kunstobjekt gefallen, so beginnen oft erst die Probleme. Anton Knapp zeigt nun dem Leser verschiedene Möglichkeiten der Umsetzung

und nicht zuletzt der Finanzierung auf. Hier kann er auf seine eigene Erfahrung zurückgreifen. Das Ergebnis der Mühen zeige sich meist erst nach Jahren in einer deutlichen Steigerung der Lebensqualität einer Stadt. Dies dürfe als Standortfaktor nicht unterschätzt werden. Kunst und Kultur würden vor allem dem Tourismus helfen und die Attraktivität des Ortes für neue Arbeitskräfte erhöhen.

Somit müsse Kunst im öffentlichen Raum den gleichen Stellenwert einnehmen wie ein breites Bildungsangebot oder eine leistungsfähige Internetverbindung.

Harald Ketterer

KATZENMUSIK-VEREIN „MIAU“ VILLINGEN 1872 e.V. (Hg):

Älles für d'Katz. Das Festbuch zum Jubiläum. 150 Jahre Katzenmusik-Verein.

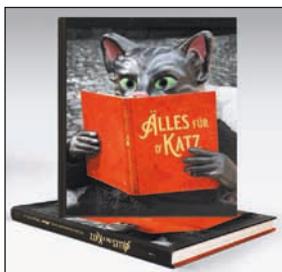
200 Seiten • 39 Euro • Privatdruck www.katzenmusik-villingen.de.

Wager Kommunikation. Villingen-Schwenningen 2021.

Gewagter Titel oder Wunderfritz geweckt? Wer die Worte als Aufforderung versteht, der legt das Buch weg oder nimmt es erst gar nicht zur Hand. Das Tier mit den grünen Augen, der Kater, die Symbolfigur des Katzenmusikvereins „Miau“ Villingen 1872 e. V. (Was für ein sperriger Name – die rund 2.500 Mitglieder sagen einfach, sie seien „Mitglied bei der Katzenmusik“) schaut dich über den Buchrand an und fordert: Nimm und lies!

Vor dem Lesen steht das Blättern, Seite für Seite. Eine Fülle von Eindrücken: Titel, Namen, Begriffe – bekannte und ganz neue – und vor allem Bilder. So ist dieses Buch zuerst einmal ein Bilderbuch. Für viele Mitglieder und Nichtmitglieder, Fasnetkenner und Fasnetlaien tut sich ein breites Spektrum auf.

Schön fotografierte Figuren, Köpfe, Utensilien, Häser, Details rufen Bewunderung hervor. Da sind aber auch die historischen alten Aufnahmen aus den Anfängen



des Vereins, dokumentierte Ereignisse: „Guck, das bin ich!“ „Wer ist denn das?“ Vielleicht hängt man dann auch gleich am Telefon. Es ist ein grandioses Bilderarchiv der Katzenmusik. Möglich ist das, weil über viele Jahre akribisch ein Vereinsarchiv gepflegt wur-

de und wird.

Nicht nur Bilder, auch Daten, Geschichten, Protokolle, Notizen sind hervorgeholt worden und mit den Bildern gut verwoben – sozusagen ein Überhäas der Katzenmusik.

D'Kater, der Generalfeldmarschall, Prinz Karneval, d'Katerolli, der Zugpolizist, die Jugendpolizei, kleiner Kater und kleiner General, der Katzenkindergarten – eine Vielfalt von Figuren tummelt sich im Verein – und die nächsten 150 Jahre können noch weitere gebären.

Als die Soldaten aus dem Krieg 1870/71 zurückkamen, hatten sie kein Geld für ein teures Narrohäs, wollten aber trotzdem

Fasnet machen – sie hatten ihre Uniformen und unglaublich viele Ideen und legten los. Sie bemalten die Röcke, bauten Wagen für die Umzüge, machten anständig Radau.

Anita AUER vom Franziskanermuseum in Villingen ist es zu verdanken, dass die „Katzen“ jetzt einen wichtigen Artikel in ihrem Stammbuch stehen haben: Höllenslärm und Marschmusik – Ein Verein zwischen Wildheit und Zähmung. Im Spätmittelalter war eine Katzenmusik (oder auf französisch lautmalerisch Charivari) Bestandteil eines Rügebrauchs: Man hat Betroffene mit Lärmmusik bestraft. Heute zieht die Stadtharmonie in schönen Uniformen und in Reih und Glied, den Katzenmarsch intonierend, am Umzug mit. Das ist

nur ein Zeugnis für die Zähmung der Wildheit.

Wer diesen Artikel liest, begegnet neuen Aspekten der Fasnet – wer hätte das je bei der Katzenmusik gesucht!

Es gibt noch viele Antworten in dem Buch. Die Fragen dazu? Was treibt die Menschen an, Wagen für den Umzug zu bauen? Wer sind die Namen, die alle hier zusammenkamen – Künstler, Maler, Techniker, Schauspieler bei den Bällen, Techniker, Wirte, Organisatoren? Was sucht der Prinz Karneval in diesem Verein? Katzen, Vögel – ist das ein Zoo?

Nimm und lies – du wirst auf die Fragen Antworten finden.

Henry Greif

KARIN GESSLER: Museumsführer Schwarzwald-Baar-Heuberg.

Herausgeber: Landkreis Rottweil, Schwarzwald-Baar-Kreis, Landkreis Tuttlingen,

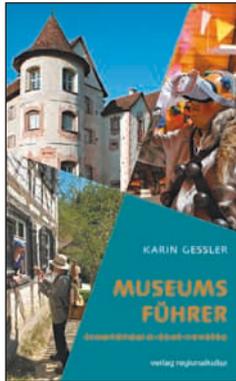
Regionalverband Schwarzwald-Baar-Heuberg.

272 Seiten und 250 Abbildungen • 18 Euro • Verlag Regionalkultur. Ubstadt-Weiher 2021.

Die dritte, aktualisierte Ausgabe des Museumsführers soll „den Reichtum und die Vielfalt der musealen Sammlungen zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, an der oberen Donau und am oberen Neckar“ präsentieren, so die Herausgeber im Geleitwort.

Nach einer informativen Einleitung zur Geschichte des Museumswesens, verfasst von Clemens JOOS, Bernhard RÜTH und Hans-Joachim SCHUSTER, ist das Buch in zwei große Teile gegliedert.

Im ersten Teil beschreibt die Autorin Karin GESSLER 32 Thementouren, die zu Fuß, mit dem Rad oder mit dem Auto durchgeführt werden können und neben dem Landschaftserlebnis zur Entdeckung der Museen einladen. In acht übersichtlich gestalteten Kapiteln widmet die Autorin sich den Bereichen Archäologie, Bäuerliche Kultur, Bräuche im Jahreslauf, Adel und Herrschaft, Kunst, Gewerbe und Industrie. Im



Fokus: Uhren- und Hi-Fi-Industrie sowie Eisenbahn, Auto, Flugzeug.

Jeder Ausflug kann gut an einem Tag, manchmal an einem halben Tag bewältigt werden. Es sind auch kleinere Spaziergänge dabei, zum Beispiel bei der Kunststiftung Hohenkarpfen, wo man die Alblandschaft mit ihren Wacholderheiden und Wiesen genießt und dann die Landschaftsbilder der Stiftung betrachtet. In einem Info-Kästchen werden jeweils die Länge der Tour und die Highlights angegeben, zudem Querverweise zur alphabetischen Auflistung der Museen.

Text- und Bildmaterial in diesem Teil wurden weitgehend von den Museen selbst beigesteuert. Adresse, Öffnungszeiten, Website sind im Infokasten schnell aufzufinden.

Das Spektrum der Themen ist verblüffend weit gespannt, nicht nur die bekanntesten umfangreichen Sammlungen der größte-

ren Städte werden dargestellt, sondern auch echte Nischen für Liebhaber. Die Rezensentin hat nun erfahren, dass es in Sankt Georgen ein Froschmuseum gibt, 2009 von Sabine Grässlin eröffnet. Mehr als 3.000 Frosch-Exponate vom Plüschtier bis zur Christbaumkugel sind hier zu sehen. Dass auch kleine Museen berücksichtigt werden, zum Beispiel die Heimatstube Tannheim oder das Uhrmacherhäusle in Vöhrenbach, die es ohne ehrenamtliches Engagement der Bürgerschaft nicht geben würde, ist ein echtes Plus des Buches.

Kritische Anmerkungen zur Sammlertätigkeit sind in dem Museumsführer nicht zu erwarten. So könnte man zum Beispiel

bei aller Wertschätzung des mäzenatischen Engagements des Hauses Fürstenberg erwähnen, dass wertvolle mittelalterliche Handschriften veräußert wurden. Zum Glück wurden einzelne Stücke vom Land Baden-Württemberg erworben. So liegen nun einige dieser Schätze, auch die Handschrift C des Nibelungenliedes, in der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe.

Das Buch jedoch möchte für den Museumsbesuch werben, dies ist legitim und gelingt gut, nicht zuletzt durch die wunderbaren Fotos von jedem Museum. Auch langjährige Einwohner der Region werden neue Entdeckungen machen.

Karin Neubarth-Raub

ARCHÄOLOGISCHES LANDESMUSEUM KONSTANZ / LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE

BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg.): Magisches Land. Kult der Kelten in Baden-Württemberg.

68 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Dokumenten • 25 Euro • Theiss-Verlag (WBG). Darmstadt 2021.

Die armen Kelten müssen für vieles herhalten. Sie gelten nicht nur wechselweise als blutrünstige Krieger oder naturverbundene Proto-Esoteriker, sondern werden gelegentlich auch für die Erfinder von Baumkalendern, Schöpfer der Himmelsscheibe oder Erbauer von Stonehenge gehalten.

Diese Missverständnisse hinterlassen ihre Spuren: Neopagane Gruppierungen berufen sich auf ihre vermeintlichen prähistorischen Vorfahren, Wünschelrutengänger suchen nach obskuren Energien in Grabhügeln und mancherorts, wie in Schwaibach bei Gengenbach („druidisches Steinsofa“), hält man jede auffälligere Felsgruppe für eine „Opferstätte“, auf der die Kelten blutige Rituale vollführten. Alles Quatsch.

Aber wie war es denn nun wirklich mit den Kelten und dem Kult?



Mit dem informativen Band „Magisches Land“ zur gleichnamigen Ausstellung im Archäologischen Landesmuseum in Konstanz liegt endlich ein populärwissenschaftlich geschriebenes, sauber recherchiertes und fundiertes Werk über den „Kult der Kelten in Baden-Württemberg“ vor, das man guten Gewissens jedem empfehlen kann, der von goldenen Sichel und Baumgottheiten fantasiert (und es besser wissen möchte). Denn obwohl wir es mit einer schriftlosen Kultur zu tun haben, ist der archäologische Forschungsstand inzwischen so gut, dass zumindest realistische Annäherungen an die Glaubensvorstellungen und rituellen Praktiken vor über 2.000 Jahren möglich sind.

Der kompakte Hardcover-Band nimmt uns mit zu den bekanntesten „Kultstätten“ Baden-Württembergs: auf den Heiligen-

berg bei Heidelberg, das Heidentor bei Egesheim oder die „Alte Burg“ bei Langenslingen. Es wird anhand aktuellster Forschungsergebnisse erklärt, wie sich die Funde und Befunde allmählich zu einem besseren Bild der vorrömischen Eisenzeit verdichten – und wo Wissenslücken bleiben.

Dabei wird vereinzelt auch auf überregionale Funde wie den „Kessel von Gundestrup“ (silberner Kessel aus der Latènezeit/ Fundort in Nord-Jütland) oder die „Druidenkronen“ von Deal (Fundort bei Dover, englische Grafschaft Kent) zurückgegriffen, die natürlich nicht aus Baden-Württemberg stammen, aber für die Deutung der eisenzeitlichen Kultpraktiken unabdingbar sind.

Durch den Abgleich mit Schriftquellen, darunter den Berichten antiker Historiker wie Herodot und Cäsar sowie inselkeltischen Märgen und Sagen, werden die Grenzen der archäologischen Aussagekraft durchaus ausgereizt, aber nie übertreten. Die kurz und bündig verfassten Artikel verlieren sich nie im Spekulativen, sondern bleiben stets dicht an nachgewiesenen Fakten.

Ähnlich wie in der Ausstellung fällt auch hier auf, dass in der Gestaltung auf allzu of-

fensive Effekthascherei oder unnötige Emotionalisierung verzichtet wird und der Leser dennoch nicht das Gefühl hat, eine staubtrockene Abhandlung über sich ergehen lassen zu müssen – dazu sind das Thema und die behandelten Funde auch einfach zu spannend.

Ein bisschen ratlos macht lediglich das Titelbild (*key visual*) der Ausstellung, die schwarz-weiße Ansicht eines Moores, das wohl mysteriös wirken soll, aber eher belanglos daherkommt. Hier hätte man ruhig etwas mutiger sein und ein stimmungsvolleres Bild wählen können, gerade auch um interessierte Laien anzusprechen.

Auch richten sich die Inhalte sicher nicht an Experten, die jedes Keltenbuch der letzten 20 Jahre verschlungen haben – allzu viel Neues erfährt man zugegebenermaßen nicht. Es handelt sich eher um ein „best of“ der wichtigsten Forschungsergebnisse. Aber diese Kritik fällt nicht ins Gewicht, denn ansonsten ist über das schöne Werk nichts Negatives zu sagen. Ein Gewinn für die Kelten-Vermittlung im Ländle!

Peter Graßmann

EDWIN ERNST WEBER / THOMAS ZOTZ (Hg.):

Herrschaft, Kirche und Bauern im nördlichen Bodenseeraum in karolingischer Zeit.

Oberschwaben – Forschungen zur Landschaft, Geschichte und Kultur (Band 5).

300 Seiten • 29 Euro • Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2020.

Im Oktober 2016 fand in Meßkirch die mit dem Titel des Buches gleichlautende Tagung in Kooperation der Gesellschaft Oberschwaben für Geschichte und Kultur, dem Landkreis Sigmaringen und der Stadt Meßkirch statt. Die Erkenntnisse der Tagung sind für die Baar gleichermaßen von Interesse, war sie doch selbst Teil der Alemannia und der Suevia und hatte damit wie der nördliche Bodenseeraum zur Zeit der Karolinger die politische Geschichte geteilt.

Einen Überblick über die Alemannia in der Zeit gibt der einleitende Aufsatz von Matthias BECHER: „Alemannien in der Zeit

der Karolinger“. Die drei folgenden Autoren dringen tiefer in den Bereich Oberschwabens ein. Andreas SCHWAB thematisiert die naturräumlichen Grundlagen, Christoph MORRISSEY die Archäologie und Clemens REGENBOGEN die ländliche Gesellschaft.

Gedanken, die durchaus in die Baar passen, finden sich in drei weiteren Aufsätzen. Dieter GEUENICH untersucht Ortsnamen mit den Endungen „-ingen“ und auch „-heim“. Diese Suffixe werden mitunter automatisch als Siedlungsplätze alemannischer Persönlichkeiten aus dem 4. bis

6. Jahrhundert interpretiert. GEUENICH vertritt dagegen die Ansicht, dass die aus den Ortsnamen herauslesbaren Personennamen nicht immer der Bildungsweise der früheren alemannischen oder germanischen Namen entsprechen. Damit könnten sie auch nicht automatisch als entsprechende Hinweise dienen. Da die Ortsnamen auch erst seit dem 8. bis 13. Jahrhundert schriftlich bezeugt sind, sei es nicht schlüssig darlegbar, dass die rekonstruierbaren Namen tatsächlich auf eine Zeit um das 4. bis 6. Jahrhundert verweisen.

Ernst TREMP gibt Einblicke in das Bistum von Konstanz sowie die Klöster St. Gallen und Reichenau und stellt das Ineinandergreifen von Kirche und Klöstern klar heraus. Beide Bodenseeklöster wirkten auch stark in die Baar hinein. Da jedoch in der öffentlichen Wahrnehmung die Klöster im Vordergrund standen, erweitert TREMP den Blick auf die Rolle des Bischofs von Konstanz und seine Einflussnahme auf das Gebiet.

Alfons ZETTLER widmet sich dem St. Galler Verbrüderungsbuch. Verbrüde-



rungsbücher legen Zeugnis ab über das Gebetsgedenken und ihre Stiftungen. Sie sind mit der Auflistung der zu gedenkenden Personen ein reicher Wissensschatz. Hier erfährt der Leser die methodische Herangehensweise in der Untersuchung des St. Galler Verbrüderungsbuches und wie aus den Namenslisten Erkenntnisse gewonnen werden können.

Den Aufsatzteil des Tagungsbandes schließt Thomas ZOTZ mit einem Blick auf die Klosterlandschaft zwischen Bodensee, Donau und Iller. Mit den Ausführungen zu den frühesten Gründungen im Hegau ist die Baar wieder räumlich nahe mit den Ausführungen verbunden.

Tagungsbände sind Aufsatzsammlungen, insoweit ist der Leser gefordert, sich immer wieder auf einen neuen Autor und seine Textstruktur einzulassen. Insgesamt gibt der Band ein harmonisches Ganzes, der tiefe Einblicke in eine doch schon ferne Zeit gewährt und ist mit aussagekräftigen Bildern und Karten versehen.

Evelyn Mrohs-Ketterer

DIRK STECKER: Mittelalterlicher Bergbau am Nordrand der Baar.

Über die Bergwerke „Otto am Kohlerberg“ und „Karl im Mailänder“.

Geschichte 1511 – 1789. Ausgrabungen 1989 – 2016.

172 Seiten mit 104 Abbildungen • 25 Euro • Books on Demand (BoD) 2019.

Bergbau auf der Baar? Gab es das? Ja, tatsächlich, und es ist das Verdienst des Niedereschacher Lehrers Dirk STECKER, in langjähriger Recherche- und Ausgrabungsarbeit alte Bergwerksstollen in Niedereschach und Schabenhäusern zwischen Villingen-Schwenningen und Rottweil wiederentdeckt und „aufgewältigt“, das heißt wiederhergestellt zu haben. Dafür wurde ihm bereits 2002 vom damaligen Ministerpräsidenten Erwin Teufel die „Auszeich-

nung kommunaler Bürgeraktionen“ verliehen. Das Ergebnis hat er im vorliegenden Buch vorgestellt.

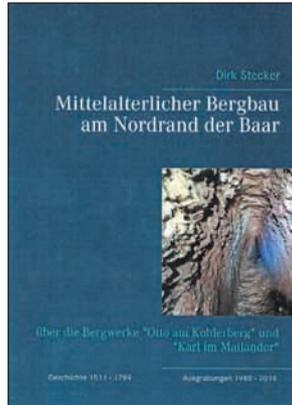
Anders als der Titel suggeriert, geht es um frühneuzeitlichen Bergbau vom Beginn des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts am Nordrand der Baar, der jedoch anscheinend nie sehr ertragreich gewesen ist.

Im ersten Drittel des Buches thematisiert der Autor die geologischen, bergtechnischen, bergrechtlichen und politischen Hin-

tergründe des von der Stadt Rottweil initiierten Erzabbaus. Wegen der mäßigen Quellenlage werden immer wieder Rückschlüsse von der allgemeinen Geschichte und Technik des Bergbaus auf die Stollen bei Niederschach gezogen. Die letzten zwei Drittel widmen sich der Ausgrabungsgeschichte der Stollen seit den späten 1980er Jahren. Aus diesen neueren Grabungserfahrungen und -ergebnissen versucht Stecker den einstigen Bergbaubetrieb zu rekonstruieren.

Die Ergebnisse der Grabungen sind wenig spektakulär. Freigelegt wurden zwei Stollen von etwa 76 und 110 Meter Länge sowie ein 23 Meter tiefer Bewetterungsschacht. Breiten Raum nimmt die Darstellung dieser Arbeiten ein, die zwar auf Anregung des Bürgermeisters, dann aber in privater Initiative und in Eigenarbeit eines Fördervereins durchgeführt wurden. Im Subtext erfährt der Leser, dass es bei entsprechender Mühe, Beharrlichkeit und Organisationstalent möglich ist, ohne finanzielle Mittel und nur in freiwilligem Einsatz in mehrfacher Hinsicht Erstaunliches zu bewegen.

Die Freilegung der Stollen und des Schachtes war beileibe keine übliche Freizeitbeschäftigung: In Tausenden von Arbeitsstunden wurde unter schwierigsten Bedingungen Erstaunliches geleistet. Bei Temperaturen von 8 bis 12°C grub ein Freiwilliger pro 6-stündiger Schicht etwa 200 kg Versturzmasse aus, die dann durch den engen Stollen noch nach außen transportiert werden musste. Wegen der Enge musste stets in gebückter Haltung, teilweise in kaltem Wasser auf dem Bauch liegend



und oft mit den Händen gegraben werden.

Hinzu kamen umfangreiche Sicherungs- und Betonierungsarbeiten, um Gefährdungen für Personen auszuschließen. All dies erforderte ein entsprechendes Organisationstalent: Einwerben von Finanzmitteln, Sachspenden und die Beschaffung von Baumaschinen, schließlich zähe Verhandlungen mit den zuständigen Behörden vom

Landesdenkmalamt über das Landesbergamt, das Landratsamt mit der unteren Wasserbehörde und der unteren Naturschutzbehörde (auch zuständig für den Fledermausschutz) und das Forstamt bis hin zur Gemeindeverwaltung mit ihren jeweils oft unterschiedlichen Interessen.

Der vorliegende Band ist kein wissenschaftliches Fachbuch und will es auch nicht sein. Wenig systematisch gegliedert, liest er sich teils wie eine Erzählung. Aus vielen Details muss man sich ein Gesamtbild machen. Adressat ist vor allem eine breite, lokalgeschichtlich interessierte Leserschaft.

Dabei bietet der Band vielfältige Hintergrundinformationen zum frühneuzeitlichen Bergbau und zu den Verflechtungen zur Politik. Schließlich war die Metallgewinnung, vor allem von Silber, für die finanziell stets klammen Landesherren ein einträgliches und unverzichtbares Geschäft.

Neben einer Fülle von historischen Abbildungen und modernen Fotos, wodurch die Schilderungen anschaulicher und verständlicher werden, enthält das Buch ein nützliches Glossar bergmännischer Fachbegriffe sowie ein Literaturverzeichnis.

Michael Raub



BERTRAM JENISCH / ANDREAS HAASIS-BERNER / R. JOHANNA REGNATH / WERNER KONOLD (Hg.): „Im Krieg ist weder Glück noch Stern“. Barocke Festungen, Schanzen und Schlachtfelder am südlichen Oberrhein. Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg (Band 88). • 328 Seiten • 34 Euro • Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2021.

Die Kriegsgeschichte und ihre Spuren in der Landschaft bilden offensichtlich einen Schwerpunkt in der Arbeit des Alemannischen Instituts in Freiburg. Das mag damit zusammenhängen, dass in der Denkmalpflege der Aspekt der Konfliktarchäologie zunehmend betrachtet wird (Seite 15). Im Jahr 2014 veranstaltete das Alemannische Institut in Eendingen eine interdisziplinäre Tagung über „Militärische Schichten der Kulturlandschaft“ (siehe *Schriften der Baar* 58, 2009, S. 252). Im Jahr 2018 befasste man sich in Breisach mit barocker Kriegsarchitektur und Schlachtfeldern. Anlass war das Gedenken an den Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges 400 Jahre zuvor.

Während in Eendingen der zeitliche und räumliche Rahmen weiter gefasst war, beschränkte sich das Breisacher Kolloquium auf das 17. und 18. Jahrhundert am südlichen Oberrhein. Aufsätze über Heilbronn, den Westwall und Wittstock in Brandenburg greifen allerdings weit über diese Eingrenzung hinaus. Die Beiträge werden nun in diesem umfangreichen Band vorgelegt. Er ist zweigeteilt und enthält nach den Forschungsberichten einen Katalogteil, der handbuchartig über die jeweiligen Orte informiert.

Die räumliche und zeitliche Schwerpunktsetzung orientiert sich am historischen Verlauf. Mit dem Dreißigjährigen Krieg wurde der Oberrhein für mehr als ein Jahrhundert zu einem Hauptschauplatz im Konflikt zwischen Frankreich und Habsburg. Auf beiden Seiten wurden Festungen



errichtet und Städte befestigt, so Rheinfelden, Breisach, Freiburg, Kehl und Mannheim.

Um französische Heere aufzuhalten, wurden in mittleren und südlichen Schwarzwald sowie entlang der Schwäbischen Alb von Reutlingen bis Sippingen Linearbefestigungen und Schanzen angelegt. Sie sind an vielen Stellen noch erkennbar oder sogar restauriert. Für das Gebiet des

Baarvereins stellen die Texte von Andreas HAASIS-BERNER über „Die Linien und Schanzen im Schwarzwald“ (75–100 und 292–297) und „Die barocke Schanzanlage bei Rottweil“ (298–301) sowie von Bertram JENISCH über den Schwedendamm in Villingen (312–316) solche Örtlichkeiten vor.

Das Projekt ist interdisziplinär angelegt, indem es Ergebnisse der Archäologie mit Befunden aus der Geschichtswissenschaft zusammenbringt und so zu vertieften Erkenntnissen über die einzelnen Anlagen, aber auch über Leben und Leiden der Bevölkerung in der Frühen Neuzeit gelangt.

Der historische Hintergrund wird lediglich in einzelnen Beiträgen skizziert. Dass eine eigene und ausführlichere Darstellung der regionalen politischen und militärischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts entbehrlich schien, verdeutlicht die Zielrichtung des Bandes: Zwar will er auch einem interessierten Publikum Informationen an die Hand geben, um „Erinnerungsorte“ zu erkunden, vor allem jedoch ist er eine Dokumentation des Forschungsstandes für die Fachwelt.

Michael Tocha

ROLF EBNET: Die Geschichte der Flugplätze im Schwarzwald-Baar-Kreis.

Entstehung – Basis der Luftwaffe im Dritten Reich – Nachkriegsentwicklung.

Ein Beitrag zur Heimatgeschichte. • 184 Seiten mit 220 Abbildungen • 29 Euro • Verlag Rolf Ebnert. Hüfingen 2021.

Im kollektiven Gedächtnis ist der Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg hauptsächlich mit den Namen Coventry, London, Hamburg oder Dresden verbunden. Tatsächlich war auch der Südwesten Deutschlands vom Luftkrieg betroffen. Rolf EBNET aus Hüfingen hat sich schon seit vielen Jahren mit diesen Themen beschäftigt. Bereits im Jahr 2005 hat er die Abstürze zweier amerikanischer Bomber in Dittishausen und Schollach in seinem Buch „Absturz ins Ungewisse“ sorgfältig aufgearbeitet.

In dem aktuellen Buch richtet sich sein Blick auf die drei damaligen Flugplätze Villingen, Donaueschingen und Hüfingen. In jahrelanger mühevoller Arbeit hat er die Archive durchsucht, die letzten Relikte zusammengetragen und Interviews mit den letzten noch lebenden Zeitzeugen geführt.

Zuerst widmet sich der Autor der Geschichte des Villingener Flughafens. Nach dem Ersten Weltkrieg schien der Luftverkehr eine ähnliche Entwicklung zu nehmen wie fünfzig Jahre vorher die Eisenbahn. Auch Villingen erhoffte sich eine glänzende Zukunft als Zwischenlandeplatz der Linie von Stuttgart nach Konstanz. Doch bereits Ende 1930 wurde der unrentable Zivillflugbetrieb in Villingen aufgegeben. – Als Ergänzung bietet sich der Beitrag „In alle



Winde – Geschichte des Villingener Flughafens“ von Peter GRARMANN in den Schriften der Baar, Band 60 (2017) an.

Die Einrichtung der beiden Flugplätze Donaueschingen und Hüfingen diente von Anfang an militärischen Zwecken im Rahmen des beschleunigten Aufbaus der Luftwaffe in den Jahren 1935 bis 1939. Beide Flugplätze waren zu Beginn des Krieges militärisch gese-

hen eigentlich bedeutungslos. Erst mit der erheblichen Zunahme der alliierten Luftangriffe ab 1943 und dem Vorrücken der alliierten Truppen in Frankreich im Herbst 1944 wurden diese Flugplätze als Stützpunkte für Aufklärungs- und Jagdflugzeuge relevant. Der Autor dokumentiert eine Vielzahl von Einsätzen, die von den Flugplätzen der Baar aus in den Südwesten geflogen wurden. Diese waren begleitet von schweren Luftkämpfen (mit Verlusten).

In dieser chaotischen Zeit wurde der dauernde Zuständigkeits- und Personalwechsel selten sauber dokumentiert. Es ist das Verdienst des Autors, die spärlichen, noch erhaltenen Dokumente zusammengetragen zu haben und den jungen deutschen Piloten, die sinnlos geopfert wurden, einen Namen zu geben.

Harald Ketterer

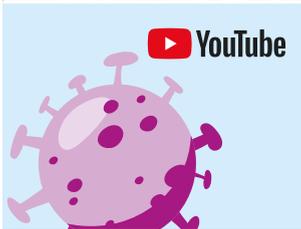


Der Baarverein – Rückblick und Ausblick



15⁺¹
Jahre

Schriften
der Baar



Der Verein

Jahresprogramm 2021 – Rückschau	228
Jahresexkursion 2021 – Fahrt nach Oberschwaben	232
Johann Wenzel Kalliwoda – Der Tagungsband ist erschienen	238

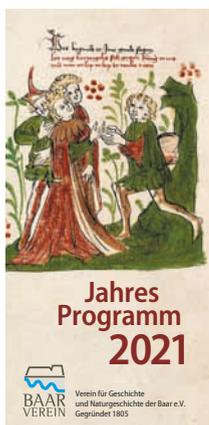
Mitglieder

Mitgliederversammlung 2021 (Protokoll)	240
Kassenberichte für die Rechnungsjahre 2019 und 2020	242
Zu unseren Mitgliedern	244
Nachruf Hildegret Sattler	245
Nachruf Günther Reichelt	246
Nachruf Susanne Huber-Wintermantel	248

Ausblick

Jahresprogramm 2022	250
Hinweise für Autoren	256

Jahresprogramm 2021 – Eine Rückschau im Schatten von Corona



Im Herbst 2020 war ersichtlich, dass auch das kommende Jahr unter dem Schatten von Corona stehen würde. Daher haben wir für fast alle Programmpunkte neben der Präsenzveranstaltung eine digitale Version vorgesehen.

Und tatsächlich war dies für Exkursionen und Vorträge im ersten Halbjahr 2021 nötig. Die Vorträge haben wir in der Regel als Zoom-Meeting durchgeführt, wobei manche dieser Vorträge anschließend auch als Filmdokumentationen auf YouTube veröffentlicht wurden.

Bereits der erste Vortrag von Dr. Thomas Petersen (Thema: „Alle, nicht jeder“) über die Chancen und Grenzen der Demoskopie am 13. Januar wurde als Zoom-Veranstaltung durchgeführt.

Mit Dr. Frieder Dinkelaker ging es am 27. Januar digital in den verschneiten Wald nach Mundelfingen. Dort berichtete er (Thema: „Waldsterben – Waldleben“) über das Waldsterben und welche Maßnahmen der Forst unternimmt, um die Schäden zu begrenzen. Der Film wurde unter YouTube *Baarverein – Waldsterben-Waldleben* veröffentlicht.



Dr. Frieder Dinkelaker im Schnee in Mundelfingen. Foto: Harald Ketterer.

Gerhard **Dangel** referierte in einer Zoom-Veranstaltung am 24. Februar über die weltbekannten Welte-Musikautomaten (Thema: „Vöhrenbach, Freiburg, New York“). Diese Veranstaltung ist bei YouTube unter *Baarverein – Welte Musikautomaten* zu finden.

Die nächste Veranstaltung zum Thema „Neue Untersuchungen zur Frühgeschichte von Villingen“ mit Dr. Andre **Gutmann** konnte am 4. März zusammen mit dem Franziskanermuseum in Villingen über Zoom durchgeführt werden.

Der Vortag „Klimawandel: Effekte und Anpassungsstrategien“ am 24. März mit Sabine **Barden** fiel leider ganz aus.

Nachdem unsere in der Regel jährlich stattfindende Mitgliederversammlung schon 2020 wegen Corona ausgefallen war, haben wir uns 2021 in digitaler Form zur Mitgliederversammlung getroffen. Inzwischen gab es auch rechtliche Regelungen für eine solche Versammlung. Um möglichst wenige Personen zu gefährden, traf sich am 16. April nur der Vorstand im Kreismedienzentrum des Landratsamtes Schwarzwald-Baar-Kreis in VS-Villingen. Viele Mitglieder aber verfolgten die Versammlung am Bildschirm und nahmen an den Abstimmungen teil. Die Mitarbeiter des Landratsamtes stellten uns großzügig die Technik zur Verfügung und halfen uns auch bei den Abstimmungen. So konnten wir Mitgliederentscheide über die Neuwahlen des Vorstands und anstehende Satzungsänderungen durchführen.

Dirk **Stecker** stellte selbst am 28. April einen spannenden Film über den Bergbau in Niedereschach (Ortsteil Schabenhausen) zusammen (Thema: „250 Jahre Bergbau – 25 Jahre Forschung“). Bei YouTube ist dieser unter *Baarverein – Bergbau in Schabenhausen* zu finden.

Martin **Fetscher** und Georg **Baum** trafen sich auf dem Wertstoffhof in Donaueschingen und zeigten die Schwierigkeiten, aber auch die Erfolge beim Sammeln von Wertstoffen hier in der Region. Das Ergebnis ist unter *Baarverein – Kunststoff gehört nicht in den Biomüll* bei YouTube zu finden. Diese Exkursion fand als Ersatz für die im Programm vorgesehene Exkursion am 8. Mai zum Recyclingbetrieb Kaspar in St. Georgen statt (Thema: „Kunststoffe gehören nicht in die Umwelt“).

Die Exkursion mit Oliver **Burry** zu den Vögeln an der Donau am 15. Mai (Thema: „Was singt und fliegt an der Donau?“) und der Vortrag von Jan **Merk** am 16. Juni zu seinem Vorfahren und Revolutionär des Jahres 1848 fiel dagegen leider aus (Thema: „Lehrer in der demokratischen Revolution 1848/49“).

Die Vorzüge der digitalen Kommunikation zeigten sich beim Vortrag von Prof. PhDr. Jan **Županič** von der Karlsuniversität Prag über das Adelsrecht der Fürstenberger (Thema: „Wie kann man adlig werden?“). Ursprünglich war geplant, dass er uns in Donaueschingen besucht. Nachdem dies Corona-bedingt nicht möglich war, wechselten wir auf Zoom. Somit konnte die Veranstaltung doch am 11. Juni stattfinden. Der hochinteressante, wenn auch nicht unbedingt einfache Vortrag ist nun unter YouTube *Baarverein – Das Recht der Adelsverleihung der Fürsten zu Fürstenberg* zu finden.



Hubert Mauz im Hof der Karl-Wacker-Schule. Foto: August Zeller.

Im Juli konnten wir uns zum ersten Mal wieder zu einer Präsenzveranstaltung treffen. Hubert **Mauz** referierte am 7. Juli im Hof der Karl-Wacker-Schule über das Donaueschinger Konvikt (Thema: „Die ›Gescheiten Buben‹ vom Schwarzwald“). Die große Zuhörerzahl von etwa 80 Personen zeigte eindeutig das Bedürfnis der Besucher nach „normalen“ Veranstaltungen und dem Plausch vor und nach dem Vortrag. Für alle, die nicht dabei sein konnten, ist der Vortrag unter *Baarverein – Das Donaueschinger Konvikt* zugänglich.

Die erste Jahreshälfte konnte mit der schönen Jahresexkursion am 8. August nach Oberschwaben abgeschlossen werden. (siehe Bericht extra)

Als kleine Entschädigung für die entgangenen Veranstaltungen bot der Baarverein am 21. August eine Stadtführung durch Werner **Wassmer** an. Sein Sohn Jörg Wassmer hat zum 100. Jahrestag des Löffinger Stadtbrandes von 1921 eine Stellwandaktion initiiert. Diese konnte dabei besichtigt werden.

Auch die nächste Präsenzveranstaltung mit Peter **Graßmann** am 15. September zur Bronzezeit auf der Baar (Thema: „Händler, Krieger, Mooropfer“) war wieder sehr gut besucht.

Die ursprünglich geplante mehrtätige Exkursion nach Wien (Thema: „Umbrüche in die Moderne“), eine historisch-technische Entdeckungsfahrt auf den

Spuren der Habsburger mit den Stationen Innsbruck, Herrenchiemsee, Melk, Steyr und München, wurde dagegen abgesagt und auf das Jahr 2022 verschoben.

Evelyn **Mrohs-Ketterer** referierte in Ihrem Vortrag am 27. Oktober in der Stadtbücherei Donaueschingen über den weitgehend unbekanntes Artusroman Wigalois (Thema: „Von Minne, Recken und Aventure“). Eines der seltenen bebilderten Exemplare befand sich früher in der fürstlichen Bibliothek in Donaueschingen. Nach dem Verkauf war das Buch über lange Jahre verschollen und gelangte nun in den Besitz der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe.

Eine umfassende Übersicht über die Bodenschätze der Baar gab Martin **Fetscher** in seinem Vortrag „Von Karneol bis Katzensgold“ am 10. November. Auch dieser Vortrag wurde unter *Baarverein – Bodenschätze Schwarzwald und Baar* aufgenommen und dokumentiert.

Die Fahrt zur Badischen Landesbibliothek nach Karlsruhe zum Besuch der Donaueschinger Handschriften konnte am 19. November durchgeführt werden (Thema: „Nibelungenlied, Wigalois und noch viel mehr“). Den Teilnehmern wurden sehr ausführlich die Schätze, wie zum Beispiel der Wigalois, gezeigt. Dabei wurde auf die Besonderheiten der Handschriftensammlung hingewiesen.

Die letzte geplante Exkursion im Jahr 2021 zur Außenstelle des Landwirtschaftlichen Technologiezentrums Augustenberg (dem ehemalige Saatsbauamt) in Donaueschingen mit dem Leiter der Außenstelle, Hans-Jürgen **Messmer**, am 4. Dezember (Thema: „Rund um die tolle Knolle“), und schließlich das beliebte „Hereinspaziert beim Baarverein“ am 18. Dezember wurden leider Opfer der vierten Coronawelle.

Trotz der verschiedenen Einschränkungen konnte den Vereinsmitgliedern letztendlich wieder ein abwechslungsreiches und spannendes Programm geboten werden.

Harald Ketterer



Illustration aus der ehemals Donaueschinger Wigalois-Handschrift. Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, Cod. Donaueschingen 71.

Jahresexkursion 2021

Fahrt nach Oberschwaben: Naturschutzgroßprojekt
Pfrunger-Burgweiler Ried und Besuch von Schloss und
Residenzstadt Aulendorf am Sonntag, 8. August 2021

VON HANS KEUSEN

Ursprünglich waren das Ried und das gräfliche Haus Königsegg-Aulendorf die Ziele der Jahresexkursion des Baarvereins für das Jahr 2020, doch musste diese wegen der Corona-Pandemie leider ausfallen. Sie sollte dann im Jahr 2021 am 25. Juli nachgeholt werden, als sich die Pandemiesituation etwas beruhigt hatte. Doch aus Sicherheitsgründen wurde der Termin nochmals nach hinten verschoben, und man entschloss sich zu einer reduzierten ganztägigen Jahresexkursion am 8. August mit Halbierung der Teilnehmer, die alle 3 G (Geimpft, Genesen oder Getestet) vorweisen mussten. Auch der Besuch des gräflichen Hauses Königsegg-Aulendorf musste entfallen, da das gräfliche Schloss im Sommer 2021 gründlich restauriert wurde und damit für Besucher nicht zugänglich war.

Nach einer regenreichen Woche ist der Wettergott gnädig gestimmt: Während der gesamten ganztägigen Exkursion fällt kein Tropfen Regen. Der Bus startet pünktlich um 8 Uhr und auf der am Sonntag wenig befahrenen B 311 geht die Fahrt nach Osten, bis über Mengen und Bad Saulgau gegen 9.30 Uhr Aulendorf erreicht wird. Eigentlich war eine Schlossführung geplant, doch wird an diesem Sonntag eine Kinderspielzeug-Ausstellung im Schloss eröffnet, so dass eine Führung mit mehr als dreißig Teilnehmern zu sehr gestört hätte. Den Exkursionsteilnehmern wird von der Schlossverwaltung erlaubt, sich eine Stunde im Schloss

aufzuhalten und dieses ohne Führung zu erkunden – ohne Eintrittsgebühr! Da das Schloss erst um 10 Uhr öffnet, kann man die Zeit zu einem kurzen Besuch der benachbarten Schloss- und Stadtkirche nutzen.

Nach Öffnung des Schlosses erkunden die Exkursionsteilnehmer in kleinen Gruppen für eine Stunde die Räume des dreigeschossigen Gebäudes, in dem man teilweise noch die alten Möbel und Einrichtungen aus früherer Zeit wie Bilder, Spiegel und Kachelöfen bewundern kann. Die über 800-jährige Geschichte des Schlosses spiegelt sich in der Formen- und Stilvielfalt des heuti-



Innenraum der Schloss- und Stadtkirche
Aulendorf. Alle Fotos: Hans Keusen.



Stammbaum der Familie von Königsegg-Aulendorf.



Porzellangeschirr-Sammlung Chinoiserie.

gen Baukomplexes wider. Die ältesten überlieferten Bauteile der ursprünglichen Burganlage reichen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Den ehemaligen staufischen Besitz erwirbt 1381 die Familie der Grafen von Königsegg-Aulendorf, die 1490 in den Reichsfreiherrnstand erhoben werden. 1629 wird diese Familie, aus der Paula Fürstin zu Fürstenberg stammt, zu Reichsgrafen ernannt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wandelt sich das mittlerweile wehrhafte Schloss des 16. Jahrhunderts zu einer barocken Residenz. Der Abschluss der baulichen Entwicklung von Schloss Aulendorf, das seine Vorbilder in der zeitgenössischen Schlossarchitektur Frankreichs hatte, bildet die Umgestaltung des Hauptgebäudes, dessen stadtseitiger Flügel ausgebaut und mit einer frühklassizistischen Fassade verblendet wird.

Nach der Mediatisierung ziehen sich die Grafen von Königsegg-Aulendorf nach Ungarn und Wien zurück, das Schloss Aulendorf wird nur noch vorübergehend bewohnt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird das Schloss nochmals aufwendig modernisiert, doch 1941 wird es von den Grafen verkauft. Das Schloss verfällt unter wechselnden Besitzern zunehmend und geht 1987 an das Land Baden-Württemberg über. Das Land gründet 1989 eine Auffanggesellschaft zur Rettung des Schlosses und stellt die finanziellen Mittel zur umfangreichen Instandsetzung des Schlosses bereit. Das Landesdenkmalamt arbeitete an der Konzeption der Baumaßnahmen mit, die 1997 abgeschlossen werden.

Heute befinden sich in den älteren Bauteilen des Schlosses die Räume des Rathauses der Stadt Aulendorf. In den jüngeren klassizistischen Flügeln war in zwei Geschossen ein Zweigmuseum des Landesmuseums Württemberg untergebracht, das Ende 2016 aufgegeben wurde. Diese Räume dienen jetzt wechselnden Ausstellungen.



Kachelofen im Schloss.



Schloss mit den Exkursionsteilnehmern.

Um 11 Uhr treffen sich die Exkursionsteilnehmer am Schlosseingang mit Frau ANNEMARIE BLERSCH, der Stadtführerin. Sie schildert, unterstützt von Fotografien und Bildern aus früheren Zeiten, die nähere Umgebung des Schlosses und führt durch den Schlosspark zur Hauptstraße mit ihren teilweise recht alten Häusern, deren frühere Funktionen sie erklärt.

Das etwas verschlafene Städtchen Aulendorf wird nämlich unversehens in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als Eisenbahnlinien durch das Land gebaut werden, zu einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, der als „Drehscheibe der Eisenbahnen Oberschwabens“ bezeichnet wird. Nach dem Zweiten Weltkrieg wandelt sich die Stadt von einer kleinen Industriestadt zu einer Stadt des Kurwesens und des Fremdenverkehrs. Bereits 1925 wurde ein Kneippverein gegründet und 1952 erhielt die Stadt Aulendorf die Auszeichnung „Kneippkurort“.

Der Rundgang endet schließlich in der Unterstadt am Fuße der sehr hohen und trutzigen Ostfassade der Burganlage aus dem 15. Jahrhundert mit ihren beiden gotischen Staffelgiebelbauteilen. Das imposante Bauwerk erhebt sich über dem Schussental und dessen Staffelgiebel sind prägend für die monumentale Wirkung des Schlosses in der Landschaft. Nach einem herzlichen Dankeschön an die Stadtführerin Frau Blersch holt hier auch der Bus die Teilnehmer um 12.30 Uhr ab zur Weiterfahrt nach Wilhelmsdorf, dem Hauptort des Naturschutzzentrums Pfrunger-Burgweiler Ried.

Nach einer halben Stunde Fahrt wird das Naturschutzzentrum Wilhelmsdorf im Pfrunger-Burgweiler Ried erreicht. Bei weiterhin schönem Wetter vertei-

len sich die Exkursionsteilnehmer im Freien auf der Terrasse und im Garten des Zentrums zum Vesper aus dem Rucksack, wofür eine Stunde Zeit veranschlagt ist. Dann wird die Gruppe freundlich und zugewandt begrüßt von Frau SABINE BEHR, einer exzellenten Kennerin des Naturschutzgroßprojekts, durch das sie führen wird. Aber zunächst bittet sie alle Teilnehmer in das Zentrum, in dem eine feste Ausstellung über das Ried installiert ist, und vermittelt an Hand der dort aufgestellten Karten, Poster und Luftaufnahmen ein Grundwissen über das Ried:

Das Pfrunger-Burgweiler Ried ist nach dem Federsee mit 2.600 Hektar das zweitgrößte zusammenhängende Moorgebiet in Südwestdeutschland. Es liegt auf einer durchschnittlichen Höhe von 610 m.ü.NN in den Landkreisen Ravensburg und Sigmaringen und wird umgeben von tertiären Molassebergen, die in der Rinkenburg (718 m) und dem Höchsten (837 m) ihre bedeutendsten Erhebungen erreichen. Zu seiner Entstehung kann gesagt werden, dass das heutige Moor-gebiet der Rest eines nacheiszeitlichen Sees ist, der sich nach dem Abschmelzen des Rheingletschers allmählich mit Sedimenten und mineralischen Einlagerungen verfüllte und damit teilweise verlandete. So entstanden Flachmoore und über diesen an manchen Stellen Hochmoore.

Von der ehemals fast 3.000 Hektar (ha) großen Moorfläche sind seit ihrer Entstehung nur geringe Flächen erhalten geblieben: Fast 2.000 ha wurden in Grünland verwandelt, weitere 400 ha mit Birken und Schwarzerlen bestockt. Durch Torfstich entstanden 120 ha Wasserfläche, und so sind vor allem Nieder- und Zwischenmoorbereiche bis auf wenige Reste verschwunden, während die Hochmoore weitgehend erhalten geblieben sind und eine Fläche von fast 150 ha ausmachen.

Das Naturschutzgebiet Pfrunger-Burgweiler Ried besteht seit 1980 und hat eine Gesamtausdehnung von 780 ha. Es wird intensiv wissenschaftlich betreut und gleichzeitig erlebnispädagogisch genutzt und ist Besuchern auf mehreren Lehrpfaden zugänglich.

Nach dieser Einführung geht es mit dem Bus in Richtung Bannwaldturm, der das Ziel des Besuchs im Naturschutzgebiet ist. Auf der Fahrt erläutert Frau Behr die verschiedenen Landschaftsformen, die passiert werden, bis nach einer

knappen halben Stunde der Parkplatz erreicht wird, auf dem der Bus zurückbleibt. Von hier aus werden die etwa zwei Kilometer bis zum Turm zu Fuß in einer halben Stunde zurückgelegt, und auf der gemächlichen Wanderung macht Frau Behr immer wieder auf besondere Pflanzen, Sträucher und Bäume aufmerksam, die es nur in diesem Hochmoorgebiet gibt.

Schließlich versammelt sich die Reisegruppe am Fuße des Bannwald-



Fachinformationen zum Ried.



Der Bannwaldturm.

turms, wo die Biologin eine kleine Ansprache über die Ziele des Naturschutzgroßprojektes hält.

Das wichtigste Ziel dieses Projektes ist es, das noch vorhandene Moor zu erhalten und zu regenerieren. Der mikrobakterielle Abbau freiliegender Torfschichten und damit die Freisetzung von Kohlendioxid soll gestoppt werden. Durch die frühere Trockenlegung durch Entwässerung für den Torfabbau gelangt Sauerstoff in die Torfschichten, die schrumpfen, und Stickstoff und Kohlenstoff entweichen in Form von klimarelevanten Gasen wie Kohlendioxid und Lachgas. Darum ist die Erhaltung des Moores auch ein wichtiger Beitrag zum Klimaschutz, denn eben dieses Moor hält die für das

Klima schädlichen Gase fest, wenn es nicht entwässert wird. Für seltene Tier- und Pflanzenarten sollen wieder Lebensräume geschaffen werden.

Das Projekt bietet die einmalige Gelegenheit, das Moor nicht nur zu erhalten, sondern es auch zu vergrößern und wachsen zu lassen und damit solchen Tier- und Pflanzenarten den Lebensraum wieder zurückzugeben, die in der stark genutzten Kulturlandschaft sonst keine Zukunft haben.

Die allerwichtigste Maßnahme zur Renaturierung des Moores ist die Wiedervernässung. Diese kann auf zwei Arten erreicht werden: Für den früheren Torfabbau, der 1996 aufgegeben wurde, sind Entwässerungsdrainagen ins Moor eingebracht worden, die noch bestehen. Diese Kanäle müssen unterbrochen werden durch den Einbau von wasserstauenden Querbalken. Aus Holzstämmen werden mit Hilfe von Baggern und Hubschraubern Barrieren in den Kanälen errichtet, die das Abfließen des Wassers verhindern.

Eine andere Möglichkeit ist es, die Drainagegräben auszubaggern und in die Gräben dann Spundwände aus Recycling-Kunststoff bis in den Mooruntergrund einzubringen, die anders als Holz inert sind und nicht faulen können und so das Wasser aufhalten, so dass es zurück in die Flächen fließen kann.

Nach den Erläuterungen geht es hinauf auf den immerhin 45 m hohen Bannwaldturm, wobei es jedem freigestellt ist, den Turm zu besteigen. Die meisten Teilnehmer wagen den Aufstieg, eine kleine Gruppe vor allem älterer Exkursionsteilnehmer bleibt am Boden und verteilt sich zum etwa einstündigen Spaziergang in der Umgebung des Turms.

Von der obersten Plattform des Turmes eröffnet sich bei immer noch strahlendem Wetter, aber auch manchmal heftigen Windböen ein fantastischer Rund-



Panoramablick vom Bannwaldturm.



Abendessen im Gasthaus „Lochmühle“.

blick. Frau Behr erklärt die verschiedenen Landschaftsformen und ihre Besonderheiten, und man kann nun aus der Vogelperspektive die oben geschilderten Renaturierungsmaßnahmen und ihre Folgen betrachten.

Zur Vogelperspektive: Die sehr nassen Moorteile wie die Regen- und Zwischenmoore gelten als kaum nutzbar und deshalb auch nicht pflegebedürftig. Sie wurden nach der Wiedervernässung sich selbst überlassen. So entstand auf einer Fläche von etwa 400 ha der größte Bannwald in Baden-Württemberg, in dessen nördlichem Teil der nach ihm benannte Turm steht. Von der durch die Vernässung entstandenen Unzugänglichkeit und Beruhigung der Regen- und Zwischenmoore profitieren bereits mehrere Vogelarten wie Kiebitze, Bekassine, Schwarzkehlchen, Neuntöter und Braunkehlchen, die wieder Brutvögel im Gebiet sind und ihre Populationsgröße deutlich steigerten. Auch der seltene Schwarzstorch hat sich mittlerweile im Projektgebiet wieder dauerhaft angesiedelt.

Aber auch der schönste Rundblick muss einmal enden und nach dem Abstieg vom Turm vereinigen sich die Teilnehmer wieder zu einer Wandergruppe, die zum Bus zurückspaziert. Dieser bringt alle zurück nach Wilhelmsdorf, wo Frau Behr nach einem herzlichen Dankeschön für die tolle Führung den Bus verlässt. Nach einer etwa eineinhalbstündigen Rückfahrt in Richtung Donaueschingen über Engen erreicht der Bus Eigeltingen, wo im Gasthaus „Lochmühle“ das gemeinsame Abendessen vorbestellt ist.

In entspannter Atmosphäre wird beim Essen über das heute Gehörte und Gesehene geplaudert. Nach der letzten Etappe erreichen die Exkursionsteilnehmer um etwa 20 Uhr Donaueschingen. Die Jahresexkursion endet mit einem herzlichen Dank an den Busfahrer Werner Henkel. Am Schluss hat Gerrit Müller noch zwei Bücherkisten bereitgestellt, in denen Bücher aus dem Besitz des im Frühjahr verstorbenen Professors Günther Reichelt lagern, die an die Exkursionsteilnehmer verschenkt werden. So endet diese Exkursion harmonisch mit einem Geschenk.

Planung und Organisation der Jahresexkursion:
Hans Keusen und Harald Ketterer

Johann Wenzel Kalliwoda – Hofkapellmeister und freier Komponist

Der Tagungsband ist erschienen

Der dritte Band der vom Baarverein herausgegebenen Reihe „Beiträge zur Region Schwarzwald – Baar – Heuberg“ ist Johann Wenzel Kalliwoda (1801–1866) gewidmet. Er stammte aus Prag und war fast 45 Jahre lang Kapellmeister am Fürstenbergischen Hof in Donaueschingen. Das musikalische Talent des Böhmen hatte man früh erkannt, schon mit zehn Jahren besuchte Kalliwoda das Prager Konservatorium, wo er zum Soloviolinisten ausgebildet wurde. Beim Abschluss seines fünfjährigen Studiums hob man neben seinen musikantischen aber auch schon seine kompositorischen Fähigkeiten hervor. Eine Konzertreise durch Österreich und Süddeutschland führte Kalliwoda 1822 unter anderem nach Donaueschingen, wo Fürst Karl Egon II. zu Fürstenberg die Gelegenheit ergriff, den erst 21-Jährigen mit der durch den unerfreulichen Weggang von Conradin Kreutzer freigewordenen Stelle des Hofkapellmeisters zu betrauen. In diesem Amt oblag Kalliwoda nicht nur die Leitung der Hofkapelle und der Hofoper, sondern auch der Musikunterricht der Kinder des Fürsten und die Kirchenmusik in der Donaueschinger Stadtpfarrkirche. Erwartet wurde darüber hinaus die Fertigung eigener Kompositionen. Dieser Aufgabe entledigte sich Kalliwoda mit Bravour, seine Kompositionen zählten zeitweise zu den meistverkauften Deutschlands. Trotz anderer Angebote blieb er zeit seines Lebens Donaueschingen treu.

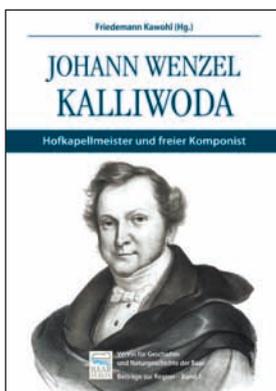
Aus Anlass des 150. Todestags des Komponisten veranstaltete der Baarverein 2016 ein zweitägiges Kolloquium. Dessen Beiträge sind in dem neuen, von Rolf Baiker sorgfältig lektorierten und ansprechend gestalteten Band fast vollständig versammelt. Einleitend schildert der Präsident der Gesellschaft der Musikfreunde und F.F. Archivar, ANDREAS WILTS, in einem breiten Panorama das kulturelle Leben Donaueschingens als Residenzstadt des Hauses Fürstenberg und damit Kalliwodas unmittelbare Lebensumwelt. Schon die herrlichen und im Druck hervorragend wiedergegebenen Abbildungen lohnen die Lektüre des Beitrags, der bereits jetzt zur Standardliteratur der Donaueschinger Stadtgeschichte gezählt werden darf. LÁSZLÓ STRAUß-NÉMETH, durch eine große Monographie über Kalliwoda ausgewiesen, widmet sich der bislang weniger beachteten Kirchenmusik Kalliwodas und ihrer Aufführungspraxis. Die zunächst erschreckend erscheinende Forderung des Anstellungsvertrags – *„Kirchenmusik wird alle Sonn- und Feiertage aufgeführt, wobei das sämtliche Gesang- und Orchester-Personale zu erscheinen hat“* – vermag Strauß-Németh anhand der historischen Fakten zu relativieren. Die eigenen Kompositionen des tiefgläubigen Kalliwoda reichen von der festlichen, bis heute aufgeführten A-Dur-Messe bis hin zu deutlich einfacheren Werken, die sich den Fähigkeiten des fürstlichen Orchesters und der zur Verfügung stehenden Sänger(innen) anpassen mussten. Zwei andere

Gattungen von Kalliwodas Kompositionen und Musikaufführungen untersuchen FELIX LOY und DOMINIK SACKMANN. Loys Beitrag behandelt mit der „Harmoniemusik“ – Musik für kleinere Holz- und Blechbläserensembles – einen zentralen Teil der höfischen Musik. Die Harmoniemusik – zu Kalliwodas Zeiten von dem begabten Flötisten Johann Baptist Rinsler geleitet – stellte die Musik bei festlichen Tafeln und Tanzveranstaltungen, gab aber auch eigene Konzerte. Sie ging in den 1860er Jahren in der Feuerwehrmusik auf (der späteren Stadtkapelle) und steht damit am Anfang der Donaueschinger Bläserorchester. Sackmann analysiert tiefgehend die schwierig zu fassende Gattung des Concertino, unter der Kalliwoda ein dreisätziges Stück für ein Soloinstrument mit Begleitorchester verstanden zu haben scheint.

Methodisch innovative Zugänge zu Kalliwodas Werk wählen BERT HAGELS, AXEL BEER und FRIEDEMANN KAWOHL. Hagels kann anhand der Berichterstattung in der Leipziger Presse die Musikerkarriere Kalliwodas eindrucksvoll nachzeichnen. Nach großen Erfolgen in den 1820er und 1830er Jahren, in denen Kalliwoda seine Kompositionen als Soloviolinist häufig selbst dem Leipziger Publikum präsentierte, empfand man seine Kompositionskunst schon in den 1840er Jahren als überlebt. Beer erschließt die gleiche Tendenz in seiner Untersuchung von Kalliwodas ökonomischem Erfolg auf dem Musiknotenmarkt – vom wiederholten Nachdruck der Kompositionen bis zum Einschmelzen der Druckplatten wegen fehlender Verkäufe. Kawohl schließlich geht anhand der Berufsbezeichnungen der spannenden Frage nach, als was man Kalliwoda eigentlich verstand und wie er sich selbst sah – als „Hofkapellmeister“, als „Tonsetzer“, als „Komponist“ oder gar, in romantischer Überhöhung, als „Tondichter“?

In seiner Gesamtheit bietet der Band ein eindrucksvolles Bild der außergewöhnlichen Musikblüte in der Donaueschinger Residenz und ihrer engen Verbindung zur Musikwelt Deutschlands und der Donaumonarchie. Fehlt nur die Unterfütterung der Texte mit Kalliwodas Musik, doch ist im Internet eine beachtliche Auswahl moderner Einspielungen glücklicherweise leicht abrufbar.

Jörg Martin



FRIEDEMANN KAWOHL (Hg.):

**Johann Wenzel Kalliwoda –
Hofkapellmeister und freier Komponist.**

Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg
(Band 3), 160 Seiten, 18 Euro. Donaueschingen 2021.

Die Reihe *Beiträge zur Region* wird vom
Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
herausgegeben.

Das Buch kann über die Geschäftsstelle
des Baarvereins (info@baarverein.de)
oder über den Buchhandel bestellt werden.

Protokoll der Mitgliederversammlung 2021

Freitag, 16. April 2021 um 19 Uhr. Die Versammlung wird online durchgeführt, übertragen aus dem Kreismedienzentrum des Landratsamtes Schwarzwald-Baar-Kreis (KMZ) VS-Villingen. Dort sind vom Vorstand anwesend: Dr. Friedemann Kawohl, Irma Götz, Harald Ketterer und Michael Tocha, ferner die Herren Kuhnt und Springsklee vom KMZ (für die Technik).

Der Jahresbericht des Vorsitzenden, der Finanzbericht der Rechnerin sowie die Kassenprüfungsberichte für 2019 und 2020 sind mit der Einladung allen Mitgliedern zugegangen.

■ TOP 1: Begrüßung und Feststellung der Beschlussfähigkeit

Der Vorsitzende der Abteilung Geschichte, Dr. Friedemann Kawohl, begrüßt die Vereinsmitglieder an den Endgeräten. Die Versammlung wurde ordnungsgemäß eingeladen und ist damit beschlussfähig. Eine Online-Versammlung ist rechtlich derzeit zulässig.

■ TOP 2: Beschluss der Tagesordnung

Die Anwesenden stimmen der Tagesordnung ohne Gegenstimmen zu.

■ TOP 3: Jahresbericht des Vorsitzenden (2019 und 2020)

Der Vorsitzende Geschichte, Dr. Friedemann Kawohl, berichtet: Im Jahr 2019 fanden 10 Sitzungen des Vorstands statt, im Jahr 2020 waren es 8 Sitzungen sowie eine gemeinsamen Sitzung mit den Beiräten (2019). Die Mitgliederzahl ist stabil (475 Mitglieder Ende 2020).

Er informiert über folgende Veränderungen im Verein: Der Vorsitzende Naturgeschichte, Thomas **Kring**, gab sein Amt kürzlich aus beruflichen Gründen ab. Die Geschäftsführerin Dr. Hannah **Jaag** trat im Jahr 2020 zurück; sie hatte eine grundlegende Neuorganisation der Geschäftsstelle erreicht. Die Vorstandsmitglieder Egon **Dehner**, der sehr lange dem Vorstand angehört und die Jahresexkursionen organisiert hat, und Jana **Miller** stellen sich nicht mehr zur Wahl. Der Vorsitzende Geschichte dankt allen für ihre engagierte Arbeit im Baarverein.

Ihre Ämter beenden Arno **Bruckmann** als Kassenprüfer sowie Eberhard **Kern**, der die Webseite 18 Jahre lang betreut hat. Der Vorsitzende dankt ihnen für ihre Arbeit im Verein. Er dankt Gisela **von Briel** für die fachkundige Betreuung der Vereinsbibliothek. Gerard **Echle** ist kurzfristig für die Kassenprüfung für 2020 eingesprungen. Im Laufe des Jahres 2022 wird eine veränderte Webseite erscheinen.

Harald **Ketterer** berichtet über die Änderungen bei den Veranstaltungen wegen der Corona-Pandemie (ab März 2020). Die meisten Veranstaltungen konnten im Jahr 2020 nicht stattfinden. Es wurden stattdessen elektronische Medien eingesetzt: Vorträge wurden zumeist als Online-Veranstaltungen gehalten (YouTube).

■ TOP 4: Kassenberichte

Irma **Götz** trägt den Kassenbericht für 2019 und 2020 vor (siehe Anhang). Es sind 2020 insgesamt geringere Ausgaben (wegen Corona), aber höhere Kosten bei den Publikationen des Vereins (Schriften und Tagungsband Reformation) entstanden.

■ TOP 5: Bericht der Kassenprüfung

Die Kassenprüfungsberichte für 2019 und 2020 sind den Mitgliedern mit der Einladung zugegangen. Keine Beanstandungen.

■ TOP 6: Entlastung des Vorstands

Die Versammlung beschließt die Entlastung ohne Gegenstimmen (bei Stimmenthaltung von Vorstandsmitgliedern).

■ TOP 7: Neuwahlen der Vorsitzenden und des Vorstands

Friedemann Kawohl stellt die Kandidaten vor. Die Wahl leitet Herr Kuhnt (KMZ). Erneut zur Wahl stellen sich: Dr. Friedemann **Kawohl** (Vorsitzender Geschichte), Irma **Götz** (Rechnerin), Michael **Tocha** (Schriftleiter) und Rolf **Baiker**, Harald **Ketterer** und Dr. Hans **Keusen** als weitere Vorstandsmitglieder. Neu zur Wahl stellen sich: Evelyn **Mrohs-Ketterer** als Geschäftsführerin sowie Bernhard **Kaiser** und Peter **Graßmann** als weitere Vorstandsmitglieder. Für das Amt des Vorsitzenden Naturgeschichte gibt es keinen Kandidaten. Die Wahl erfolgt einzeln. Alle Kandidaten sind gewählt (142 abgegebene Stimmen). Die Wahlergebnisse können bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Die TOP 8 bis 11 betreffen Satzungsänderungen:

■ TOP 8: Ehrenamtszuschale

Das Einkommensteuergesetz (EStG) erlaubt die Zahlung einer Ehrenamtszuschale (ab 2021: 840 Euro). Die Empfänger können diese dem Verein spenden und dabei Steuern sparen. Es wird folgende Satzungsergänzung beschlossen:

„Es ist zulässig, für die satzungsmäßigen ehrenamtlichen Tätigkeiten gemäß § 3 Nr. 26 EStG eine angemessene pauschale Vergütung zu zahlen.“ (133 Stimmen, davon 8 nein und 10 Enthaltungen).

■ TOP 9: Geschlechterneutrale Formulierungen

Es wird beschlossen, weibliche Formen in die Satzung einzufügen (93/18/26).

■ TOP 10: Einladung zur Mitgliederversammlung auch per E-Mail

Es wird beschlossen, den Zusatz *„oder per E-Mail“* in die Satzung einzufügen.

■ TOP 11: Virtuelle Mitgliederversammlung

Folgende Satzungsänderung wird beschlossen:

„Die Mitgliederversammlung kann als Präsenzversammlung oder als virtuelle Mitgliederversammlung oder als Kombination aus beiden abgehalten werden.“

Im Anschluss an den formellen Teil berichtet Schriftleiter Michael Tocha von den Planungen zum Festakt aus Anlass des 150-jährigen Bestehens der „Schriften der Baar“ im März 2020 [Veranstaltung ist ausgefallen] und stellt den neuen Band 64 (2021) vor.

Für das Protokoll: Michael Tocha

Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2019

(Anlage zum Protokoll der Online-Mitgliederversammlung 2021)

Entwicklung des Kassenbestands [Euro]

Bankkonto (Giro- und Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 01.01.2019	30.355
Überschuss 2019 (Einnahme-Überschuss-Rechnung)	3.558
Kassenbestand am 31.12.2019	33.913

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2019

Einnahmen

1. Mitgliedsbeiträge	11.015
2. Spenden und Zuschüsse	6.442
3. Erlöse <i>Schriften der Baar</i>	991
4. Einnahmen Exkursionen	25.085
5. Sonstige Einnahmen	432
Summe Einnahmen	43.965

Ausgaben

1. Aufwendungen <i>Schriften der Baar</i>	10.276
2. Aufwendungen sonstige Literatur	915
3. Aufwendungen Exkursionen	21.463
4. Vortragshonorare und Spesen	1.626
5. Raumkosten	2.778
6. Bürokosten Geschäftsstelle	2.378
7. Beiträge, Versicherungen	510
8. Sonstige Aufwendungen	461
Summe Ausgaben	40.407

Überschuss 2019 3.558

Für die im Berichtsjahr 2019 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Rolf Baiker, Irma Götz, Wolfgang Hilpert, Prof. Dr. Dietrich Röther, Hildegret Sattler (†), Georg Sonntag, Dr. J. und E. Willhalm, Norbert Zysk und Teilnehmer der Exkursion „Adel im Wandel“.

Regierungspräsidium Freiburg, Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis, Fürstenberg Brauerei, Stiftung Naturschutzfonds.

Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2020

(Anlage zum Protokoll der Online-Mitgliederversammlung 2021)

Entwicklung des Kassenbestands	[Euro]
Bankkonto (Giro- und Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 01.01.2020	33.913
Überschuss 2020 (Einnahme-Überschuss-Rechnung)	1.184
Kassenbestand am 31.12.2020	35.097
 Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2020 (in Euro)	
Einnahmen	
1. Mitgliedsbeiträge	12.970
2. Spenden und Zuschüsse	9.700
3. Erlöse <i>Schriften der Baar</i> und Sonderband <i>Reformation</i>	1.368
4. Erlöse Veranstaltungen	535
5. Sonstige Einnahmen	0
Summe Einnahmen	24.573
Ausgaben	
1. Aufwendungen <i>Schriften der Baar</i>	10.215
2. Aufwendungen Sonderband und sonstige Literatur	5.021
3. Aufwendungen Festakt	718
4. Honorare und Spesen	325
5. Raumkosten	2.372
6. Bürokosten Geschäftsstelle	3.318
7. Beiträge, Versicherungen	510
8. Sonstige Aufwendungen	97
9. Anschaffungskosten (Computer und Software)	813
Summe Ausgaben	23.389
Überschuss 2020	1.184

Für die im Berichtsjahr 2020 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Rolf Baiker, Albert Bohner, Prof. Dr. Helmut Gehring, Irma Götz, Wolfgang Hilpert, Margarete Jud, Dieter Maier, Dietrich Reimer, Ute Rittel, Prof. Dr. Dietrich Röther, Vermächtnis Hartmut Siebert, Norbert Zysk.

Regierungspräsidium Freiburg, Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis, Sparkasse Schwarzwald-Baar, Firma Karl Storz (Tuttlingen).

Zu unseren Mitgliedern

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2021): 475

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2022): 473

davon 35 korporative Mitglieder

Wir trauern um unsere im Jahr 2021 verstorbenen Mitglieder:

Werner Hohloch	Donaueschingen (2020)
Susanne Huber-Wintermantel	Hüfingen
Otto Maier	Donaueschingen
Prof. Dr. Günther Reichelt	Donaueschingen
Hildegret Sattler	Titisee-Neustadt
Jürgen Schafbuch.	Hüfingen
Isolde Schneider.	Villingen-Schwenningen

Wir begrüßen folgende Mitglieder, die im Jahr 2021
neu in den Baarverein eingetreten sind:

Dr. Christine Blessing	Donaueschingen
Jürgen Decker	Bischofsmais
Christian Haas	Donaueschingen
Heide Hiestand	Donaueschingen
Werner Hiestand	Donaueschingen
Ronny Kreidemeier	Villingen-Schwenningen
Jörg Martin	Donaueschingen
Lydia Pluhar	Staufen
Franz Ritter	Donaueschingen
Günther Weidner	Waiblingen

Im Jahr 2021 sind sechs Mitglieder ausgetreten.



Hildegret Sattler

* 28. August 1923 † 11. April 2021

Über viele Jahrzehnte war sie geradezu eine Institution: Hildegret Sattler, die ehemalige Leiterin der einst reichbestückten FF-Bibliothek in Donaueschingen.

Hildegret Sattler war verantwortlich für die Bücherschätze, die in seltener Vollständigkeit das regionalgeschichtliche Erbe der Baar repräsentierten. Sie war dort die Anlaufstelle für ein wissenschaftlich interessiertes Publikum und bot manchem Forscher in ihren Diensträumen ein ungestörtes Arbeitsambiente.

Zugleich war sie gleichsam Clearingstelle für Bücherwünsche, die über die eigenen Bestände hinausgingen, denn sie organisierte auch den örtlichen Leihverkehr mit den Universitätsbibliotheken des deutschen Südwestens. „Fräulein Sattler“, wie sie nach älterem Brauch noch häufig – aber durchaus mit Respekt – genannt wurde und was sie selbst auch nicht als abwertend empfand, war immer zur Stelle, stand immer zur Verfügung, wenn ihre Dienste verlangt waren. Absolute Verlässlichkeit und Korrektheit zeichneten sie aus und passten gut mit der ihr eigenen, etwas trockenen Schwarzwälder Direktheit zusammen.

Hildegret Sattler liebte nicht das große Wort, sie war im Gespräch sachbezogen, bündig und knapp, aber man verspürte im persönlichen Gespräch immer auch eine ausgesprochene Herzlichkeit bei ihr.

Ganz besonderen Dank für ihr Wirken und ihren Einsatz schuldet ihr der „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“, dem sie über mehr als ein halbes Jahrhundert als Schriftführerin und „dienstbarer Geist“ zur Verfügung stand. Sie hatte immer ein offenes Ohr für Vereinsangelegenheiten, fand immer Zeit, und häufig genug stellte sie auch ihre Amtsräume für Sitzungen und Besprechungen zur Verfügung. Sie war in der Vereinsgeschichte wohl die letzte Person, die Hauptberuf und Vereinsamt in einer engen Personalunion ausübte. Ohne ihren persönlichen Einsatz war kaum eine Jahresexkursion und kaum eine Vorstandssitzung denkbar. Zu Recht wurde ihr daher für ihren selbstlosen Dienst und für ihre Verdienste die Ehrenmitgliedschaft des Baarvereins verliehen.

Nun ist Frau Sattler in ihrer alten Heimat, in Titisee-Neustadt, wohin sie nach dem Tod ihrer Schwester ganz in die Nähe ihres letzten Bruders gezogen war, nach kurzer Krankheit gestorben. Der Baarverein nimmt mit großer Dankbarkeit Abschied von ihr.

Wolfgang Hilpert
Vorsitzender der Abteilung Geschichte
von 1979 bis 1999



Prof. Dr. Günther Reichelt

* 26. Oktober 1926

† 1. Mai 2021

Nachdem ich im Jahr 2009 den Vorsitz der Abteilung Geschichte übernommen hatte, besuchte ich mehrere frühere Vorsitzende, die sich aus verschiedenen Gründen aus der Vereinsarbeit zurückgezogen hatten. Günther Reichelt öffnete mir vergnügt die Tür, und bald kamen wir auf den Frosch zu sprechen, der in einem Terrarium in der Ecke seines Wohnzimmers saß und hüpfte. Den habe er vor Monaten in einem Salat aus dem Supermarkt gefunden, und seitdem lebe er bei ihm.

An Goethe musste ich damals denken, dessen naturkundliches Interesse sich auch an jedem, ihm zufällig vor das Auge kommenden Naturwunder entzünden konnte. Und wie der Weimarer Universalgelehrte war auch Reichelt ein Forscher, der lieber beobachtete als seziierte und dessen geistige Interessen weit über die professionell betriebenen naturkundlichen Fächer hinausgingen.

Geboren im niedersächsischen Schladen, kam er nach dem Biologie-, Chemie- und Geographiestudium im Jahr 1951 nach Donaueschingen an das „Staatliche Forschungsinstitut für Höhenlandwirtschaft“. Damit war er fachlich ganz nah an den Gründern unseres Vereins, die regionale Naturkunde immer auch betrieben, um der heimischen Landwirtschaft und Industrie zu nutzen. Seit 1954 wirkte er als Lehrer in Donaueschingen und Villingen und von 1964 bis 1988 war er Professor des Studienseminars in Rottweil.

Während er schon als Studienrat arbeitete, verfasste er eine Dissertation, die in Freiburg angenommen wurde. Viele Jahre noch trat er mit teils unkonventionellen Methoden, etwa zur Messung von Auswirkungen des damals diskutierten „Waldsterbens“ oder zu Schäden im Umkreis von Atomkraftwerken, an die wissenschaftliche Öffentlichkeit. Als überregional aktiver Naturschützer war er von 1984 bis 1991 Vorsitzender des Landesnaturschutzverbandes Baden-Württemberg.

Zwischen 1964 und 1978 war er unserem Verein als Vorsitzender verbunden. Seine Initiativen, etwa zur Veröffentlichung gedruckter Jahresprogramme und zur Modernisierung der Vereinssatzung, prägen unsere Arbeit bis heute.

Mehr als 20 seiner naturkundlichen Beiträge erschienen zwischen 1966 und 2008 in den *Schriften der Baar*. Und er war viele Jahre lang der Motor, der die neuen Schriftenbände auf den Weg brachte. SUSANNE HUBER-WINTERMANTEL erinnerte in ihrer Rede zur Verleihung der Ehrenmitgliedschaft im Jahr 2005 an den „*flammenden und auch zornigen Appell an die Vorstandschaft*“, mit dem er bei einer Mitgliederversammlung „*das Erscheinen der fälligen Schriftenbände anmahnte*“.

Für den Jubiläumsband „100 Jahre Schriften der Baar“ im Jahr 1970 beschäftigte er sich erstmals gründlich mit der Geschichte unseres Vereins. Und 35 Jahre später vertiefte er diese Forschungen und lieferte im Jahr 2005 wesentliche historische Beiträge zum 200-jährigen Jubiläum der Vereinsgründung, darunter auch eine Geschichte des Baarvereins im „Dritten Reich“. Solche Arbeiten über die Grenzen seiner Fächer hinaus belegen eine universelle Gelehrsamkeit.

Wir verlieren mit Günther Reichelt einen originellen Wissenschaftler und einen Vereinsfreund, der hohe Ansprüche an sich und andere stellte und so unserem Verein wichtige Impulse geben konnte.

Friedemann Kawohl



Prof. Dr. Günther Reichelt bei der Buchvorstellung „Unterhölzer – Liebeserklärung an einen alten Wald“ von Wolf Hockenjos am 25. Oktober 2018. Foto: Thomas Kring.



Susanne Huber-Wintermantel

* 13. April 1955

† 15. April 2021

Geboren in Donaueschingen und dort auch aufgewachsen, war Susanne Huber schon in ihrer Schulzeit als regelmäßige Besucherin fasziniert von der F.F. Hofbibliothek, seinerzeit geleitet von der im vergangenen Jahr nur wenige Tage vor ihr verstorbenen Hildegret Sattler. In ihrer Freiburger Abschlussarbeit im Magisterstudium Germanistik, Geschichte und Volkskunde behandelte sie „*Die Zimmerische Chronik als Quelle der Situation der Frau im 16. Jahrhundert*“. Ihr besonderes Interesse an den bis 1993 in der F.F. Hofbibliothek verwahrten Handschriften und am historischen Umfeld dieses Werkes begründete auch ihre Nähe zu unserem Verein.

Nach einjähriger Tätigkeit als Journalistin in Donaueschingen zog sie nach der Eheschließung mit Bernhard Wintermantel 1983 nach Hüfingen; größere berufliche Ambitionen stellte sie hinter den Ansprüchen einer bis 1991 auf fünf Köpfe anwachsenden Familie zurück. Für die Stadt Bräunlingen konzipierte sie ab 1982 ein neues Heimatmuseum im Kelnhof, das ihr seit seiner Eröffnung 1988 als Kuratorin anvertraut wurde. Bei den Sonder-Ausstellungen unter ihrer Ägide wie auch bei Standard-Führungen fesselte sie das Publikum. Ihre intensiven Studien im Stadtarchiv mündeten in wissenschaftlichen Veröffentlichungen, zuletzt im Rahmen der von ihr geleiteten Herausgabe der zwischen 2005 und 2018 veröffentlichten ersten acht Bände der „Schriftenreihe der Stadt Bräunlingen“.

Seit 1991 gehörte sie zum erweiterten Vorstand des Baarvereins, als dieser im Herbst 2000 von der Auflösung der F.F. Bibliothek schwer erschüttert wurde: Die bislang nicht voneinander getrennten Schriftenbestände des Fürstenhauses und des Vereins waren quasi „über Nacht“ weitestgehend ausgeräumt worden. Die bisherige Geschäftsstelle und mit ihr die nach alter Tradition geschäftsführende Bibliothekarin standen dem Verein nicht mehr zur Verfügung. Als Ersatz für den zurückgetretenen bisherigen Vorsitzenden der Abteilung Geschichte suchte das Amtsgericht einen Notvorstand und fand ihn in der Person von Susanne Huber-Wintermantel, die dann zur großen Erleichterung des Vereins bei den regulären Neuwahlen im Frühjahr 2001 bereit war, zusammen mit Wolfgang Martin (und 2002 bis 2005 mit mir als seinem Nachfolger) als Co-Vorsitzendem und Günther Reichelt als erfahrenem ehemaligen Vorsitzenden dem Verein aus der Krise zu helfen.

Im Bibliotheksgebäude zurückgeblieben war die vollständige Sammlung der knapp 30.000 Zeitschriftenbände der geschichtlich oder naturgeschichtlich ausgerichteten Partnervereine, mit denen der Baarverein Schriftentausch gepflegt

hatte und daher als Besitzer feststand. Die anstrengende Suche nach einer endgültigen Bleibe für Geschäftsstelle und diesen Fundus fand unter maßgeblichem Einsatz von Susanne Huber-Wintermantel im Jahr 2008 ihr Ende, als die von der Stadt Donaueschingen zur Verfügung gestellten Vereinsräume in der Schulstraße 6 bezogen werden konnten. Die Emanzipation des Vereins vom bis zur Jahrtausendwende hinter ihm stehenden Fürstenhaus war nun auch äußerlich abgeschlossen.

Intern war der Wandel länger schon vollzogen. Durch gute Medien- und Internet-Präsenz, ein attraktives Veranstaltungsprogramm und – in Aufmachung und Inhalt – gelungene Jahressbände der „Schriften der Baar“ gewann der Verein mit seinem nun unmissverständlich „bürgerlichen“ Profil zahlreiche neue Mitglieder. Von herausragender Bedeutung für die Selbst- und Außenwahrnehmung des Vereins waren die im Jahr 2005 durchgeführten Feierlichkeiten anlässlich des 200-jährigen Vereinsjubiläums. Susanne Huber-Wintermantels Einsatz im kulturell/historisch/kunstgeschichtlichen Bereich (sei es durch Verfassung von Beiträgen für die Schriftenreihe, Leitung von Exkursionen, Führung durch Museen und Ausstellungen, Einsätzen bei Presseterminen und Teilnahme/Moderation von Tagungen oder Symposien) war mit entscheidend für den Erfolg.

Bei den Vorstandswahlen 2009 kandidierte Susanne Huber-Wintermantel nicht mehr. Sie widmete sich mit einem treuen Team ehrenamtlich tätiger Vereinsmitglieder der Katalogisierung der Vereinsbibliothek (*Schriften der Baar* 2010, „Das Bibliotheksprojekt des Baarvereins“) und konnte diese Mammutaufgabe bis zum Jahr 2013 weitgehend abschließen. In Anerkennung der besonderen Leistung wurde sie am 6. September 2013 von der Landesministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst mit der Medaille für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg ausgezeichnet. Ein aus diesem Anlass entstandenes Video kann bis heute bei YouTube aufgerufen werden.

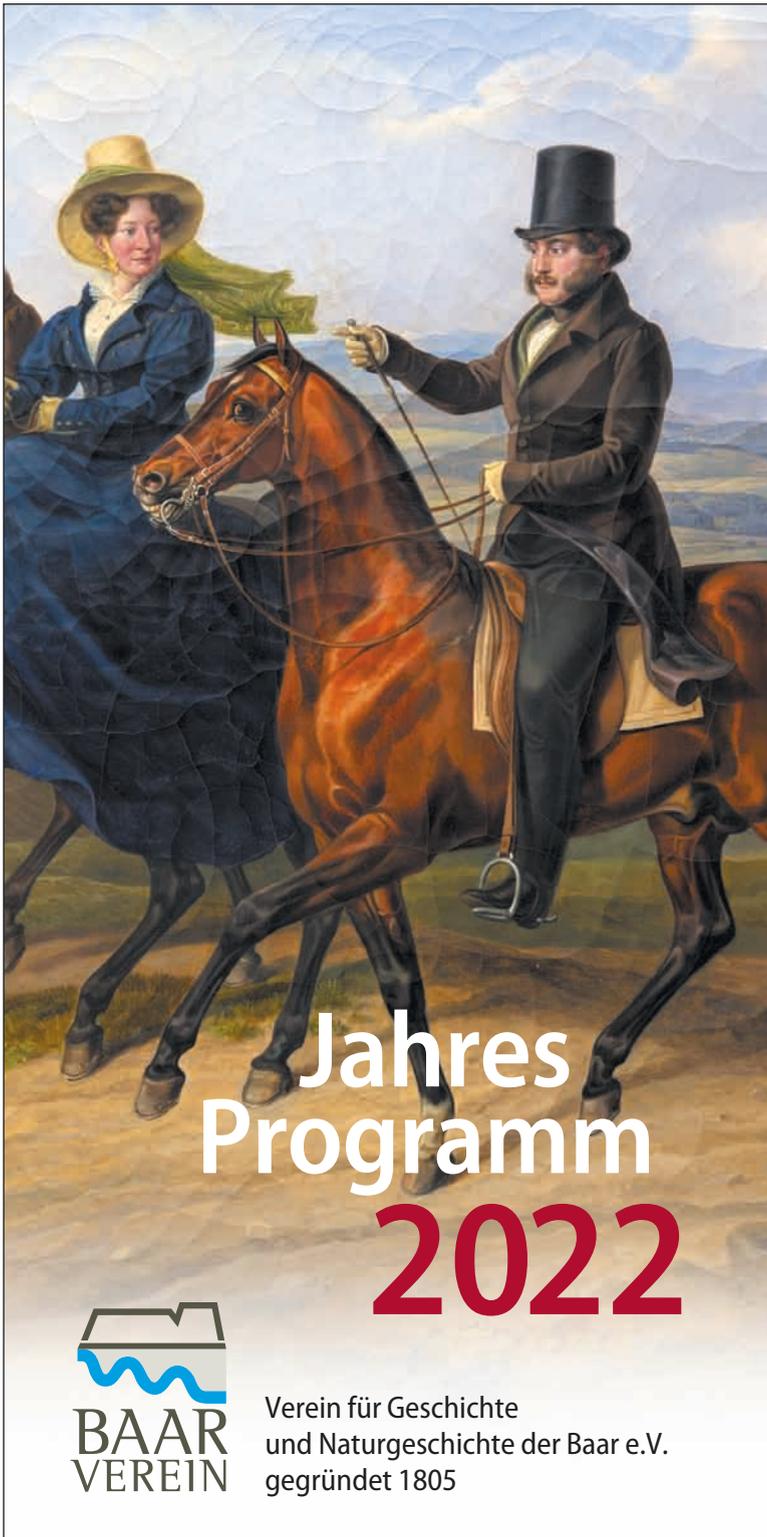
Vier Jahre nach dem großen Einsatz zeigten sich bei Susanne Huber-Wintermantel zunächst nicht klar deutbare Zeichen einer schweren Krankheit, deren Auf und Ab sie sich mit der für sie typischen Energie noch eine Weile stellen konnte. Als ich ihr am Nachmittag des 15. April 2021 die Todesnachricht von Hildegret Sattler persönlich überbringen wollte, kam ich um Stunden zu spät.

Unser Verein will seiner langjährigen Leistungsträgerin danken und gedenken durch ein Symposium mit dem Titel „Forschende Frauen“, das für den 24. September 2022 zusammen mit der Stadt Bräunlingen und dem Landratsamt geplant ist.

Gerrit Müller



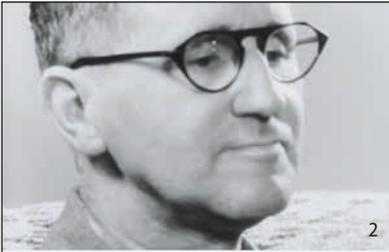
Aus dem Video des Regierungspräsidiums
Tübingen: Heimatmedaille –
Porträt Susanne Huber-Wintermantel.



Jahres Programm 2022



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar e.V.
gegründet 1805



1 Donnerstag | 13.01. | 19 Uhr | Vortrag

In Liebe vereint

Die Hochzeit Karl Egons II. Fürst zu Fürstenberg,
mit Amalia Christine, Prinzessin von Baden im Jahr 1818

Horst Fischer (Donaueschingen)

Ort: **Donaueschingen**, Christuskirche, Irmastraße 7

2 Mittwoch | 26.01. | 19 Uhr | Vortrag

Zwischen Brecht-Skandalen und Gaukulturamt

Die Donaueschinger Musiktage 1921–1951

Dr. Friedemann Kawohl (Villingen-Schwenningen)

Ort: **Donaueschingen**, Kunst- und Musikschule, An der Stadtkirche 2

3 Samstag | 12.02. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

Das Zeitalter der Dinosaurier

Besuch des Museums Auberlehaus in Trossingen

Werner und Renate Neipp

Ort: **Trossingen**, Museum Auberlehaus, Marktplatz 6

Kosten für Führung und Eintritt: 10,- Euro

Fahrgemeinschaft: 13:15 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche)

4 Mittwoch | 16.02. | 19 Uhr | Online-Vortrag

Unbekannte Burgen auf der Baar

Neue archäologische und historische Erkenntnisse

Dr. Heiko Wagner (Freiburg)

In Kooperation mit der VHS-Baar. Kosten: 7,- Euro

Anmeldung bei VHS-Baar, Tel. 0771/1001, oder: team@vhs-baar.de

5 Sonntag | 13.03. | 10 bis 17 Uhr | Aktionstag

Geschichte erleben in der Region

Aktionstag Geschichte – Projekte und Vorträge

Treffen der Heimat- und Geschichtsvereine in der Region

Ort: **Oberndorf am Neckar**, Augustiner-Klosterkirche, Klosterstraße 1

6 Samstag | 19.03. | 14 Uhr | Exkursion

Eine Kirche mit besonderem Glockenturm

Besuch von Dorf und Kirche Mariazell

Gerhard Echle (Villingen-Schwenningen)

Treffpunkt: 78664 **Eschbronn-Mariazell**, Parkplatz, Eschbachstraße 2

Fahrgemeinschaft: 13:15 Uhr ab Donaueschingen, Christuskirche



7 Mittwoch | 23.03. | 19 Uhr | Vortrag

Die Folgen des Klimawandels für die Baar

Globale Prozesse und lokale Auswirkungen

Prof. Dr. Alexander Siegmund (Heidelberg)

In Kooperation mit dem Fürstenberg-Gymnasium, Reihe »Campus FG«

Ort: **Donauschingen**, Fürstenberg-Gymnasium, Humboldtstraße 1

8 Donnerstag | 07.04. | Mitgliederversammlung und Festakt

150 + 1 Jahr – Schriften der Baar

18 Uhr: Mitgliederversammlung

19:30 Uhr: Festakt 150 + 1 Jahr – Schriften der Baar

Ort: **Donauschingen**, Donauhalle, An der Donauhalle 2

9 Sonntag | 24.04. | 15 Uhr | Vortrag

Leben, Sterben und Erben in der Alemannia

Die »Lex Alemannorum«, das erste Gesetzbuch unserer Region

Evelyn Mrohs-Ketterer (Löffingen-Bachheim)

Ort: **Bräunlingen**, Kelnhof-Museum, Zwingelgasse 1

10 Samstag | 07.05. | 14 bis 16 Uhr | Exkursion

Brigach und Breg bringen die Donau zuweg

Die Neugestaltung des Zusammenflusses der Quellflüsse der Donau

Christian Seng (Überlingen)

Treffpunkt: **Donauschingen**, Parkplatz Schwimmbad, Brigachweg 20

11 Freitag | 20.05. | 19 Uhr | Vortrag

Who destroyed the Hindenburg?

War Erich Spehl aus Löffingen-Göschweiler verantwortlich für die Katastrophe?

Joachim Morat (Göschweiler), **Harald Ketterer** (Bachheim)

Ort: **Löffingen**, Flugzeugmuseum, Hebelstraße 55

12 Samstag | 11.06. | 14 bis 17 Uhr | Exkursion

Waldböden des Baarschwarzwalds

Veränderungen der letzten 50 Jahre

Dr. Gerrit Müller (Friedenweiler) und **Matthias Krug** (Freiburg)

Exkursion (z. T. »querwaldein«, d. h. mit angepasstem Schuhwerk!)

Treffpunkt: Parkplatz an der L180 Wolterdingen-Hammereisenbach kurz vor dem Gasthaus »Zum Schwarzen Buben«



13 Samstag | 18.06. | 14 bis 16 Uhr | Kuratorenführung

KULT(UR)WALD – die Besiedlung des Schwarzwalds

Führung durch die Sonderausstellung

Peter Graßmann (VS-Villingen)

In Kooperation mit dem Franziskanermuseum

Ort: **VS-Villingen**, Franziskanermuseum

Kosten für Eintritt und Führung: 10,- Euro

14 Samstag | 25.06. | 14 bis 17 Uhr | Exkursion

Baum um Baum, Tier um Tier?

Artenschutz- und Ausgleichsmaßnahmen für Baugebiete
und Straßenbau an Beispielen in Döggingen

Hildegard Körner (Bräunlingen)

Treffpunkt: **Döggingen**, Waldfestplatz, in Verlängerung der Waldstraße

15 Samstag | 09.07. | 13 bis 18 Uhr | Exkursion

Die römische Tempelanlage am Brandsteig

Mit einer Spurensuche in Röttenberg

Dr. Ute Seidel (Landesamt für Denkmalpflege)

In Kooperation mit dem Franziskanermuseum

Gemeinsame Busfahrt, Kosten: 30,- Euro (bitte bar mitbringen)

Treffpunkt: 13 Uhr am **Donaueschinger** Busparkplatz beim Bahnhof
Zusteigemöglichkeit um 13:30 Uhr in **VS-Villingen** vor dem Bahnhof

16 Sonntag | 24.07. | Ganztägige Jahresexkursion

Das Münstertal im Schwarzwald

Bergbau, Kloster, Stadt

Das Programm liegt der Einladung zur Mitgliederversammlung bei

17 * Sonntag, 04.09. bis Freitag, 09.09. | Mehrtägige Exkursion

Umbrüche in die Moderne

Historisch-technische Entdeckungsfahrt: die vorderösterreichische
Poststrecke, Innsbruck, Herrenchiemsee, Melk, Wien, Steyr, München

Harald Ketterer, Reiseleitung (Löffingen-Bachheim)

Das Programm liegt der Einladung zur Mitgliederversammlung bei

18 Samstag | 24.09. | Ganztägiges Symposium

Forschende Frauen

Symposium in Gedenken an Susanne Huber-Wintermantel

In Kooperation mit dem Kreisarchiv Schwarzwald-Baar-Kreis
und dem Kulturförderverein Bräunlingen

Ort: **Bräunlingen-Unterbränd**, Brändbachhalle, Hirschmoosstraße 1

* Dieser Termin wurde aktualisiert.



17



20

19 Sonntag | 09.10. | 14 bis 17 Uhr | Exkursion

Opalinuston – Rohstoff für Ziegel, Blähton und vieles mehr

Besuch der Tongrube Haldenwald

Martin Fetscher (VS-Villingen)

Festes Schuhwerk ist erforderlich.

Treffpunkt: **Tuningen**, Parkplatz, Vor dem Haldenwald 1

20 * Donnerstag | 27.10. | 19 Uhr | Vortrag

Vom Rollfeld zum Flugplatz

Geschichte der Flugplätze in Villingen, Hüfingen und Donaueschingen

Rolf Ebnet (Hüfingen)

Ort: **Donaueschingen**, Hotel »Grüner Baum« in Allmendshofen

21 Mittwoch | 09.11. | 19 Uhr | Vortrag

Polizei und NS-Diktatur

Umbruch und personelle Kontinuitäten im Führungsbereich der badischen Polizei 1933 bis 1945

Eberhard Stegerer (Freiburg)

Ort: **Donaueschingen**, Hotel »Grüner Baum« in Allmendshofen

22 * Samstag | 26.11. | 14 bis 17 Uhr | Werksbesichtigung

Strom für die Baar

Besuch der Firma ED-Werke in Donaueschingen

Edmund Martin (Donaueschingen)

Ort: **Donaueschingen**, Energiedienst AG, Prinz-Fritzi-Allee 2

23 Mittwoch | 14.12. | 19 Uhr | Vortrag

Licht aus – Nacht ein

Auswirkungen der Lichtverschmutzung auf Mensch und Tier

André Pix, Paten der Nacht (Lindau)

Ort: **Donaueschingen**, Hotel »Grüner Baum« in Allmendshofen

24 Samstag | 17.12. | 15 Uhr bis 18 Uhr | Jahresausklang

Hereinspaziert beim Baarverein

Glühwein und Gebäck in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6)

Titelbild: Ausschnitt aus dem Bild Kavalkade vor Schloss Heiligenberg von Albrecht Adam. Karl Egon II. zu Fürstenberg und seine Frau Amalie von Baden mit Gefolge. Mit freundlicher Genehmigung des Hauses Fürstenberg. Weitere Abbildungen: A. Siegmund, H. Ketterer, H. Wagner, E. Stegerer, R. Ebnet, Bundesarchiv (Bildarchiv), Wikipedia, Auberlehaus

* Dieser Termin wurde aktualisiert.



Gäste sind herzlich willkommen!

Wir freuen uns auf jedes neues Mitglied mit neuen Themen und Ideen. Sprechen Sie uns an, werden Sie Mitglied bei uns.

Mitgliedschaft im Baarverein: 30 Euro Jahresbeitrag für Einzelmitglieder, 40 Euro für Familien und 15 Euro für Jugendliche.

Melden Sie sich über die Homepage beim Baarverein-Newsletter an. Sie werden dann regelmäßig über die aktuellen Veranstaltungen des Baarvereins informiert.

Baarverein und Corona-Pandemie

Zum Schutz der Teilnehmer gelten für alle Veranstaltungen, Vorträge und Exkursionen folgende Maßnahmen:

- Corona-bedingt muss mit kurzfristigen Absagen der Veranstaltungen gerechnet werden.
- Auf www.baarverein.de bzw. mit dem Newsletter wird zeitnah zu den Veranstaltungen informiert.
- **Für alle Veranstaltungen ist eine Anmeldung erforderlich.** Anmeldung mit Namen und Adresse bis ca. eine Woche vor der Veranstaltung bei der Geschäftsstelle unter info@baarverein.de.
- Die Teilnehmerzahl ist bei allen Veranstaltungen begrenzt. Wir informieren Sie, falls Sie keinen Platz gefunden haben.
- Es werden die jeweils aktuellen rechtlich vorgeschriebenen Schutzmaßnahmen wie z. B. Mindestabstand, Mundschutz und Hygienemaßnahmen eingehalten.
- Sofern eine Veranstaltung abgesagt werden muss, bemüht sich der Verein eine Alternative anzubieten. Dies kann ein Film auf YouTube, ein Livestream oder ein virtuelles Zusammenkommen sein. In diesem Fall wird über Homepage bzw. Newsletter auf die Alternative hingewiesen.



Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.

Geschäftsstelle: 78166 Donaueschingen · Schulstraße 6
Postadresse: 78159 Donaueschingen · Postfach 1954
Öffnungszeiten: Montag 18 – 19 Uhr
Telefon: (0771) 92 94 205
Internet: www.baarverein.de
E-Mail: info@baarverein.de
Facebook: Baarverein
Bankverbindung: Sparkasse Schwarzwald-Baar
IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10



Die „Schriften der Baar“ erscheinen in der Regel jährlich im März oder April. Redaktionsschluss ist der 30. September des Vorjahres.

Das vorgesehene Thema sollte vor der Manuskripterstellung der Schriftleitung vorgestellt werden (Kurzbeschreibung). Die Autorin/der Autor versichert, ihren/seinen Beitrag in dieser Form ausschließlich in den „Schriften der Baar“ zu veröffentlichen. Am Textende steht ein Kurzhinweis auf die Autorin/den Autor mit Foto (Titel, Beruf, Publikationen, Ehrenämter, Kontaktdaten).

Der Textumfang soll 45.000 Zeichen, das sind im Druck 20 Seiten, nicht überschreiten. Bitte senden Sie Ihre Texte in einem üblichen Textverarbeitungsformat als Fließtext ohne Zeilenstopps, Silbentrennungen und Seitenumbrüche.

Achten Sie bitte darauf, die Aussage Ihres Texts durch wesentliche Abbildungen zu ergänzen und zu vertiefen.

Die Manuskripte sind per E-Mail einzureichen:

- **Naturkundliche Beiträge**
→ Prof. Dr. Helmut Gehring,
gehring.vs@t-online.de
- **Geschichtliche Beiträge**
→ Michael Tocha,
tocha.vs@gmx.de
- **Rezensionen**
→ Dr. Michael Raub,
rezensionen@baarverein.de
- **Vereinsnachrichten**
→ Rolf Baiker,
rolf.baiker@web.de

Über die Annahme zum Druck entscheidet ein Redaktionsteam.

Die vollständigen Autorenhinweise können unter

<http://www.baarverein.de/autoren/> eingesehen werden.

In eigener Sache

Die „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ erscheinen seit über 150 Jahren. Die bislang 65 Bände dokumentieren die Erforschung der Baar und angrenzender Landschaften, sie sind der Wissensspeicher für ihre Geschichte und Kultur und die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften – sie sind das Gedächtnis der Region.

Einzelne Aufsätze oder ganze Jahressbände können bis auf die letzten beiden Jahrgänge auf unserer Homepage unter www.baarverein.de/schriften-der-baar/ sowie auf dem Portal RegionaliaOpen der Badischen Landesbibliothek (<https://regionalia.blb-karlsruhe.de>) eingesehen und heruntergeladen werden. Doch auch im Zeitalter des Internets laden die sorgfältig gestalteten Bände zum Blättern und Lesen ein. Die Bände der letzten 50 Jahre sind meist noch verfügbar, Sie können also Ihre Sammlung vervollständigen. Ihre Stellung und ihren Ruf verdanken die „Schriften“ ihren Autorinnen und Autoren. Sie bringen ihre Fragestellungen und Forschungsergebnisse ein und geben damit der Zeitschrift ihr Profil. Alle, die sich innerhalb und außerhalb des Baarvereins mit dieser Landschaft befassen, laden wir herzlich ein, uns ihre Arbeiten zur Verfügung zu stellen.

150⁺¹
Jahre

**Schriften
der Baar**